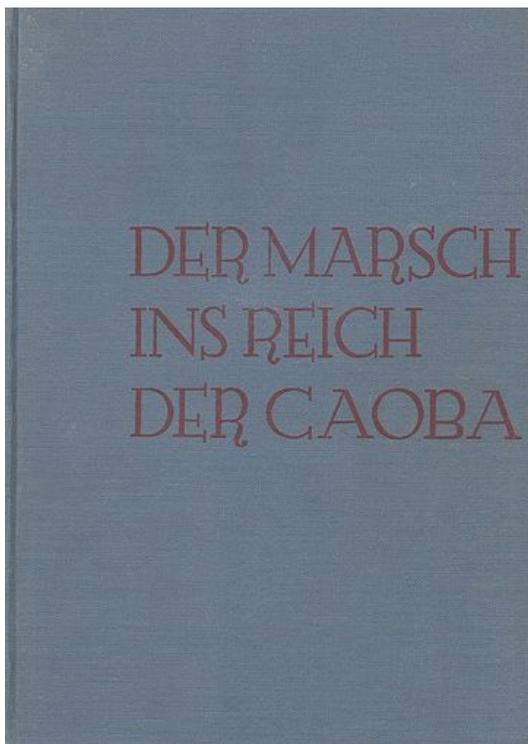


Der Marsch ins Reich der Caoba

B.Traven

Ein Kriegsmarsch



Büchergilde Gutenberg Zürich, Wien, Prag
1933, Erstausgabe,
Dritter Roman des Caobazykluses

Kapitel 01

01

In Hucutsin begannen die Karawanen der syrischen Händler einzutreffen. Dieses Ereignis veranlaßte die Bewohner des Ortes, wieder einmal aufzuwachen. Während des ganzen Jahres hatten sie keine Gelegenheit, sich zu erinnern, daß sie am Leben seien, daß ihr Ort sich irgendwo auf der Erde befinde und daß der Name ihres Städtchens so verschieden geschrieben werden mochte, daß jeder einzelne Bewohner seinem eigenen Geschmack folgen konnte.

Die Ortsbehörde schrieb den Namen des Städtchens in einer anderen Weise, als die Postbehörde die Briefmarken abstempelte. Das an sich war schon Grund genug, daß der Postmeister, der Federalbeamter war, mit dem Bürgermeister, der den Verfügungen des Staatsgouverneurs unterstand, sich in keiner Frage persönlicher oder allgemeiner Ansichten einigen konnte. Aber der Bürgermeister hielt dennoch genügend Freundschaft mit dem Postmeister aufrecht, um

gelegentlich sich die Erlaubnis nehmen zu dürfen, die einlaufenden und die abgehenden Briefe durch seine Finger gleiten zu lassen und dann zuweilen den Postmeister lächelnd zu bitten, diesen oder jenen Brief einige Tage zurückzuhalten, ihn an den Empfänger verspätet auszuliefern und einen anderen Brief nicht mit der nächsten, sondern erst mit der darauf folgenden Post abgehen zu lassen.

Die Post kam nur einmal in der Woche an, und nur einmal in der Woche ging die Post ab. Sie wurde auf dem Rücken eines indianischen Trägers vier Tage weit befördert, zu dem nächsten größeren Postsammelort. Von jenem Sammelort wurde die Post dann auf Maultieren weitergeschafft, bis sie nach weiteren sieben oder acht Tagereisen an der Bahnstation eintraf.

Diese lange Reise der Post, die häufig genug durch schwere tropische Regengüsse oder durch Meldungen von herumstreifenden Banditenhorden um das Doppelte oder Dreifache verlängert wurde, machte es für den Postmeister leicht, gelegentlich dem Bürgermeister eine kleine Gefälligkeit zu erweisen.

Der Bürgermeister war ja nicht nur Bürgermeister. Er war außerdem auch noch der Ehemann einer Frau, die im Ort einen gutausgerüsteten Kaufladen hatte, und er war der Schwager eines Mannes, der rohen Tabak unter den indianischen Bauern aufkaufte und diesen Tabak mit einem dicken Gewinn nach den größeren Städten verschickte. Da nun aber auch andere Leute im Orte einen Kaufladen und einen Tabakhandel besaßen, so war es für den Bürgermeister recht vorteilhaft, zu wissen, mit wem dieser oder jener der Geschäftsleute am Orte Handelsbeziehungen an den größeren Marktplätzen unterhielt.

Die Syrier waren unter allen möglichen Namen im Lande bekannt. Auch hier kam es ganz auf den persönlichen Geschmack der Leute an, wie sie jene Händler nannten. Bald hießen sie Libanesen, bald Türken, dann wieder Araber, Ägypter, Propheten, Mohammedaner, obgleich sie zumeist Katholiken waren nach eigener Färbung, dann wieder Levantiner und gelegentlich Wüstenbewohner. Die Leute, die von den syrischen Händlern kaufen mußten, und das war die Mehrzahl der weiblichen Bevölkerung in den fernen Orten, wo beinahe ausschließlich nur die Araber hinkamen, nannten die Händler Schwindler, Betrüger, Geldfälscher, Räuber, Schurken, Ausbeuter mexikanischer Näherinnen und Textilarbeiterinnen, Mörder, Kinderräuber und Kandidaten für den Artikel dreiunddreißig. Der Artikel dreiunddreißig der mexikanischen Konstitution beschäftigt sich mit der Deportation aller unerwünschten Elemente.

Die Syrier, obgleich ihr Christentum um ein vielfaches

unbestimmter war als das der Mexikaner, kannten aber dennoch alle Heiligtage der Mexikaner um vieles besser und richtiger als die Mexikaner selbst. Das will sehr viel heißen. Denn wenn auch einige Millionen von Mexikanern nicht lesen und schreiben können, die Heiligtage kennen sie aber doch alle auswendig; und je ungebildeter sie in allen sonstigen Dingen des Lebens sind, um so gebildeter sind sie in allen den Einzelheiten, die einen Kirchenheiligen persönlich angehen. Der Mexikaner hat ein ihm eingehämmertes kirchliches Interesse an den Lebensschicksalen der Heiligen. Der Syrier dagegen, mehr praktischen und weltlichen Dingen zugeneigt, hat lediglich ein rein wirtschaftliches und materielles Interesse an den Geburtstagen und Hinrichtungstagen und Folterungseinzelheiten der Heiligen. Die Syrier, die in Mexiko einwandern, arm wie eine Grille in der eingefrorenen Ackerfurche, besitzen nach fünfzehn Jahren ein Geschäft oder eine Fabrik, die mit einer halben Million Dollar nicht gekauft werden könnte.

Wenn sie klein und winzig sind, dann ziehen die Araber

auf die Heiligenfeste der mexikanischen Lande. Sie wissen, besser als der Señor Erzbischof, wann jeder Heilige seinen Geburtstag hat, wo dieser Geburtstag gefeiert wird, welche besonderen Waren an den verschiedenen Orten, wo die Geburtstage mit einer großer Feria würdig begangen werden, die Bevölkerung verlangt. Sie kennen den Bildungsgrad der Bevölkerung eines jeden Ortes in Mexico zuverlässiger als das mexikanische Unterrichtsministerium und wissen genau, ob die Bevölkerung an jenem Orte Seide von abgeschlissenen Kattun, Perlen von poliertem Paraffin, Glas von Diamanten und Regenschirme von Sandsieben unterscheiden kann. Sie wissen, welche Heiligenbildchen sie in Massen mitschleppen müssen, und sie wissen, wo es möglich ist, einen heiligen Joseph als den heiligen Antonio zu verkaufen, und wo es nicht möglich ist, sondern wo sie verdroschen werden, wenn sie versuchen, eine schreiend buntes Bild der Heiligen Jungfrau von Los Remedios als das der Heiligen Jungfrau von Guadalupe zu verschachern. In allen jenen Fällen, wo Mexikaner gleich gute Kaufleute sind, da haben sie es von den Syro-Libanesen gelernt; denn weil die mexikanischen Händler

ja Seite an Seite mit den arabischen Händlern auf den Märkten der Heiligenfeste arbeiten, bleibt dem mexikanischen Kattunhändler kein anderer Ausweg, als dem Syrier alle Kniffe und Schliche nachzumachen, um nicht in seinem eigenen Lande zu verhungern.

Wenn diese arabischen Händler nach mehreren Jahren des Herumziehens auf den Heiligenfesten älter werden und die Anstrengungen solcher Reisen nicht mehr genügend ertragen können, sind sie inzwischen so vermögend geworden, daß sie den Großhandel betreiben können und Fabriken errichten, wo sie den mexikanischen Arbeiterinnen zwanzig Centavos Taglohn zahlen für das Nähen von Hemden und Unterhosen und für das Anfertigen allen jenen Schundes, den die kleineren syrischen Händler auf den Märkten verschleißen. Diese kleinen Händler müssen das vertreiben, was ihnen ihre reichen Landsleute zum Verkaufen übergeben; denn nur von denen erhalten sie Kredit, und sie warten nun auf jenen Tag, wo auch sie reich sein werden, um es mit den nachfolgenden kleinen Händlern ihrer Rasse ebenso machen zu können, wie es

mit ihnen getan wurde.

Die syro-libanesischen Händler waren die ersten unter den Kaufleuten, die in Hucutsin eintrafen. Sie waren die eifrigsten im Unterhandeln mit der Ortsbehörde, und sie wußten, wieviel sie an diesen und jenen der Behörde hinter dem Rücken zu zahlen hatten, um besondere Privilegien und die besten Marktstände zu erhalten.

Während der nächsten Tage kamen dann die übrigen Händler an, Mexikaner, Spanier, Guatemalteken und Kubaner.

Jede Art des Handels oder Gewerbes hatte ihr bestimmtes Viertel auf der Plaza.

Da waren die Spielbänke, die Würfelbuden, die Tafelspiele, die Zuckerwarenhändler, die Kleiderstoffverkäufer, die Krämer mit Schmuckwaren, die Garküchen, die Schwertfresser und Feuerschlucker, die Zauberkartenverkäufer, die Wahrsager, die Händler mit heiligen Kerzen, Amuletten, Heiligenbildchen und Opferkleinodien, die Seidenhändler, Kattunhändler,

Topfhändler, Sattelmacher, Seilhändler, Mattenflechter, Hutflechter, Stickwollehändler, die Händlerinnen mit buntgestickten Hemden und Jäckchen, die Papageienhändler, Eidechsenverkäufer, Händler mit Jaguar- und Tigerfellen, die Munitionsverkäufer, Gewehrschmiede, Uhrmacher, Messerschleifer, Corridosänger, Musikanten, Schausteller, die gestohlene Kinder als Künstler und Akrobaten vorführten und sie zur Belustigung der Festbesucher die Glieder verrenken und verbiegen ließen. Nur Zirkusse, Karussells, Luftschaukeln und ähnliche Dinge waren nicht vertreten. Diese großen Unternehmen konnten nicht auf Maultieren und Eseln verfrachtet werden. Und alles, was man nicht auf dem Rücken von Lasttieren oder Indianern befördern konnte, das konnte nicht herbeigeschafft werden.

Die Marktleute bauten auf der Plaza eine kleine Stadt für sich auf. Einzelne der Handelsgruppen, wie etwa die Kleiderstoffhändler, die Kattunhändler und die Seidenhändler, hatten ganze Straßen für sich allein.

Die besonderen Stände für jeden einzelnen Händler wurden ausgelost. Bei der Verlosung mußten alle Händler

persönlich anwesend sein, um spätere Streitigkeiten zu verhüten. Bei solchen Streitigkeiten der Händler ging es sehr ernsthaft zu. Es flogen reichlich Revolverkugeln durch die Lüfte, aber einige flogen dem einen oder dem anderen in die Eingeweide. Unangenehm war es, wenn verwahrloste Revolverkugeln jemand unter das Vorhemd zwitschten, der mit dem Streit und mit den Händlern gar nichts zu tun hatte, sondern nur gerade zufällig vorüberkam, als die Marktleute das Gottesurteil anriefen.

Diejenigen Händler, die sich mit dem Bürgermeister vorher verständnisvoll über die privaten Sorgen jener Herren geeinigt hatten, bekamen ihre Gewinnnummern zugesteckt, und sie brauchten nur, wenn die Nummer aufgerufen wurde, zu rufen: „Presente! Anwesend!“ und ihren Namen nennen. Wer die privaten Zugänge zu den Sorgen des Bürgermeisters nicht kannte oder wer jene Türen nicht gut und geschickt zu ölen verstand, mußte sich mit den Plätzen begnügen, die übrigblieben oder die ihm von der Heiligen Jungfrau in der Auslosung überwiesen wurden. Es gab genügend Händler, aber es waren nicht die arabischen, die, anstatt den

Bürgermeister zu besuchen, es vorzogen in die Kirche zu gehen, der Jungfrau ein halbes Dutzend Kerzen zu opfern und sie anzuflehen, ihnen einen guten Stand in der Auslosung zufallen zu lassen und diesen Stand mit allem irdischen Segen und besonders mit einem vorzüglichen Umsatz während des Heiligenfestes zu verschönern.

Freilich, so leicht, wie sich das jemand denkt, der das Land und seine besonderen Verhältnisse nicht kennt, war das Geldverdienen der Händler keineswegs. Unter diesem Himmel, unter dem die Menschheit lebt, wird niemand etwas geschenkt, und niemand wird das Leben zu leicht gemacht.

Die arabischen Händler gelangten zu Wohlstand und Reichtum. Das ist richtig. Jedoch das war nur ein gerechter Lohn für ihr hartes Arbeiten. Jeder, der, ob durch harte Arbeit oder durch Stehlen zu Wohlstand kommt, wird von denen beneidet, die zurückbleiben.

Die Mexikaner hatten in ihrem eigenen Lande ebenso viele Freiheiten und Rechte wie die Syrier. Aber der Mexikaner, wenigstens die große Mehrzahl der Mexikaner, kann es nicht ertragen, Geld in seiner Tasche oder in seinem Kasten zu wissen. Wenn er fünf Pesos im Tag verdient, so bemüht er sich, sieben Pesos auszugeben. Er liebt es, Feste zu feiern und Feste zu geben. Je mehr, desto besser. Er feiert den Tag seines

Schutzpatrons mit einem Aufwand, der ihn ein Vierteljahr seines Einkommens kostet. Dann wird natürlich der Tag des Schutzpatrons seiner Frau gefeiert, dann der seiner Mutter, darauf der seines Vaters, dann der seines Sohnes, dann der seiner Tochter, darauf der seines Onkels und dann der seiner Tanten, seiner Neffen, seiner Brüder, seiner Schwestern, seiner Schwäger, seiner Vettern und Basen, und endlich noch feiert er die Namenstage aller seiner Freunde. Aber darüber darf er die offiziellen Kirchenfeste nicht vergessen, die etwa zweihundert Tage im Jahre ausfüllen. Hinzu kommen die fünfzig patriotischen Festtage. Endlich muß er die Semana Santa, die heilige Karwoche, feiern, in der er auf seine jährliche Ferienreise geht. Es ist keineswegs übertrieben, zu sagen, daß der Mexikaner, der es seiner Familie, seinem Vaterlande, seinen Freunden und der katholischen Kirche recht machen will, dreitausendsiebenhundert Tage benötigt, um alle die Feste zu geben und zu feiern, die er innerhalb eines Jahres als guter Familienvater, als Patriot und als gläubiger Katholik zu geben und zu begehen verpflichtet ist. Aus diesem Grunde hat er nie Geld, kommt nie zu

Geld, und wenn er wirklich doch auf irgendwelchen Umwegen zu einem Wohlstand gelangt, gibt er ein großes Bankett für alle seine Freunde, um diesen Vorgang zu feiern – und er steht am nächsten Tage mit so vielen Schulden da, daß er fünf Jahre braucht, um dort wieder hinzugelangen, wo er vor dem Bankett stand.

Die Araber in Mexiko tun das nicht. Darum müssen die mexikanischen Frauen für die arabischen Fabrikanten in Mexiko für einen Taglohn von zwanzig oder fünfundzwanzig Centavos arbeiten, wobei sie freilich das Recht behalten, gegen die unverschämte Ausbeutung der Libanesen zu protestieren. Denn ein Recht muß ja schließlich auch dem ausgebeuteten Proletarier bleiben.

In der Arbeit selbst waren die mexikanischen Händler den arabischen Händlern in keiner Weise unterlegen. Sie waren ebenso zäh wie jene, intelligenter meist als die Syrier, und sie scheuten ebensowenig wie die Araber vor keinen noch so harten Entbehrungen und Mühen zurück. Und wer zu dem Candelaria- Heiligenfest nach Hucutsin kommen und dort Geschäfte machen wollte, mußte zäh, ausdauernd und intelligent sein.

Der Ort lag etwa vierhundert und einige dreißig Kilometer von der nächsten Eisenbahnstation entfernt. In der vollen Trockenzeit, das ist von Ende Februar bis Anfang Mai, konnten innerhalb jener Strecke zweihundertsechzig Kilometer mit einem robusten und widerstandsfähigen Auto gefahren werden. Während der halbtrockenen Zeit, das ist von Ende Dezember bis Ende Juni, konnte man die ersten hundertfünfzig Kilometer von der Eisenbahnstation aus mit dem Auto fahren. Freilich, in der Halbtrockenzeit geschah es oft genug, daß man mit dem Auto im Morast einige Tage lang stecken blieb. In der Regenzeit konnte die gesamte Reise nur auf Maultieren, Pferden oder in Carretas geschafft werden.

Das letzte Drittel des Weges, ganz gleich, ob man von Jovel oder von Balun-Canan aus kam, konnte nur auf Maultieren gereist werden, ohne Rücksicht darauf, ob es Trockenzeit oder Regenzeit war. Denn diese Strecke hatte keine Straße, weder für Carretas noch für leichte Wagen und erst recht nicht für Autos.

Dieser Weg ging über so viele Höhenwege der Sierra Madre del Sur, daß man ununterbrochen fünfhundert Meter hochkletterte, dann wieder fünfhundert Meter hinunter, dann wieder hinauf und dann abermals hinunter. Auf der ganzen Strecke waren kaum fünf Kilometer zu finden, wo man auf ebener Erde reiten konnte. Der Weg ging über Felsenrücken, durch Busch, durch Moraste und Sümpfe, durch Flüsse und durch tief ausgewaschene Erdrinnen.

Eine solche Reise auf gutem Mule, nur von einem Burschen begleitet, zu machen ist anstrengend genug. Nicht immer lebensgefährlich. Handfeste Arbeit aber war es, diese Reise mit einem großen Transport von Waren, die alle auf dem Rücken von Tragtieren befördert werden, machen zu müssen. Und es war nicht nur harte Arbeit, sondern ein ewiges Sorgen. Ein Tier brauchte sich nur im Wasser eines Flusses, der gekreuzt wurde, hinzulegen, um sich abzukühlen oder um die Beißfliegen abzuwehren, dann war die schöne teure Seidenware aus Frankreich dahin, dann waren die Spiegel und die Uhren und die Munition oder was immer in den Packen war, verdorben

und verloren. Der Gedanke, solche Waren in eleganten eisernen Tropenkoffern zu befördern, ist ein sehr guter Gedanke. Aber wenn er in die Tat umgesetzt werden soll, so braucht der Transport viermal mehr Tragtiere, viermal mehr Maultiertreiber und viermal mehr Maisrationen, die mit aufgepackt werden müssen, weil es bei großen Transporten geschieht, daß unterwegs kein Futter gekauft werden kann. Die Ware wird dann so teuer an ihrem Verkaufsort, daß niemand sie kaufen kann und der Händler sie wieder mit sich schleppen muß.

Der Marsch von Jovel bis Hucutsin mit einer Karawane dauerte etwa fünf Tage. Manche der Händler verdoppelten diese Reisezeit dadurch, daß sie in einigen der indianischen Orte, die sie auf dem Marsche antrafen, einen Tag Aufenthalt nahmen, um ihre Waren auszulegen. Das aber verursachte neue Steuern und höhere Ausgaben für die gemieteten Tragtiere und für die Treiber.

Viele Händler, besonders ärmere, mieteten sich Indianer, die auf ihrem Rücken die Waren nach Hucutsin schleppten. Die Indianer waren billiger als die Maultiere,

und sie legten sich nicht mit den Waren in das Wasser des Flusses. Sie stürzten auch seltener mit den Waren in einen Abgrund, und sie stießen auch nicht mit den Packen gegen Felswände oder gegen Bäume. Denn trotz des geringeren Lohnes hatten die indianischen Träger ja mehr Verstand als die Maultiere, die sich nicht darum kümmerten, was in den Packen war, und die, wenn sie aus irgendwelchen Gründen, etwa durch einen Tiger, den sie im Busch schleichen sahen, in Furcht kamen, meilenweit mit ihren Packen dahinstürmten, ohne anzuhalten, die Packen anrennend und anstoßend gegen alles, was ihnen in den Weg kam.

Aber die indianischen Träger hatten für den Händler einen Nachteil gegenüber den Maultieren. Denn weil sie Verstand hatten, waren sie nicht immer ganz so zuverlässig wie die Maultiere. Die Indianer bekamen zuweilen Heimweh nach ihren Frauen und Kindern. Dann ließen sie die Packen im Ort, wo übernachtet wurde, liegen und verschwanden vor dem Morgengrauen. Der Händler stand dann da mit seinen Packen und konnte nicht weiter. Es gelang ihm vielleicht, Träger in

dem Ort, wo er gerade war, zu finden. Aber denen mußte er das Dreifache zahlen, weil sie, geschäftstüchtig genug, die Verlegenheit des Händlers zu ihrem Vorteil ausnutzten.

Von Jovel, der nächsten größeren Stadt und der Endstation der Carretas, führten drei Pfade über die Höhenzüge nach Hucutsin. Aber jeder Weg war gleich lang, gleich schwierig und gleich mit allen möglichen Gefahren, Unannehmlichkeiten und Ärgerlichkeiten behaftet.

Dennoch, wo immer zwei oder mehrere Händler irgendwo zusammentrafen, begann das Streiten darüber, welcher von den drei Wegen der beste sei. Wo Wege eine so große und so wichtige Angelegenheit sind wie in jenen fernen und wilden Regionen, da verbringen Menschen, ob Händler oder Nichthändler, ganze Tage und Nächte mit nichts anderem als mit dem Herumstreiten über die Länge, über die Schwierigkeiten, über die Vorteile und über die Nachteile von Wegen. Dies Streitigkeiten sind bei weitem ernster als in Europa die Streitigkeiten über die Vorzüge und Nachteile bestimmter politischer Parteien und politischer Fragen. Wer diese Wege zu reisen hat, hat weder Zeit noch Lust, sich über politische

Dinge zu erregen. Ihm ist es gleich, ob Kommunisten recht haben oder Faschisten. Seine ganze politische Meinung konzentriert sich auf den einen Ausruf: „Por Santisima, o Heilige Mutter Gottes, que camino, was für ein Weg!“ Dann flucht er auf den Gouverneur im besonderen und auf die Regierung im allgemeinen, die, jahrzehntelang Extrasteuern für den Weg erheben und niemals einen Weg bauen.

Der bevorzugteste Weg nach Hucutsin führt über den indianischen Ort Teultepec. Dieser Ort liegt zweitausend Meter hoch auf der Sierra. Es ist der letzte Ort, ehe man Hucutsin erreicht. Hat man den Ort etwa zwei Stunden Ritt hinter sich, gelangt man auf ein kleines Plateau, wo drei Kreuze stehen, um dem Reisenden Gelegenheit zu geben, hier seine Seele und seine Waren den Heiligen zu empfehlen. Denn von hier aus, tausendeinhundert Meter steil unter sich, sieht man nun Hucutsin liegen. Es war eine gute Idee, hier an dieser Stelle drei Kreuze zu errichten. Kreuze erinnern immer an Leiden. Sie lassen den Menschen nie vergessen, daß der irdische Lebensweg ein Leidensweg ist und eine mit Dornen und Disteln

bestreute Straße.

Durch diese Kreuze ist der Reisende nun vorbereitet auf das, was alles geschehen kann.

Der Pfad, der hier steil hinunterführt, ist steinig, morastig, brüchig. Zuweilen rollen oder stürzen große Gesteinsbrocken von den Kuppen des felsigen Höhenzuges ab, die über den Pfad poltern und die alles, was ihnen in den Weg kommen sollte, Bäume, Reiter, Lastmules, mit sich in den Abgrund reißen.

An zahlreichen Stellen ist der Weg so tief abgebrochen, ausgeschwemmt oder zerbröckelt, daß die Tragtiere auf einen Ruck fünfzehn und zwanzig Meter an den steilen Wänden hinunterrutschen, bis sie auf eine neue Schleife des Pfades fallen, der sich in Hunderten von Windungen am Abhang abwärts zieht.

Es geschieht oft, daß die Mules mit ihren Lasten auf dem Rücken seitlich um sich herum kugeln, bald sind die Packen oben, bald die Beine des Tieres.

Durchaus natürlich ist es, daß in einem Ort, der so weit

von der Eisenbahn und damit von der Zivilisation
entfernt liegt, und der so ungemein schwer zugänglich ist,
sich Dinge begeben können, die in einer anderen Gegend
und in einem anderen Ort nicht einmal gedacht werden.
Wer in diesem Ort herrscht, sei er Bürgermeister,
Polizeichef oder Richter, der herrscht absolut. Keine
Zeitung berichtet über ihn. Und der Regierung ist nur das
bekannt, was er reportiert.

Hucutsin ist ein indianisches Wort und heißt Großer Platz oder Großer Ort. Aus der indianischen Bezeichnung ist zu erkennen, welche Bedeutung der Ort einst hatte. Man vermag leicht die Grenzen festzustellen, die der Ort in alten indianischen Zeiten einnahm. Diese Grenzen gehen um das mehr als Zwanzigfache über die Grenzen hinaus, die der Ort heute hat. Aber nicht nur an den Grenzmarken ermißt man die Wichtigkeit der Stadt.

Zur rechten Seite, wenn man den steilen Pfad von Teultepec herunterkommt, liegt, überdeckt von Erde, die sich in Hunderten von Jahren angehäuft hat, eine gewaltige Tempelpyramide, deren Formen vom Ort aus deutlich gesehen werden können.

Drei Stunden Ritt vom Ort entfernt befinden sich die Ruinen einer heiligen Stadt, die das religiöse Zentrum der reichbevölkerten Gegend war. Wie Zugvögel Jahrhunderte, vielleicht gar Jahrtausende hindurch jedes Jahr die gleiche Reise unternehmen und zu den gleichen Orten zurückkehren, so kommen in jedem Jahr alle die

Tausende von Indianern, die in der Region weit verstreut leben, einmal zu diesem Zentralort ihrer Rasse und ihrer Geschichte zurück. Wie von einem unausrottbaren Instinkt getrieben, vereinigen sie sich hier einmal im Jahr, obgleich der Ort nur von Mexikanern bewohnt wird, von denen freilich viele mit indianischem Blut überreich gemischt sind.

Das Fest, das die Indianer einmal im Jahr hierher treibt, ist das Candelariafest, das in der ersten Woche des Februar gefeiert wird.

Das Fest hat katholischen Charakter, und die religiösen Festlichkeiten werden in der Kathedrale des Ortes abgehalten. Die Indianer, die zum Feste kommen, sind alle katholisch getauft. Dennoch darf man ganz sicher sein, daß hier die katholische Geistlichkeit die gleiche sehr geschickte Vermischung betrieben hat, die sie auch in Europa zur Zeit der Bekehrung der Germanen betrieb, eine Vermischung, die der katholischen Kirche das Geschäft wesentlich erleichterte. Es ist recht merkwürdig, daß Christus gerade und ganz genau am Julfeste der alten Germanen geboren wurde.

Daß in Hucutsin das Candelaria-Heiligenfest als das Jahresfest der katholischen Kirche gefeiert wird, hat an sich keinen Sinn. Denn Hucutsin hat mit der Candelaria in keiner Weise irgendeine Beziehung.

Der Vorgang aber erklärt sich, wenn man weiß, daß die Indianer jener Region in alten Zeiten, und gewiß Jahrtausende hindurch und viele Jahrhunderte vorher, ehe je ein Spanier nach Mexiko gekommen war, in der siebenten Woche nach der Wintersonnenwende ihr großes religiöses Jahresfest in Hucutsin und in der nahen heiligen Stadt abhielten. Priester und Mönche sind von jeher in allen Ländern, bei allen Religionen und zu allen Zeiten gute Geschäftsleute gewesen. Eine Religion, ganz gleich welche, die keine guten Geschäftsleute in der Leitung hat, lebt nicht lange.

So war es hier in Hucutsin vorauszusagen, was geschehen würde, wenn die Spanier die katholische Religion zu den armen indianischen Heiden bringen würden.

Das große religiöse Fest der Indianer war in der ersten Woche des Februar.

Da die Katholiken jeden Tag im Jahre wenigstens einen Heiligen oder einen mystischen Vorgang zu feiern haben, so können sie aus dem Vollen greifen. Und weil sie in der ersten Woche des Februar überall das Candelariafest begehen, so nannten sie vom Tage ihres Einzuges in Hucutsin ab das indianische Fest einfach Candelariafest. Damit war die Heidenbekehrung vollzogen. Denn wie bisher in vergangenen Jahrhunderten die Indianer in der ersten Woche des Februar eines jeden Jahres nach Hucutsin kamen, dort vor dem Tempel den religiösen Zeremonien beiwohnten, den Priestern die Opfertgaben überbrachten und dann den Markt besuchten und sich weltlichen Freuden hingaben, so taten sie es nun auch in Zukunft. Der indianische Tempel war niedergerissen und an seiner Stelle die Kathedrale errichtet worden, auf denselben Steinfundamenten, auf denen der indianische Tempel gestanden hatte. Und die katholische Kirche wurde von denselben Steinen erbaut, aus denen der Tempel erbaut worden war. Die Mönche, nur auf raschen Profit denkend, nahmen sich nicht einmal die Mühe, die Steine alle zu zensieren. So finden sich denn bis heute in den Mauern der katholischen Kirche innen und außen

und im Boden zahllose Steine, die alte indianische Hieroglyphen und religiöse Symbole tragen.

Der Dienst in der Kirche und die Handlungen der Priester in der Kathedrale unterschieden sich nicht allzusehr von den Zeremonien in den indianischen Tempeln. Hier wie dort redeten und sangen die Priester etwas herunter, was niemand verstand, der zuhörte; hier wie dort tanzten und gestikulierten die Priester vor dem Altar herum, drehten sich und wandten sich, verbeugten sich und warfen ihre Arme hoch in die Luft. Die Indianer wollten ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen, weil sie das so gewohnt waren, und so gingen sie von nun an mit der gleichen Gewohnheit und Regelmäßigkeit in die Kathedrale, wie sie früher in ihren Tempel gegangen waren. Wer tanzen will, muß zu der Musik tanzen, die ihm geboten wird.

Hucutsin war aber auch der politische Mittelpunkt, die Hauptstadt der Nation der Tseltalen gewesen. In allen ihren Rechtsstreitigkeiten, in allen ihren geschäftlichen Handlungen, die die Bestätigung der Obrigkeit erforderten, um gültig zu sein, mußten sie nach Hucutsin

gehen. Hier war ihr König, der Recht sprach, hier waren die Richter, die urteilten, hier wurden Erbrechte und Eigentumsrechte bestätigt, hier wurden Kontrakte abgeschlossen, hier wurden alle Entscheidungen getroffen, die das persönliche oder das staatliche Leben des Indianers oder seiner Familie betrafen. Was nicht in Hucutsin entschieden worden war, galt nicht als zu vollem Recht bestehend.

Und wie die Tseltalen in alten Zeiten mit allen ihren Problemen nach Hucustin gewandert waren, um sie zu lösen, so kamen sie auch nun nach Ankunft der Spanier nach Hucutsin aus denselben Gründen. Ihre Könige, Richter und Preister waren ermordet worden. Und weil sie niemand sonst antrafen, der Autorität besaß, um Entscheidungen zu treffen, so mußten sie nun die spanischen Autoritäten anrufen.

Es lag den Tseltalen seit Jahrtausenden wohl im Blut, daß Hucutsin einmal im Jahre besucht werden mußte, wie Mohammedaner einmal im Leben Mekka besucht haben müssen, um in ihrem Innern Frieden zu finden. Wie früher, so wurde auch jetzt in Hucutsin alles das für die

Indianer erledigt, was sie zu erledigen gedachten und was sich in ihren Wünschen, Bedrängnissen und Notwendigkeiten während des Jahres angehäuft hatte.

Die großen Latifundienbesitzer, die Finqueros, hatten bald die Wichtigkeit des Ortes Hucutsin erkannt. Sie lernten in kurzer Zeit, daß alles, was sie mit den Tseltalindianern abzuschließen und zu handeln hatten, eine erhöhte Rechtskraft bekam, wenn es in Hucutsin am Candelaria-Heiligenfest abgeschlossen wurde. Kein spanische und später keine mexikanische Behörde konnte Verträgen, die mit Indianern bestätigt wurden, einen so hohen Wert an Achtung verschaffen, als es die Tseltalen aus sich heraus selbst taten, wenn die Abmachungen in Hucutsin am Candelariafest rechtskräftig geworden waren.

Dies war einer der wichtigsten Gründe, warum die Agenten, die Indianer für die Monterias anwarben, die Arbeitsverträge in Hucutsin am Candelariafest unterzeichnen und bestätigen ließen.

Der andere Grund war der, daß sich in Hucutsin die letzte

Behörde befand, die vom Gesetz und von der Konstitution anerkannt war. Der Ort war der äußerste Außenposten der Zivilisation und der Regierungsgewalt der mexikanischen Republik. Hinter dem Garten des letzten Hauses begannen die ersten Sträucher des Dschungels; und die Bewohner des Dschungels, insbesondere Tiger, Löwen, Kojoten, Alligatoren und Schlangen, fürchteten sich nicht, des Nachts oder oft schon während der Dämmerung bis in die Höfe der letzten Häuser des Ortes einzubrechen.

Von hier aus zwanzig Tagereisen weit nach Osten und Südwesten gab es keine gesetzliche Behörde mehr. Sobald der Dschungel begann, war derjenige Behörde, der den besten Revolver hatte und diesen Revolver am schnellsten zu ziehen und am wirkungsvollsten zu feuern verstand.

In Hucutsin wurden an manchen Candelariafesten die Verträge von fünfhundert Indianern, die für die Monterias angeworben worden waren, von der Behörde bestätigt.

Diese Leute bekamen, sobald der Kontrakt rechtskräftig geworden war, zwanzig bis fünfzig Pesos Vorschuß, je nach der Höhe des Betrages, den sie bereits bei der Anwerbung erhalten hatten, und unter Rücksicht auf die Zeit, die sie nach Ansicht der Werbeagenten im Dschungel aushalten würden, ehe sie eingegraben werden müssen.

Geld hatte weder im Dschungel noch in den fernen Arbeitsdistrikten der Monterias irgendwelchen Wert. Wert hatten nur Gebrauchsgegenstände aller Art. Darum gaben die Indianer, die als angeworbene Arbeiter in die Monterias geführt wurden, hier alles Geld aus, was sie besaßen und was sie als Vorschuß bekommen hatten oder von ihren Agenten hier noch nachträglich erhalten konnten. Sie betrachteten den Einkauf von Waren hier

als eine gute Anlage ihres Lohnes; denn in den Monterias waren die Waren um das Vierfache und Sechsfache, ja Zehnfache höher als hier. Hier war eine harte Konkurrenz unter den Händlern, während in den Monterias keinerlei Wettbewerb unter Händlern bestand.

Diese großen Trupps von Indianern, die für die Monterias angeworben waren und hier ihre Kontrakte bei der Behörde bestätigen mußten, waren ein ungemein wichtiger Grundstock für die große ökonomische Bedeutung des Candelaria-Heiligenfestes in Hucutsin. Man ging nicht zu kurz in der Berechnung, wenn man annahm, daß jeder einzelne der angeworbenen Indianer auf diesem Feste wenigstens dreißig Pesos ausgab. Aber sicher mehr als ein Drittel gab bis zu hundert Pesos aus. Das waren diejenigen, die mit ihren Familien bis hierher hergekommen waren und hier von ihnen Abschied nahmen. Diese Indianer kauften nicht nur für sich ein, sondern sie nahmen ungemein hohe Vorschüsse, um für ihre Frauen, Kinder, Mütter oder jüngeren Geschwister alles zu kaufen, was jene Familienmitglieder, die von ihnen abhängig waren, während ihrer Abwesenheit

gebrauchen konnten.

Die Agenten zeigten sich hier mit Vorschüssen bei weitem freigebiger als in den Heimatorten der Indianer. Hier war der Kontrakt gezeichnet und von den Behörden bestätigt, und die Indianer standen sofort unter polizeilicher Bewachung. Sie hätten den Ort kaum nach irgendeiner Richtung hin verlassen können, ohne von einem der zahlreichen Hilfspolizisten gesehen und aufgefangen zu werden.

So gaben diese Indianer dem Fest eine solche wirtschaftliche Bedeutung, daß die Händler willig die zuweilen ungemein hohen Marktsteuern, die ihnen der Bürgermeister auferlegte, bezahlten, um einen guten Platz auf diesem Markte zu haben.

Da der Bürgermeister von jedem Vertrag der Arbeiter, den er unterschrieb und unterstempelte, fünfundzwanzig Pesos erhielt, so waren für ihn die Trupps der angeworbenen Indianer die wichtigste Quelle seines Einkommens als Bürgermeister. Und diese so wichtige Einnahmequelle neben der großen Einnahme aus den

Extrasteuern des Candelariafestes waren Grund genug, daß bei den Wahlen für den Posten als Bürgermeister jedes Mal so etwa zwanzig Bürger auf dem Schlachtfeld der demokratischen Wahlen blieben, kaum zu zählen jene, die nur einige abgefeilte Revolverkugeln irgendwo zwischen ihrem Knochengerüst stecken hatten.

Außer diesen angeworbenen Indianern kam aber auch die große Mehrzahl, wohl neunzig Prozent aller der Indianer zu dem Fest, die verstreut über die ganze Region wohnten.

Einmal kamen sie zu dem Feste der Kirche wegen. Es war für die Mehrzahl der Indianer der einzige Kirchendienst innerhalb eines Jahres, dem sie beiwohnten. In den meisten ihrer Orte und Siedelungen hatten sie die Kirche zerstört, weil sie keinen Geistlichen ständig um sich dulden wollten; denn sie betrachteten die Geistlichen als Parasiten. In den wenigen Orten, wo sie die Kirche nicht zerstört hatten, waren die Kirchen, die dort unter spanischer Herrschaft errichtet worden waren, zerfallen. Wo aber dennoch eine Kirche vielleicht übriggeblieben war, kam nie ein Geistlicher hin, weil es für ihn nichts einbrachte.

Die Indianer fühlten sich in ihrem Gewissen durchaus beruhigt, wenn sie einmal im Jahre zu dem großen Feste nach Hucutsin pilgerten, hier einer Messe beiwohnten,

von der Kirchentür auf ihren Knien bis zum Altar rutschten, auf diesem Wege jeder Heiligenfigur, an der sie vorbeirutschten, die lackierten Füße küßten, ihren Kindern den Dreck des steinernen Bodens der Kirche in den Mund schmierten, um die Kinder vor Krankheit und bösen Geistern zu schützen, sich selbst diesen Dreck als Medizin in Wunden rieben, die sie am Körper hatten, und dann endlich, wenn sie am Altar angekommen waren, dem Kirchendiener die Kerzen übergaben, die sie der Gottesmutter und den Heiligen zu opfern gedachten. Dann legten sie Blumen und Früchte auf den Stufen des Hauptaltars und auf den Kniebrettern der zahlreichen Nebentaltare der Heiligen nieder, und zuletzt, wenn sie die Kirche wieder verließen, zahlten sie auf die Teller, die ihnen von den Einkassierern vor die Brust gehalten wurden, ihre Pesos zur Sättigung des Heiligen Vaters.

Sobald sie alles richtig hier bezahlt, ihre Kinder hatten taufen lassen und auch dafür nichts schuldig geblieben waren, war für sie für die Dauer eines Jahres alles wieder einmal getan, was sie mit der katholischen Kirche verknüpfte. Mehr schien niemand von ihnen zu erwarten,

und Gott gab ihnen, ihren Maisfeldern und ihren Schaf- und Ziegenherden erneut Fruchtbarkeit für die nächsten zwölf Monate.

War ihre religiöse Pflicht soweit nun erfüllt, so gaben sie sich ihren irdischen Verpflichtungen und Genüssen hin.

Alle diese Indianer hatten Waren eigener Erzeugung mitgebracht, die sie hier auf dem Markte zu verkaufen gedachten. Töpfe, Hüte, Woldecken, Wollbänder, Matten, Felle von Rehen, Antilopen, Tigern und Löwen, Häute von Schlangen und Alligatoren, ferner Bohnen, Mais, Eier, Hühner, Ziegen, Schafe, Kälber, Schweine, Hunde, Papageien, Singvögel, Eidechsen, Tabak, Baumwolle, Wolle, Kaffee, Kakao, Vanilleschoten, Bananen, Kaugummi, medizinische Pflanzen und Kräuter.

Hatten diese Leute ihre mitgebrachten Waren verkauft, so begannen sie selbst auf dem Markte einzukaufen.

War das alles erledigt, dann kauften sie Comiteco und betranken sich gründlich.

Sobald die Männer mit dem Trinken begannen, tauchten die Agenten der Monterias in ihrer Nähe auf. Die Agenten waren freigebig mit dem Branntwein. Wenn die Männer genügend in sich hatten, dann borgten ihnen die Agenten Geld, um mehr Branntwein zu kaufen. So wurden die Indianer und die Agenten gute Freunde.

Aber die Agenten ließen ihre Freunde nun nicht mehr aus den Fängen. Am nächsten Morgen, wenn die Männer noch halb im Schwung waren, begann das Vertiefen der Freundschaft mit neuen Einladungen zu einer Copita, einem Gläschen.

Dann wurden den Amiguitos, den lieben Freunden, die Herrlichkeiten der Welt gezeigt.

„Hermanito, mein kleines Brüderchen“, sagte der Agent freundlich zu dem Indianer, „was denkst du wohl, was deine Mujer, deine Frau, sagen würde, wenn du ihr diese schöne bunte Schürze kaufen würdest?“

„Oh, sie würde sich gewiß, sehr freuen“, erwiderte der junge Indianer mit glänzenden Augen.

„Gut, du bist mein Freund, mi amigo, ich borge dir das Geld für die Schürze“, sagte darauf der Agent und rief nachlässig zum dem Araber: „He, du, Bursche, wieviel kostet die Schürze?“

„Unter Brüdern“, sagte der Araber, sich auf die Brust schlagend. „Die Schürze kann ich nicht für weniger verkaufen als vier Pesos, aber für Sie Señor, gut, meine letztes geheiligtes und unwiderrufliches Wort: Drei und einen halben Peso.“

Der Agent wußte, daß er die Schürze von demselben Araber leicht für zwei Pesos handeln konnte. Aber er bezahlte es ja nicht. Ihm kam es nicht darauf an, daß der Indianer seiner Frau eine Schürze zum Geschenk machte oder eine Seidenband oder ein Kopftuch. Was kümmerte ihn die Frau des Indianers. Ihm war es nur darum zu tun, daß der Indianer heftig Geld verausgabte, um Schulden zu machen.

Waren es nicht Geschenke, die der Indianer seiner Frau oder seinem Mädchen oder seiner Mutter machen wollte, dann wußte der Agent ihm andere Dinge begehrllich zu

machen. Ein schönes Taschenmesser, ein paar glitzernde Fingerringe mit großen Diamanten oder Rubinen aus Glas, ein gesticktes Hemd, wie es die großen Finqueros trugen, eine Uhr. Der Indianer konnte alles haben, worauf der Blick seines Auges fiel. Er war wie in der Halle des Schlosses, in der ein Zauberer seine Schätze ausgelegt hatte, von denen jeder, der kam und sich die Mühe machte, nehmen durfte, was er wollte. Der Indianer brauchte nur zu sagen: „Das will ich haben!“, und da war es auch schon in seinen Händen.

Wenn nichts den Indianer verlocken konnte, weil sein Sinn nicht nach Besitz trachtete, so kam der Agent dennoch nicht in Verlegenheit. Comiteco, Branntwein, half immer. Die ersten zwei Gläschen wurden geschenkt.

Der Indianer konnte den freundlichen Agenten doch nicht beleidigen und sich weigern, mit ihm zu trinken. Hatte er aber erst einmal zwei oder drei Gläschen getrunken, dann gab es kein Halten mehr. Der Agent borgte und borgte, und der Indianer unterschrieb, was man wollte.

Zu dem Candelariafest kamen aber auch alle die großen Finqueros, die Domänenbesitzer. Sie kamen meist mit ihren Familien und mit einem halben Dutzend von Burschen und Mägden.

Sie besuchten das Fest, um ihrer religiösen Pflicht zu genügen. Es war aber auch eine gewisse gesellschaftliche Pflicht aller Finqueros und Großgrundbesitzer der Region, sich während des Candelariafestes in Hucutsin mit ihren Familien einzufinden.

Manche dieser Latifundienbesitzer hatten zehntausend, manche fünfzigtausend Hektar an Land. Sie besaßen zuweilen so große Ländereien, daß sie in vielen Fällen sechs Stunden zu reiten hatten, um ihrem nächsten Nachbarn einen Besuch abzustatten. Die Familien dieser Finqueros waren alle miteinander verwandt und verschwägert. Aber wenn auch die Männer zuweilen irgendwo, in Hucutsin oder in Jovel oder in Balun-Canan oder in Achlumsal, sich zuweilen gelegentlich trafen, so hatten die Familien kaum eine andere Gelegenheit, sich

zu sehen, als bei dem Candelariafest, wo alle in derselben Woche anwesend waren.

Hatten die Finqueros ihre Kerzen in der Kirche gestiftet, einer Messe halb hingehört und die Pflichtzahl von Kniebeugen und Bekreuzigungen abgeliefert, dann gingen sie an ihre Geschäfte.

Die Mehrzahl ihrer Verkäufe an Vieh, Mais, Zucker, Kaffee oder was sie produzierten wurde so abgeschlossen, daß die Lieferungen am Candelariafest ausgeglichen und bezahlt wurden. Mit dem Candelariafest endete für die Finqueros das alte Geschäftsjahr und begann das neue. Es kamen alle Händler, die mit den Domänen in Geschäftsverkehr standen, zu dem Feste, um neue Verträge abzuschließen und um die Verpflichtungen aus laufenden Verträgen zu erfüllen. Alle Rechnungen wurden bezahlt. Der Finquero, der das ganze Jahr hindurch alle Waren auf Kredit nahm, um zu verhindern, daß seine Burschen Geld mit sich führten, bezahlte an diesem Tage alle die Rechnungen, die ihm in Hucutsin vorgelegt wurden, sobald er, am gleichen Tage, das Geld für die ausgeführten Lieferungen erhalten hatte.

An diesem Tage bezahlten die Finqueros gleichfalls alle ihre Steuern in der Tesoreria in Hucutsin und in der Agentur der Hacienda der Steuerbehörde der Federalregierung.

Die Finqueros, die sich jetzt im Besitz der Gelder befanden, die sie für Lieferungen einkassiert hatten, waren nach allen Seiten hin freigebig. Sie ließen ihre Frauen und Töchter einkaufen, soviel diese nur wollten. Sie gaben ihren Söhnen hundert oder zweihundert Pesos in Gold in die Hand, damit sich die Söhne nach dem langen eintönigen Leben auf der fernen Finca einige gute Tage machen sollten. Die Söhne kauften sich große silberne Sporen, mit Gold und Silber ausgelegte Revolver, Lederjacken mit gepunzten und gebrannten Ornamenten, Hosen mit gigantischen Silberstücken an den Seiten benäht, große Hüte mit echter Goldstickerei, Hüte, von denen einzelne bis zu zweitausend Pesos das Stück kosteten. Sie kauften rote, gelbe, weiße Hemden aus reiner Seide. Und wenn der Dentist, der während dieser Zeit hier seinen Laden aufgemacht hatte, eine Stunde frei haben sollte, dann gingen die Söhne der Finqueros hin,

ließen sich vorn drei oder vier kerngesunde Zähne abschleifen und Goldklappen aufsetzen, um jedes Mädchen sehen zu lassen, daß sie die Söhne schwerreicher Finqueros seien, die es sich leisten können, goldene Zähne zu haben.

War das alles getan, dann wurde getrunken und gespielt, gespielt und getrunken, getanzt auf freiem Platze, wieder getrunken und gespielt, eine indianische Magd gelegentlich aufgegriffen und nach einer Stunde losgelassen mit einer funkelnden Halskette oder einer bunten Guatemalaskürze oder drei Metern Seidenband oder einem großen Haareinsteckkamm, mit Perlchen besetzt, als bleibendes Andenken für einen vorbeigerauschten Augenblick des Entzückens.

Aus allen diesen Gründen ist zu verstehen, warum das Candelariafest in diesem so fernen Hucutsin ein so wichtiges Fest für ein halbes Tausend von Händlern arabischer, mexikanischer, spanischer, kubanischer und indianischer Nation war.

Es wurden allein für fünftausend Pesos Kerzen in jedem Jahr verkauft, Kerzen, die in der Kirche geopfert wurden. Es gab Jahre, in denen für achttausend Pesos Kerzen verkauft worden waren und in denen man für dreitausend Pesos mehr hätte verkaufen können, wenn sie vorhanden gewesen wären.

Zu jeder anderen Zeit im Jahr machte Hucutsin den Eindruck, daß der Ort nicht nur von der übrigen Welt, sondern sogar von seinen eigenen Bewohnern vergessen worden sei. Die Bewohner schienen nur zu leben, weil sie nicht wußten, auf welche Weise sie sterben konnten. Wenn der Inhaber des größten Ladens am Ort an einem Samstag für vier Pesos Ware verkauft hatte, so betrachtete er das als ein so glänzendes Geschäft, daß er

davon träumte, ein Bankgeschäft anzulegen. Wer in den Ort einritt, suchte sich in den mit Gras bewachsenen Straßen einen Pfad aus, der ihm weich genug schien, um zu verhindern, daß man die Hufe seines Pferdes höre; denn er fürchtete, die Bewohner des Ortes in ihrem gesunden Schlaf zu stören. Mancher Reiter, der hier ankam, wurde beklommen im Gemüt. Er bildete sich ein, die Bewohner seien alle gestorben und lägen unaufgebahrt in den Häusern herum. Erst wenn der Reiter nahe der Plaza angelangt war, wo die Straße gepflastert war und die Huftritte seines Pferdes über den Platz schallten, trat hier und da jemand in die Tür, um zu sehen, wer in dieser weiten Welt, wo so viel Platz ist, auf den verwegenen Gedanken gekommen sei, ausgerechnet nach Hucutsin zu reisen. Nach einer Weile kam dann ein Mann in Sandalen, einen alten Vorderlader umgehängt, um eine Ecke gezottelt, sah sich den Reiter an und überlegte, ob er nicht einen Grund habe, den Reiter für irgend etwas zu verhaften, um zu beweisen, daß er seine fünfundzwanzig Centavos den Tag als Polizist redlich verdiene, und um dem Ortsvorsteher eine Gelegenheit zu geben, eine Geldstrafe zu erheben und Abwechslung in

den verödeten Ort zu bringen.

Die Indianer, die aus ihren Siedelungen gelegentlich nach Hucutsin kamen, um hier die Erzeugnisse ihrer Felder zu verkaufen, betrachteten den Ort freilich als eine große Stadt und als einen äußerst rührigen, reichen, fortschrittlichen und hochmodernen Zentralpunkt der Welt. Hunderte jener Indianer, vermochten sich nicht auszudenken, daß es irgendwo auf Erden eine größere Stadt geben konnte als Hucutsin; denn jene Männer, die in Jovel gewesen waren oder in Balun-Canan und die behaupteten, daß jene zwei Städte um das Zwanzigfache größer wären und wo die Läden Fensterscheiben hätten von der Größe einer ganzen Wand eines Hauses, waren dafür bekannt, daß sie Prahler seien und aus einem Floh leicht einen Jaguar zu machen verstanden.

Jene Indianer, die in den gewöhnlichen Zeiten des Jahres nach Hucutsin kamen, ihre Frauen, Kinder und Hunde mitbrachten und Reisen von mehreren Tagen hinter sich hatten, näherten sich dem Ort immer mit Furcht. Diese Furcht verschwand mit der Zeit, wenn sie sehr oft in den Ort gekommen waren, ihre Erzeugnisse zu erträglichen

Preisen hatten verkaufen können und unter vielem Handeln zu erträglichen Preisen das hatten einkaufen können, was sie in ihren fernen Siedelungen brauchten, und wenn sie von den Behörden des Ortes nicht belästigt worden waren. Aber dann geschah es, daß mehrere Gruppen von Indianern, die friedlich in den Ort gekommen waren, um zu verkaufen und einzukaufen, von den Polizisten ganz einfach aus irgendeinem erdachten Grunde verhaftet und ins Gefängnis gesteckt wurden, aus dem sie sich nur dadurch befreien konnten, daß sie für die Ortsbehörde eine Woche Arbeit in den Straßen oder beim Bau einiger Gebäude leisteten.

Kamen aber diese Indianer in jener Woche in den Ort, in der das Candelariafest gefeiert wurde, dann lagerten sie erst einen vollen Tag weit außerhalb des Ortes mit ihren Familien irgendwo im Busch. Von hier machte sich dann ein Mann auf, der oft in Hucutsin gewesen war und Erfahrung hatte, um zu erforschen, ob es genügend sicher sei, in den Ort zu kommen.

Der Eindruck, den die Indianer während jenes Heiligfestes in Hucutsin empfangen, war um ein

vielfaches tiefer als der Eindruck, den ein Farmer erhält, der aus einem entlegenen Ranch in Kentucky zum ersten Male nach New York kommt und ohne Einleitung und Übergang mitten auf den Broadway hingestellt wird.

Der Unterschied im Aussehen des Ortes und im Leben seiner Bewohner in den gewöhnlichen Zeiten und dem Aussehen des Ortes und dem Gelärme und Gewoge während des Candelariafestes war so groß, daß die Indianer jede innere und äußere Verbindung mit der Wirklichkeit verloren.

Die große Verschiedenheit des Ortes, den die Indianer in den ruhigen Zeiten kannten, und des Ortes, den sie jetzt antrafen, wird begreiflich, wenn man berücksichtigt, daß der Warenumsatz an diesem weltvergessenen Platze während des Candelariafestes zuweilen bis auf eine und eine Viertelmillion Pesos kam, daß Schecks von zehntausend Pesos so leicht von Hand zu Hand gingen, wie in den gewöhnlichen Zeiten des Jahres nicht einmal zehn Pesos liefen.

Irgendein Diktator oder Despot hätte den Hintergrund in keiner Weise so vortrefflich schaffen oder kommandieren können, wie er sich hier von selbst in Hunderten von Jahren herangebildet hatte.

Es ist bekannt, wie in zivilisierten Ländern freie Menschen zwangsweise zum Militärdienst oder zum Arbeitsdienst ausgehoben werden. Für die Vereidigung der Rekruten wird ein pompöser Hintergrund geschaffen. Alles, was Beine hat und Beine haben sollte, muß in Paradeuniform antreten. Die heiligen Fahnen werden entrollt. Choräle werden gesungen und patriotische Hymnen gespielt. Die Rekruten oder deren Vertreter müssen die Hand auf die Fahnen legen und einen fürchterlichen Schwur leisten. Alles das wird so feierlich und pompös getan, als ob der liebe Gott im Himmel persönlich sich bemüht hätte, die Militärlieferungen zu schützen. Die jungen Rekruten, bleich und zitternd unter diesem Pomp, die Nähe des allmächtigen Gottes fühlend, werden mit ihrem Schwur so abgedrosselt und

abgewürgt, daß sie in ihrem ganzen Leben diesen heiligen Vorgang, mit so viel Theater und Chorälen und Paradeaufputz begleitet, nie vergessen. Und das ist der Zweck. Es würde nicht genügen, daß der junge Bursche an einen rohen Holztisch tritt und hier mit gewöhnlichen Worten erklärt, daß er seinem Vaterland in Zeiten der Not treu und mit allen seinen Kräften dienen wolle. Es ist viel wirkungsvoller, alles das mit Pomp, Glorie, Gottesanwesenheit und mit einem gesunden Hieb auf das Hirn des Mannes zu tun.

So wird es verständlich, warum die Arbeiteragenten die endgültige Bestätigung der Kontrakte für die Arbeiter, die in die fernen Monterias transportiert wurden, hier in Hucutsin während des Candelaria-Heiligenfestes vornahmen. Es wurde den Sklaven die Macht und der Pomp und der allmächtige Gott ihrer Herren offenbart. Die Indianer, die unter dem Eindruck dieser rauschenden Herrlichkeiten Verträge tätigten, dachten so wenig an Desertion wie die Rekruten, denen man bei der richtigen Gelegenheit die Hirne verräuchert hatte.

Wenn immer auch der Indianer unter den Mühen und

Qualen seines Daseins in den Monterias für einen Augenblick nur an Flucht oder gar an Selbstmord denken sollte, erinnerte er sich sofort des pompösen Candelariafestes in Hucutsin und der unüberwindlichen Macht jener, denen er zu dienen verpflichtet worden war.

Wer in den verschlafenen, stillen, trockenen Ort Hucutsin einen solchen Pomp, ein solches Leben, eine so große wogende Menschenmasse hineinzuzaubern vermochte, sei es auch nur für die Dauer von zehn Tagen, der hatte göttliche Kraft, dem konnte kein Indianer entweichen, wohin er sich auch immer wenden mochte. Einem solchen Herrn hatte man den Kontrakt zu halten bis auf das letzte hingespritzte Pünktchen hinter dem letzten Worte.

Kapitel 02

01

Die Araber waren die ersten Händler, die in Hucutsin ankamen. Dann folgten die Spanier, dann die Kubaner, endlich die Guatemalteken.

Zu allerletzt, genau besehen mit Verspätung, trafen die mexikanischen Händler ein. Es ist eine Leidenschaft des Mexikaners, nie pünktlich zu sein. Er stirbt nicht einmal pünktlich. Nur zwei Dinge sind pünktlich in Mexiko: der Beginn der Stierkämpfe und der Grito. Der Grito ist der Freiheitsschrei, der zur Erinnerung an die Ausrufung der Unabhängigkeit Mexikos von der spanischen Krone jedes Jahr am fünfzehnten September von der höchsten anwesenden Autorität in jedem Ort in der ganzen Republik Mexiko und bei versammelten Mexikanern im Ausland ausgerufen wird. Dieser Grito oder Schrei ist pünktlich, genau elf Uhr nachts am fünfzehnten September eines jeden Jahres.

Aber in ihren Geschäften sind die Mexikaner so wenig

pünktlich wie an ihren Hochzeiten, Kindstauften, Begräbnissen. Warum auch? Sie befinden sich ja in ihrem eigenen Lande, das ihnen von Gott zum ewigen Wohnsitz angewiesen wurde, wo sie das allgemeine und freie demokratische Wahlrecht besitzen.

Sie glauben, daß diese Tatsache allein genüge, um gute und einträgliche Geschäfte in ihrem Lande zu machen. Wenn sie dann zu ihrem Ärger sehen, daß die Araber und die Chinesen, gar nicht zu reden von den Spaniern, bessere Geschäfte machen und zuweilen alle Geschäfte machen und dem Mexikaner trotz seinem allgemeinen Wahlrecht und seinem Recht, bei den Wahlen mit dem Revolver nachzuhelfen, keinen Cent zukommen lassen, dann sind die Fremden daran schuld, die alle ausgewiesen werden müssen, damit der Mexikaner in seinem eigenen Lande nicht Hungers stirbt.

Die mexikanischen Händler machten sich wohl rechtzeitig auf den Marsch, um zu guter und vorteilhafter Stunde in Hucutsin anzukommen. Aber gerade weil sie ja in ihrem eigenen Lande marschierten, so trafen sie hier einen Compadre an und dort eine Comadre, hier einen

Vetter, dort eine Base, da einen Onkel und dort wieder einen Schwager. Hier kamen sie gerade recht zu einer Hochzeit und dort zu einem Namensfeste. Die ihnen angeborene Höflichkeit, die ihnen im Blut liegende Gastfreundschaft, die unausrottbare Rücksicht auf die Gefühle und Empfindungen ihrer Mitmenschen, besonders ihrer Verwandten und Freunde, erlaubte ihnen nicht, an einem Hause so schlicht vorüberzureiten und mit einem „Adios, compadre!“ einen raschen Gruß über den Zaun zu werfen. Sie mußten von ihrem Maultier oder ihrem Pferd absteigen und ins Haus kommen. Und meist kamen sie nicht aus dem Hause wieder hervor, bis sie eine Nacht darin geschlafen hatten.

Kamen sie dann endlich auf der FERIA an, fanden sie, daß die Araber und die Spanier nicht nur die besten Plätze und Stände nach allem Recht und aller Sitte belegt, sondern bereits so viele Geschäfte mit gutem Gewinn gehabt hatten, daß die Kosten der Her- und Rückreise reichlich gedeckt waren. Die Araber und die Spanier hatten sich schon eine sichere Kundschaft geschaffen, ehe die Mexikaner überhaupt den Ort mit ihren Augen sahen.

Das einzige Mittel, das ihnen einfiel, sich von dieser fürchterlichen Konkurrenz zu befreien, war, ihre Deputierten zur Kammer mit Briefen und Besuchen zu belästigen, um verschärfte Gesetze gegen unerwünschte Einwanderer zu schaffen. Dieses Mittel hatten sie freilich nicht selbst erfunden, sie hatten es den Nordamerikanern nur abgeguckt.

Mit den letzten Karawanen mexikanischer Händler, die verspätet in Hucutsin eintrafen, kam auch Don Gabriel Orduñez an.

Don Gabriel war Werbeagent für die Monterias.

Eine Monteria ist ein großer Kamp in den Dschungeln und Urwäldern Südmexikos und Zentralamerikas, wo die Mahagonibäume gefällt und zu den Strömen geschleppt werden, um mit Hilfe des Wassers der Ströme in den Seehäfen im Golf von Mexiko und im Karibischen Meer zu landen.

Die Aufgabe der Werbeagenten jener Monterias war, die Arbeiter heranzuschaffen, die in den Mahagonikamps gebraucht wurden.

Der Agent wurde nicht Arbeiteragent genannt, sondern Enganchador, der Mann mit dem Haken oder auch der Mann, der etwas mit einem Haken heranfischt. Es liegt in dem Worte der Sinn verborgen, daß der Enganchador mit

großer Geschicklichkeit, Kunst, Raffiniertheit, sogar durch Betrug und andere Verbrechen irgend etwas ködert, das er auf gewöhnliche Weise schwer oder gar nicht bekommen könnte. In Anlehnung an die Bezeichnung des Agenten als Enganchador wurde ein Vertrag, den der Enganchador mit den angeworbenen Arbeitern abschloß, Enganche genannt. Obgleich die Arbeit des Enganchadors eine durchaus gesetzlich erlaubte Tätigkeit war, so hatte dennoch das Wort Enganchador den peinlichen Beigeschmack, den man empfindet, wenn man an die Tätigkeit jener Werber denkt, die in früheren Jahrhunderten für die kriegführenden Könige die Rekruten mit deren Willen oder gegen deren Willen anköderten, anhakten und heranschleiften. Man wird nun begreifen, warum das Wort Enganchador in jenen Gegenden Mexikos, wo die verheerende, skrupellose und verbrecherische Tätigkeit der Enganchadores für die Monterias bekannt ist, als eine unerhörte Beleidigung gilt, wenn das Wort gebraucht wird mit der Absicht, jemand, der nicht Enganchador ist, in eine heillose Wut zu bringen.

Don Gabriel hatte sich aber keineswegs darum verspätet, weil er Mexikaner war. Er war ein viel zu geschäftstüchtiger Enganchador, als daß er seine Zeit mit Höflichkeiten vertrödelte hätte, die nichts einbrachten. Auf seinem Marsche nach Hucutsin war er in vielen Ranchos und Häusern eingekehrt, aber nicht zu dem Zwecke, Grüße und Freundschaftsversicherungen auszutauschen, sondern um die Schar der angeworbenen Arbeiter zu erhöhen. Es war ihm auch in der Tat gelungen, in den Orten, die nahe Hucutsin lagen, wie Shitalja, Taquinvis und Sibacja, eine Anzahl Indianer anzuhaken. Die meisten dieser Leute waren verschuldet und ließen sich anwerben, um die verschuldete Summe als Vorschuß zu erhalten. Die übrigen hatte Don Gabriel dadurch gewonnen, daß er ihnen in geschickter Weise die Schönheiten und Herrlichkeiten des Candelariafestes in Hucutsin vorzauberte und ihnen erzählte, was sie dort alles kaufen und wieviel Branntwein sie dort trinken könnten, wenn sie Geld hätten. Und weil sie natürlich kein Geld hatten, so war er nur allzu bereit, ihnen das Geld sofort in die Hand zu geben gegen die Bürgschaft des Ortssekretärs, daß sie sich am genannten Tage in

Hucutsin einfinden würden, um den Enganche, den Arbeitskontrakt dort vor der Behörde im Cabildo zu bestätigen.

Die Indianer, die zu dem Candelariafest kamen, suchten sich keine Herberge im Orte. Sie würden auch keine gefunden haben, denn alle Räume, Hallen, Porticos und Veranden waren bis zum letzten Winkel besetzt von Pilgern, Rancheros und deren Familien, Viehhändlern und Aufkäufern von Produkten, die von Indianern auf den Markt gebracht wurden.

Die Händler schliefen mit ihren Helfern auf den Tischen und unter den Tischen und neben den Tischen ihrer Verkaufsstände. Dadurch sparten sie die Ausgaben für Herberge, und gleichzeitig brauchten sie keinen Mann zu bezahlen, der ihre Waren und die Überdachungen ihrer Tische bewachte. Von den Wächtern hätte man auch nicht gewußt, ob sie nicht ihre „Wache“ zu Diebereien benützt hätten. Es waren ja einige Polizisten herum, die während der Nachtzeit niemand gestatteten, selbst Händlern nicht, den Marktplatz mit einem Packen zu verlassen. Es gab aber auch wieder keine Sicherheit, daß nicht die Händler unter sich und einer vom anderen

stahlen, wenn sie Gelegenheit dazu hatten. Freilich, die erwischt wurden, hatten nichts, worüber sie sich hätten freuen können. Wenn sie überhaupt lebend zur Polizeiwache kamen, was kaum zu erwarten war, so wurden sie von den Polizisten herumgeschleift in einem Zustande, so zerschlagen und so aus allen Löchern und Beulen in ihrem Körper blutend, daß sie es vorgezogen hätten, sofort erschossen zu werden. Trotz solcher Aussichten für einen Dieb, der erwischt wurde, geschahen dennoch genügend Räubereien. Das sicherste Verhütungsmittel der Stehlerei war, daß die Händler auf ihren Warentischen und auf ihren Warenballen schiefen, so daß der Zugang zu ihren Reichtümern nur über ihren Leichnam ging. Denn sie alle hatten einen schweren Revolver im Gurt; diesen Gurt lockerten sie zwar etwas für die Nacht, aber sie schnallten ihn nicht völlig los.

Das Geld, das sie am Tage vereinnahmt hatten, trugen sie in einem anderen Ledergurt, den sie auf den nackten Körper schnallten. Dieser Gurt war hohl, so daß man die goldenen und silbernen Geldmünzen hineinfüllen konnte wie in einen Schlauch.

Mit allen solchen Sorgen und Kümernissen waren die Indianer, die das Fest besuchten, wenig belastet. Sie hatten nicht viel, das ihnen irgend jemand stehlen konnte.

Auch wenn sie im Orte Herberge gefunden haben würden, zogen sie es dennoch vor, auf den offenen Weiden außerhalb des Ortes zu lagern. Hier hatten sie ihre Lagerfeuer die ganze Nacht hindurch brennen, und niemand störte sie. Die Polizisten waren nur tapfer innerhalb des Ortes, wo sie immer nur einige Indianer antrafen, die sie leicht überwältigen und zu irgendeiner Zwangsarbeit stellen konnten. Aber außerhalb des Ortes, auf den großen weiten Ebenen, wo Hunderte und Tausende von Indianern lagerten, da wagte sich kein Polizist und keine andere Obrigkeit hin. Und wenn eine Obrigkeit hinkam, vielleicht gerufen, um einen Handelsstreit zu schlichten, so ging die Obrigkeit so vorsichtig mit den Leuten um, als ob jeder einzelne Abgeordneter zum Parlament wäre. Der beste Revolver des Bürgermeisters oder des Polizeichefs war hier wertlos in seinem letzten Sinne, das eigene Leben ernsthaft zu

verteidigen.

Die Indianer lagen in Gruppen zusammen, je nach ihren Familien und Sippen. Diese Gruppen wieder lagen beieinander nach ihren Stämmen. Wenn irgendwer, ein Agent oder ein Aufkäufer von Waren indianischer Herkunft wußte, zu welchem Stamme ein Mann gehörte, mit dem er irgend etwas zu verhandeln gedachte, so brauchte er nur auf jene Weide zu gehen, von der er wußte, daß hier der Lagerplatz jenes bestimmten Stammes sich befand. Während der Dauer des Festes wechselten die Stämme nie den Lagerplatz, den sie einmal bei ihrer Ankunft für sich ausgesucht hatten.

Schon ehe das Heiligenfest offiziell begonnen hatte, was durch eine große feierliche Messe in der Kathedrale des Ortes geschah und nach Beendigung der Messe durch eine zivile Feier vor dem Cabildo, dem Amtsgebäude des Ortes, behördlich genehmigt wurde, trafen in Hucutsin einzeln und in Gruppen jene Indianer und Mestizen ein, die als Arbeiter für die Monterias angeworben waren und deren Kontrakt mit der Woche des Candelariafestes begann.

Mit jedem Tage mehr, den das Fest voranschritt, kamen dann weitere Gruppen angeworbener Indianer an. Viele dieser Arbeiter wanderten mit ihren Sippen, denen sie zugehörten. Aber die Mehrzahl von ihnen hatte sich bereits in ihrem heimatlichen Orte von ihren Familien losgelöst. Sie gehörten schon nicht mehr ganz vollberechtigt zu ihren Stämmen. Ihre Interessen waren nicht mehr verknüpft mit den Interessen ihrer Sippen. Sie begannen sich überflüssig zu fühlen innerhalb ihrer Sippe. Darum zogen sie meist ganz freiwillig allein ihren

Weg zu dem Feste, und wenn sie sich anderen Gruppen auf dem Wege anschlossen, so waren das immer Gruppen, die gleichfalls aus angeworbenen Leuten für die Monterias bestanden. Obgleich sie diese Leute gar nicht kannten, vielleicht nie vorher gesehen hatten, so begann sich sofort, sobald sie nur hörten, daß es angeworbene Arbeiter waren, eine Gemeinschaft zu bilden, die durchaus an Stelle jener Gemeinschaft trat, die sie bisher mit ihrer Sippe verknüpft hatte. Instinktiv schlossen sie sich innig der sich neu gebildeten Gruppe an. Sie fühlten, daß sie für die nächsten Monate oder gar Jahre keine andere Gemeinschaft haben würden, daß sie alle Arbeitskameraden und damit Leidensgefährten waren und daß sie das aufkommende furchtbare Heimweh nur dadurch überwinden konnten, daß sie sich denen anschlossen, die in gleicher Weise versuchen mußten, ihr Heimweh zu ersticken, um nicht kümmerlich zugrunde zu gehen.

Es war durchaus ähnlich, wie Rekruten einander suchen und sich anschließen, die sich im selben Eisenbahnabteil treffen, wenn sie die Order erhalten haben, sich der

modernen Sklaverei, dem Militärdienst der zivilisierten Staaten, zu unterwerfen. Sie sprechen mit keinem Worte von ihren Familien, von ihrer trauernden Mutter, von ihrem weinenden Mädchen, von ihrem Berufe. Wehmütig und doch mit der festen Entschlossenheit dessen, der an nichts denken darf, wenn er den Zwang überleben will, reden sie, nur mit halben Gedanken dabei, von den Sachen, die sie eingekauft haben; sie zeigen sich die erworbenen Dinge gegenseitig und beurteilen deren Wert und Preis, bewundern oder benörgeln das, was der andere hat, und reden und streiten, nur um zu reden und zu streiten und mit keinem Sinn an das zu denken, was morgen folgen wird.

Die Indianer, die sich in Hucutsin versammelten, um ihren Enganche, ihren Arbeitskontrakt zu erfüllen, lagerten sich alle auf den steinigen Wiesen, die sich im Osten des Ortes zwischen dem Friedhof und der Stadt hinstreckten. Des felsigen Grundes jener Weiden wegen ist dieser Platz das elendste aller Felder, die sich zu einem Lagerplatz eignen. Darum ist dieser Platz der einzige, der von den Sippen und Stämmen nicht begehrt wird.

Und damit beginnt das neue Leben der Arbeiter der Monterias, sich mit dem zu begnügen, was andere übriggelassen haben und was andere nicht mögen und es nur ergreifen, wenn sie jede Hoffnung, auch nur ein Winziges mehr vom Leben zu erhaschen, aufgegeben haben.

Es war merkwürdig, wie sich die angeworbenen Indianer, auch, wenn sie nie vorher in Hucutsin gewesen waren, auf diesem Lagerplatz einfanden, ohne von irgendwem hierher geschickt worden zu sein, ohne daß ihnen irgendwer gesagt hätte, daß hier die Caobaarbeiter ihrem

Kamp hätten.

Mit diesem Suchen und Finden des Kampplatzes der angeworbenen Urwaldarbeiter begannen sich diese Leute endgültig von ihrem Stamm und von ihrer Sippe zu lösen. Sie nahmen den Geruch, die Gewohnheiten, die Art des Sprechens und Hantierens ihrer neuen Kameraden an. Und wie auch die Tiere der Wälder und Prärien, wenn sie einmal den Geruch anderer Gefährten, mit denen sie sich herumtummelten, angenommen haben, von ihrer eigenen Mutter nicht mehr erkannt und angenommen werden, so wären auch diese Burschen, nachdem sie einmal einige Tage und Nächte in den Kamps ihre Schicksalsgefährten verbracht hatten, von ihren Sippen nicht mehr als völlig zugehörig empfangen worden.

In diesen Kamps ging es, sobald sich nur erst einmal eine Gruppe zusammengefunden hatte, sofort wild zu.

Die Mehrzahl der Burschen waren, infolge der Trennung von der Mutter oder dem Mädchen, in denkbar schlechtester Laune. Hinzu kam, daß sie glaubten, nur durch Wildheit, barsches Reden und rohes Gebaren das

aufkommende Heimweh zu unterdrücken. Aber instinktiv gebrauchten sie diese forcierte Wildheit auch gleich dazu, sich von Anbeginn an bei allen Genossen in Respekt zu setzen. Dadurch wurde am besten vermieden, daß der eine oder andere hoffen konnte, sich auf Kosten seiner Mitgefährten lustig zu machen oder sie zu bestehlen oder sich irgendwelche Vergünstigungen zu erobern.

Mit dem Aufeinandertreffen dieser Burschen begann sofort der durchaus natürliche Kampf um die Erhaltung des Individuums. Wer nicht von der ersten Minute an hier um sein unauslöschbares Recht zum Leben mit Worten, Gebärden, Fäusten und Messer kämpfte, war für die Dauer seines Arbeitskontraktes als Individuum verloren. Es war nicht nötig, daß er in einem Streit gewann, es kann ja überall nur immer einer von zweien gewinnen, es genügte, wenn er sich von niemand etwas gefallen ließ. War es ihm geglückt, dem anderen einige heftige Beulen beizubringen und ihm das Nasendach abzudecken, so schadete es nichts, wenn er vom anderen völlig zerschlagen am Boden lag. Die Tatsache, daß er

sich hartnäckig verteidigt hatte und den anderen mit gutgetroffenen Hieben nicht hatte leer ausgehen lassen, reichte vollkommen aus, daß der andere und alle, die diesem brüderlichen Hader beigewohnt hatten, es sich dreimal überlegten, ehe sie wieder einmal ernsthafte Händel mit ihm anfangen.

Es geschah in den zwanzig Minuten zwischen dem Sonnenuntergang und dem Herunterfall völliger Nacht, daß auf dem steinigen Felde, wo die Urwaldarbeiter lagerten, der junge Indianer Andreu anlangte.

Er ging gebückt unter dem schweren Packen, den er, an einem breiten rohen Riemen über der Stirn, auf seinem Rücken schleppte. Das Hemd hatte er ausgezogen, um es vor dem Durchscheuern auf dem Rücken zu schonen. Über dem nackten Rücken trug er ein Antilopenfell, das mit dünnen rohen Riemen am Traggurt befestigt war. Und auf diesem Fell ruhte der Packen.

Andreu trug weiße Baumwollhosen. Das rechte Hosenbein war bis zum oberen ersten Drittel des Oberschenkels aufgekrempt. Das linke Hosenbein dagegen war aufgekrempt gleich über dem Knie. An den Füßen hatte er Sandalen, die aus sehr rohem Leder gearbeitet waren. Auf dem Packen, oben aufgebunden, hatte er seinen Hut. Es war der Hut der Zoquesen, jener Indianer, die im Westen des Staates ihre Wohngebiete

hatten. Ein sehr hoher Hut, aus Palmenbast geflochten, oben leicht eingebuchtet in einer ganz merkwürdigen Weise, die ihn aber auf den ersten Blick von jedem anderen ähnlichen Hut unzweideutig unterschied.

Der junge Bursche hatte eine bronzebraune Hautfarbe, dickes, schwarzes, strähniges Haar, das ihm wirr um den Kopf wuschelte. Aber er trug es nicht halblang, quer über die Stirn abgeschnitten wie die Indianer der Fincas und der unabhängigen Dörfer, sondern er trug es kurz geschnitten nach Art der Mexikaner in den Städten.

Diese Tatsache, daß der Schnitt seines Haares nicht übereinstimmte mit seinem übrigen Aussehen und mit der rein indianischen Art, wie er seinen Packen schleppte, war die Ursache, daß alle Burschen, die auf dem weiten Felde lagen, ihre Augen auf ihn richteten. Sie waren dessen gewiß, daß dieser Bursche sich verlaufen und auf diesem Felde nichts zu suchen hatte. Gleich von dem Feuer, das ihm am nächsten lag, schrie einer der indianischen Burschen in der Sprache der Tseltalen herüber: „He, du, Jüngelchen, wo willst du denn hin mit deinem Kattun? Die indianischen Händler haben ihre

Stände in der Straße, die von Teultepec geradeaus herunter in den Pueblo führt.“

„Bin ich durchgekommen“, rief Andreu, in Tseltal antwortend, „aber ich bin kein Comerciante. Ich gehe nach den Monterias. Und ich vermute, hier ist es, wo sich die Peones alle sammeln für den Enganche.“

„Du gehst auch zu den Monterias?“ fragte rufend ein anderer vom selben Kampfeuer aus. „Als was? Bist ein Capataz, he, du? Da wollen wir gleich einmal vorher miteinander reden und gut. Morgen ist es vielleicht zu spät, wenn du der Peitscher und Henker bist. Auf dich, Hermanito, mein süßes Brüderchen, habe ich seit einem Jahr gewartet.“

Der Indianer war, während er sprach, auf Andreu zugekommen.

Jetzt stand er vor ihm, ballte beide Fäuste und rief: „He, du, Schlucker und Aufhänger, runter mit deinem Packen. Ich schlage keinem das Maul breit, der eine mächtige Carga auf dem Nacken schleppt.“

Andreu ließ sich auf die Knie herunter, zog den Kopf aus dem Stirngurt, schob sich ein wenig vor, um vom Packen loszukommen, und stand dann auf.

Aber ehe er seine Knie ausstrecken konnte, bekam er einen heftigen Faustschlag mitten in das Gesicht. Er taumelte zurück, schüttelte sich, sprang zur Seite, und eine Sekunde später befand er sich in einem lustigen Kampfe mit dem Angreifer.

Sie schlugen und balgten sich wohl zehn Minuten herum, ohne daß der eine oder der andere als endgültiger Sieger hervorging.

Dann schienen sie gleichzeitig einzusehen, daß beide ihre Prügel davontragen würden und daß darum der ganze Kampf Unsinn sei. Und als sie einmal für eine halbe Sekunde voneinander frei waren, sprangen sie beide gleichzeitig voneinander fort, um reichlich Zwischenraum zu gewinnen.

Das gab Andreu Zeit, endlich auf die Begrüßungsfrage des aufgeregten Burschen zu antworten: „Loco, ich

glaube, du bist verrückt oben und unten. Bin kein Capataz, nie ein Capataz gewesen, nirgends, auf keiner Finca und in keiner Monteria. Daß du das weißt, du Burro, du Esel, der du bist. Und nun komm nur heran, m'jito, mein Herzenssöhnchen. Diesmal kriege ich dich und heftig. Jetzt bin ich drin im Getümmel.“

„Verdad?“ fragte der andere. Er begann nun Spanisch zu reden. „Ist das die Wahrheit? Du bist kein Capataz? Dann setz dich nur hierher. Hier an unser Feuer. Bienvenido, 'miguito, willkommen, Freundchen.“

„Nicht hier“, sagte Andreu. „Ich will mir ein Feuer suchen, wo andere Muchachos sitzen, die zu dem verfuckten Hurenknecht Gabriel gehören. Dieser Hundesohn von einem vergewaltigten, notgezüchtigten Coyote, das ist mein Enganchador.“

„Dann bist du hier in der ganz richtigen vertrauten Häuslichkeit“, mischte sich ein zweiter Bursche, der am Feuer saß, ein. Auch er sagte es in Spanisch. „Hier, dieses heimatliche Herdfeuer ist eine volle Gruppe des Weiberschänders Gabriel. Wie heißt denn sein Apellido,

sein anderer Name? Richtig. Orduñez. Das ist er. Du hast dir da einen feinen Enganchador ausgesucht, Brüderlein. Kinder hat er auch gemordet. Seinen eigenen Bruder hat er an den Pferdeschwanz gebunden und ihn abgeschunden, bis nicht ein Fetzen Fleisch auf dem Gerippe blieb. Weißt du, was der einmal war? Rück deinen Packen nur hier heran. Ich gieße dir das Wasser über die Hände, damit du dich waschen kannst. Hier, nimm den Kaffee. Kannst dir auch ein paar Totopostles anwärmen. Und nimm dir genügend Frijoles. Wir sind nicht arm. Denke nur das nicht von uns. Wir sind die Caobafäller. Lustig und zufrieden und singen immer Lieder. Besser: Zieh dir dein Hemd an. Du kühlst zu rasch ab, und morgen hast du die Calentura auf dem Ursch, und wir können dich schleppen. Na, nimm dir nur ordentlich, von dem Fleisch auch. Wir erwischen morgen mehr Hühner, wenn die Leute auf den Carnival gehen. Ausencio gibt acht auf die Polizisten, die ja überhaupt nur Besoffene suchen, um die Geldstrafen hereinzuzaubern für den Alcalde. Ich drehe den Hühnern den Hals so rasch um, die vergessen darüber ganz und gar zu schreien und quieksen nur wie Mäuse.“

Andreu, die Hände unter den verbeulten Kessel haltend, den sein Gefährte hielt, wusch sich, rieb sich die Hände trocken, schüttelte sich das Wasser aus dem Gesicht, spülte sich den Mund aus, spuckte das Wasser in einem weiten Bogen fort und schob dann einige der ihm angebotenen Totopostles an das Feuer.

Gabino, der Bursche, der ihm die lange Rede gehalten hatte, glaubte es der Gastfreundschaft schuldig zu sein, den neu angekommenen Arbeitsgenossen zu unterhalten. Sie sprachen von nun an alle Spanisch.

Gabino redete weiter drauflos: „Hier, wir alle, sind aus dem Enganche des Pferdestehlers Gabriel. Da, das nächste Feuer auch. Überhaupt die Mehrzahl der Burschen, die hier herum ihr Feuer haben, gehören alle zum Enganche, zum Kontrakt des ausgespienen Gabriel.“

„Ausgespien?“ rief einer der Burschen, „ausgespien? Daß ich nicht zerberste vor Lachen. Der ist nicht ausgespien. Der ist nicht von einer Frau von vorn geboren. Den hat ein Stinktier von hinten ausgebrochen, und es ist nicht einmal stehen geblieben, zu sehen, was es ist. Es ist nur

gerannt und gerannt, um weit fort zu kommen und unschuldig zu sein am Jüngsten Gericht an solchem Scheusal.“

Andreu brockte sich die gewärmten Totopostles in den Kaffee und sagte: „Wenn ihr alle wißt, was er für ein Schurke ist, warum habt ihr euch denn von ihm einfangen und an den Haken nehmen lassen? Möchte ich wissen.“

„Wahrscheinlich bist du ganz und gar freiwillig hier. Du wärest der einzige. Der einzige in der ganzen Welt. Oder du weißt nicht, wohin du kommst und was dir bevorsteht“, sagte Gabino.

„Freiwillig bin ich nicht hier“, antwortete Andreu.

„Das brauchst du uns nicht zu sagen“, meinte einer der Burschen.

„Nein, freiwillig nicht“, redete Andreu weiter. „Der Finquero, bei dem mein Vater Peon, Landarbeiter ist, wollte die sechzig Pesos Schulden, die mein Vater bei dem Patron hat, eintreiben. Mein Vater wird nun alt, und

der Finquero glaubt, daß mein Vater die Schuld nicht abarbeiten kann und sterben könnte, ehe der letzte Centavo bezahlt ist. Da hat er nun, um sicher zu seinem Gelde zu kommen, meinen Vater für die Schuldsomme an Don Gabriel, den Enganchador der Monterias, verkauft. Mein Vater würde die erste Woche in der Monteria nicht überleben, wahrscheinlich würde er nicht einmal den langen Marsch durch den Dschungel aushalten. Da bin ich heimgekommen von meiner Arbeitsstelle und trete in den Kontrakt meines Vaters.“

„Genau, was ich sagte.“ Gabino schob lässig einen Ast in das Feuer. „Du bist genau so freiwillig hier wie wir alle. Wie das ganze Feld voll indianischer Burschen, die da überall an den Feuern hocken und auf den Abmarsch warten. Alle so freiwillig wie ihre Geburt, an der sie ebenso unschuldig sind. Und du brauchst mir nichts weiter zu erzählen, warum du hier bist und wie alles geht in der Welt. Don Gabriel würde deinen Vater nicht für die Monterias angekauft haben, wenn ihm nicht dein Patron oder richtiger gesprochen, der Patron deines Vaters gesagt hätte, daß du ein junger und starker Bursche bist,

der zu arbeiten versteht. Der weiß gut, der Pferdeschänder und Säuglingsräuber, daß du an die Stelle deines Vaters treten wirst, wenn es nahe zum Tage des Abmarsches kommt.“

Andreu drehte sich um und fragte: „Wo ist denn der Muchacho, der mir den Schädel aufkrachen wollte?“

„Du meinst Celso, den Chamulaburschen?“

„Er wird wohl ein Chamula sein, denke ich.“

„Der“, antwortete Daniel, „der ist zum Bach gegangen, sich das Blut abzuwaschen und das Auge zu kühlen, das du ihm schwarz geschlagen hast.“

„Das war sicher nicht meine Schuld“, sagte darauf Andreu. „Ich habe nicht angefangen. Er sprang auf mich los wie ein wilder Hund. Ich kenne den Burschen gar nicht. Der muß nicht ganz vernünftig sein im Kopf.“

„Richtig“, antwortete Gabino. „Ganz richtig geraten, m'jito, mein Söhnchen. Der ist nicht völlig beisammen heute. Darfst du ihm nicht übel nehmen, dem Celso. He –

„, unterbrach sich Gabino, „wie heißt du denn überhaupt? So, Andreu. Ja, wie ich sage, der Celso ist ganz und gar wirr im Kopf seit heute morgen. Das ist eine Geschichte, hijito mio, mein Jüngelchen. Traurig oder lustig. Ganz wie du sie ansiehst.“

Und Daniel sagte: „Ich würde doch nun gern wissen, wie du dich wohl benehmen möchtest, wärest du in der Wäsche, in der Celso ist.“

„Ich habe ihm aber ganz gewiß nichts getan, dem Burschen“, antwortete Andreu. „Ihr müßt schon deutlicher mit mir reden, wenn ich wissen soll, was hier rechts und links ist. Und sobald ich das weiß, kann ich mich meiner Haut allein wehren oder aus dem Wege gehen, wenn es mir besser erscheint.“

Kapitel 03

01

„Der Celso“, begann Gabino zu erzählen, ist ein verteufelt guter Junge, ein vortrefflicher Compañero, ein richtiger und vollwertiger Kamerad, der dich nicht sitzen läßt. Was aber für die Monteria von Wert ist: Er gilt als einer der tüchtigsten Arbeiter, ganz gleich, was er anfaßt. Er hackt wie ein Bär, schleppt wie ein Elefant, schleift wie ein Mulegespann und kann die Ochsen zum Trecken bringen, daß sie laufen wie ausgeruhte und geölte Soldaten. Einen solchen Knaben will die Monteria nicht verlieren, noch viel weniger ein Contratista, und wenn ein Enganchador ihn schnappen kann, so bedeutet es Gold für ihn, den Enganchador.

Der Celso hat da in Ishtacolcot ein Mädchen. Er hätte sie sich einfach wischen können und wäre mit ihr fortgerannt. Aber der Junge hat Herz. Das ist sein Fehler. Er wollte dem Vater des Mädchens das nicht antun. Der Vater gibt ihm das Mädchen nicht billig. Sie ist hübsch, stark und gesund. Der Vater meint, daß sie ihm leicht

fünfzehn Kinder geben kann, wenn sich der Junge dran hält. Und darum will der Vater für das Mädchen einen hübschen Berg haben.

In Ishtacolcot kann der Celso den Berg nie verdienen. Er hat sich angeboten, für den Vater drei Jahre um das Mädchen zu arbeiten. Aber der Alte will sichtbare Güter haben. Ich weiß nicht, wieviel Schafe, wieviel Ziegen, Mais, Wolle, Tabak, Aguardiente, er dem Jungen aufgehängt hat für das Mädchen. Aber es ist ein guter Berg, das ist sicher. Du magst Jose fragen, der da drüben an dem zweitnächsten Feuer sitzt, der ist aus derselben Comarca. Vielleicht weiß er es genau. Aber es ist ja an der Geschichte selbst gleichgültig, ob es zehn Schafe mehr oder fünf Ziegen weniger sind.

Da hat sich Celso für eine Kaffeeplantage anwerben lassen, da unten irgendwo in der Region von Tapachula. In zwei Jahren hatte er unter Schwitzen, Keuchen und Sparen sich ein gutes Sümmchen zusammengewirtschaftet. Es war verflucht teures Geld. Im Kaffeetal ständig zu arbeiten ist keine Freude. Kommt gleich nach der Monteria. Kann ich dir sagen, denn ich

war drei Monate unten für die Cosecha, das ist für die Ernte. Die zahlen dir für den Korb, und ehe du hundert Körbe zusammen hast, da mußt du aber springen, mein Söhnchen. Wenn der Capataz, der Aufseher, schlechter Laune ist, dan sieht er zu viele grüne Bohnen in deinem Korb, schüttet dir den Korb aus, ohne ihn für dich anzuschreiben, und du hast den ganzen Korb umsonst gepflückt, der Dueño, dem die Pflanzung gehört, wirft die Bohnen natürlich nicht fort, nur dir werden sie fortgeworfen.

Da waren nun zwei Jahre für Celso um, und er hatte ein Sümichen. Er machte sich auf den Heimweg, den kürzesten und schwierigsten. Über Niquivil und Salvador. In jedem Dorfe, durch das er marschierte, wurde ihm von dem Alcalden, dem Ortsvorsteher, ein Zehner abgenommen für das Recht, durch den Ort zu gehen. Und wenn da eine morsche Brücke irgendwo am Wege war, wurden ihm zwanzig Centavos abgenommen für Brückengeld. Überall am Wege wurde ihm verbotener Branntwein angeboten. Der verbotene Aguardiente ist teurer als der nicht verbotene, und weil er verboten ist,

darum ist er auch noch schlecht. Das reine Gift. Überall wollte man den Jungen besoffen machen, damit man ihn verhaften und in die Carcel sperren konnte für Trunkenheit. Wenn er am Morgen aufwachte und weitermarschieren wollte, hatte er natürlich kein Geld mehr, keinen einzigen Centavo. Du kannst doch nicht erwarten, daß ein Polizeichef dich umsonst in die Carcel sperrt, und wenn du dich beschwerst, daß dir das Geld vom Polizeichef abgenommen wurde, dann arbeitest du einen Monat im Dorfe Strafarbeit für Beleidigung der Autorität.

Celso aber hatte genügend in der Plantage gelernt, aus den Erfahrungen der übrigen Peones. Er trank keinen Schluck, auch wenn wer ihm umsonst und aus reiner nackter Freundschaft angeboten wurde. Was er am Wege brauchte, wurde ihm zum vierfachen Preis verkauft. Denn er war ja ein Kaffearbeiter, der reich aus der Plantage in seine Heimat zurückkehrte.

Aber auch hier war er schlau und gerissen. Er wanderte völlig zerlumpt, und erzählte keinem Menschen, daß er aus der Kaffeeplantage heimkehrte. Wenn ihn der

Inhaber eines Kaufladens am Wege fragte oder eine Autorität wissen wollte, wo er herkäme, dann sagte er, er habe für seinen Patron in Jovel vier Mules nach Huixtla gebracht.

Jovel war die letzte Stadt, durch die er kam, ehe er seinen Heimatort erreichte. Von hier waren es nur noch einige zwanzig Kilometer.

In Jovel fühlte er sich bereits in der Heimat. Jede Woche oder wenigstens zweimal im Monat war er nach Jovel gekommen, um hier für seinen Vater Mais, Wolle, gehacktes Holz, rohe Felle oder Chile zu verkaufen. Er kaufte sich für fünf Centavos Bananen bei einem kleinen Händler, der seine Ware auf einer Matte in den Kolonnaden des Stadthauses ausgebreitet hatte. Dann kreuzte er die Straße und hockte sich auf den nackten Boden der Plaza. Auf der Plaza waren freilich Dutzende von Bänken aufgestellt.

Diese Bänke jedoch waren nur für die Ladinós bestimmt, für die zivilisierte Bevölkerung der Stadt. Freilich reichte jene Zivilisation nicht in allen Fällen bis zu jener Stufe,

wo sich ein jeder verpflichtet fühlt, sich an jedem Morgen richtig zu waschen und zu rasieren. Mit solchen nebensächlichen Dingen kann man gut bis Sonntag Nachmittag warten und deshalb doch nicht das Recht verlieren, als Ladino zu gelten.

Celso, ein wandernder Indianer, wäre von den Polizisten hinweggejagt worden, wenn er es gewagt hätte, sich auf eine der unbenutzten Bänke zu setzen. Aber von dem nackten gepflasterten Boden der Plaza trieben die Polizisten ja keine herrenlosen Hunde fort. Darum ließ man die Indianer, die rasten wollten, dort gleichfalls hocken.

Auf einer der Bänke saßen zwei Ladinos. Caballeros. Sie rauchten ihre Zigaretten und kritisierten die Regierung.

Da sagte der eine der beiden Caballeros: „Da laufen so viele hier herum in dieser Ciudad, denen nicht das Hemd auf dem schwarzen Hintern gehört und die eine Miene aufsetzen, als hätten sie die Stadt in Erbpacht. Und dann andere dagegen – sehen Sie sich einmal den Chamulaburschen an, der da am Boden hockt und

Bananen frißt. Sieht aus, als ob Sie ihm einen Centavo geben müßten, damit er am Leben bleiben kann. Und dieser dreckige Bursche hat siebzig Pesos in der Tasche oder eingedreht in seinem Hosengurt.“

„Woher wissen Sie das so genau?“ fragte der andere Caballero.

„Er ist ja von meiner Finca, wo er zwei Jahre im Kaffee gearbeitet hat. Celso heißt er. Ist der Sohn von Francisco Flores in Ishtacolcot.“

„Wirklich?“

„Bestimmt. Aber was kümmert mich der Muchacho. Wieviel Tausend und Tausend von blanken Pesos hat doch nun schon der Gobernador eingesackt für die Autostraße nach Arriaga, und wieviel tausend und tausend Pesos wird er noch einsacken, ehe man wirklich einmal auf der Straße mit einem Auto heil durchkommt. Aber die Sache ist eben die –.“ Der andere Caballero hatte kein Interesse an den Tausenden von Pesos, die der Gouverneur für eine Straße einkassiert hatte, die nie

gebaut wurde oder so mangelhaft gebaut wurde, daß sie nach jeder Regenzeit von neuem aufgebaut werden mußte, um den Gouverneur aufs neue Gelegenheit zu geben, Tausende von Pesos, die an Extrataxen erhoben wurden, einsacken zu können. Der Caballero würde es als Gouverneur ganz genau ebenso gemacht haben. Aber da er augenblicklich nicht Gouverneur war, mußte er auf andere Weise zu seinen Pesos gelangen. Darum hörte er nicht hin, als schmähdlich über die Regierung gewettert wurde, sondern er rief zu dem Indianer Celso hinüber: „He, du, komm einmal hierher.“

Celso drehte sich um, und als er einen Ladino sah, der ihn anrief, sprang er dienstfertig auf und kam auf den Caballero zu. Die Bananen, die er eben begonnen hatte in Ruhe zu essen, ließ er in der Hast liegen.

Als er vor dem Caballero stand, sagte er: „A sus ordenes, Patroncito, zu Ihren Diensten.“

„Du kennst mich doch“, sagte der Caballero.

„Ja, Patroncito, freilich kenne ich Sie. Sie sind Don

Sixto.“

„Richtig. Und ich habe deinem Vater zwei junge Ochsen verkauft. Er hat mir nur einen Teil bezahlt. Und dein Vater hat mir unter einem Bürgen, das ist Cornelio Sanchez, den du ja auch kennst, unter heiligem Versprechen versichert, daß er den Rest bezahlen wolle an demselben Tage, an dem du von der Kaffeefinca mit dem Gelde heimkommst. Das sind genau sechsundsiebzig Pesos und fünfzig Centavos, die dein Vater zu bezahlen hat. Gib das Geld her, dann braucht dein Vater nicht hier zur Stadt zu kommen und den langen Weg machen. Ist die Sache richtig mit der Schuld, Don Emiliano?“ fragte Don Sixto.

„Die Schuld ist richtig und ganz in der Ordnung verbürgt“, antwortete Don Emiliano.

Für einen Augenblick kam Celso der Gedanke, daß Don Emiliano nicht gut wissen könnte, ob die Schuld richtig sei, und ob und wie sie verbürgt sei; denn er hatte Don Emiliano ja einige Tage vor seinem Abmarsch noch in der Plantage gesehen. Aber er wußte auch gleich, daß gegen

das Wort eines Caballeros das Wort eines Indianers nicht gilt. Wenn der Caballero einfach sagt, daß die Erde sich um die Sonne drehe, so hat der Indianer das als Wahrheit anzusehen, auch wenn er mit eigenen Augen deutlich sehen kann, daß die Sonne sich um die Erde dreht. Und so geht das mit allen Dingen, die ein Caballero sagt. Hier sind es nun gar zwei Caballeros, die etwas sagen, das er nicht wissen kann, weil er ja zwei volle Jahre nicht daheim gewesen ist.

Zum Nachdenken und zu Mißtrauen wurde ihm jedoch keine Zeit gelassen.

Don Sixto ging sehr rasch voran. „Raus mit dem Geld, Muchacho!“ sagte er kurz und ohne irgendein Erbarmen. „Wenn du nicht zahlst, rufe ich die Polizei, und in der Carcel magst du dann überlegen, was verbürgte Schuld ist.“

Aus der traurigen Erfahrung vieler seiner Stammesbrüder wußte Celso, daß die Carcel sehr teuer für einen Indianer wurde. Das Geld wurde ihm auf alle Fälle abgenommen, weil er es nicht verbergen konnte.

Aber als Dreingabe hätte er wahrscheinlich noch drei Monate Strafarbeit aufgeurteilt bekommen, wegen eines Vergehens, das Verschleiern einer Schuldverpflichtung hieß. Es brauchte nur ein Richter oder ein Polizeichef das richtige Wort entdecken, und dann war ein Vergehen oder Verbrechen begangen, was immer ein Indianer tun mochte.

Celso wickelte den roten, wollenen Gürtel ab. Dabei fiel ihm die kurze weiße Baumwollhose herunter, und er stand in seiner schlichten Menschlichkeit vor Don Sixto. Er bemerkte es nicht, denn er fühlte eine Bitterkeit im Munde, im Magen, im Gemüt. Er drehte sehr sorgfältig und sehr langsam den Wollgürtel auseinander, als ob er durch ein Verzögern das so teuer erworbene Geld, das ihm die Möglichkeit der Heirat und die Zuversicht von fünfzehn Kindern hatte geben sollen, hätte beschützen können. Aber auch nicht einen Centavo hätte er für sich verschwinden lassen können, ohne, daß es Don Sixto bemerkt hätte.

Er hatte den Gürtel endlich völlig aufgedreht. Um zu verhindern, daß das Geld auf die Erde rolle, hockte er

sich nieder und stützte die Arme auf die Knie. Dann nahm er jeden Peso einzeln aus dem Gürtel und legte jeden Peso einzeln in die offene Hand des Don Sixto.

Celso zählte nicht. Aber Don Sixto sagte die Zahlen, jede einzeln, so einzeln, wie die Pesos in seine Hand gelegt wurden.

Jedes Mal, wenn er zehn Pesos in der Hand hatte, leerte er die Hand dadurch, daß er das Geld in die Hosentaschen gleiten ließ, einmal in die rechte, dann in die linke, dann in die rechte hintere, dann in die linke hintere, dann wieder in die rechte vordere.

Don Emiliano sah ihm dabei zu, und er zählte im stillen mit. Geldzählen war interessanter, als sich über die unbrauchbare Autostraße des Gouverneurs zu ärgern.

Es kam die Zeit, daß Don Sixto siebenzig Pesos in den Taschen hatte. Er öffnete die Hand wieder, hielt sie Celso hin, und als er weitere sieben Pesos hatte, sagte er: „Basta, Muchacho. Hier gebe ich dir jetzt vier Reales zurück. Ehrlichkeit ist Ehrlichkeit. Nicht einen Centavo

mehr, als mir zusteht. So, und nun will ich dir die Quittung schreiben. Du sollst nicht denken, daß ich ein zweitesmal komme und das Geld haben will. Anständigkeit und Ehrlichkeit regieren die Welt.“

Er nahm ein kleines zerknittertes Notizbüchlein aus der Hemdtasche, riß mit geiziger Sorgfalt ein Blättchen heraus und schrieb eine Quittung, daß er von Francisco Flores die volle Summe für zwei Ochsen erhalten habe durch Restbezahlung von sechsundsiebzig Pesos und fünfzig Centavos am heutigen Tage. Er schrieb seinen Namen darunter mit einem zehnfach verschnörkelten Schwung, von dem er annahm, daß kein Fälscher diesen Schwung nachahmen könnte.

„Komm“, sagte er zu Celso, „ich werde gleich das mit den Steuern erledigen, damit du eine vollwertige Quittung für deinen Vater hast.“

Er ließ den Burschen draußen warten, während er im Amtsraum der Steuermarkenfiliale die Marken aufzukleben und abzustempeln veranlaßte. Er kam heraus, ging mit dem Burschen wieder zur Plaza zurück,

wo noch immer Don Emiliano auf der Bank saß, Zigaretten rauchte und über die Schädlichkeit einer Regierung nachdachte, der er nicht angehörte. Don Sixto setzte sich neben ihn nieder, und nun gab er dem Celso den Quittungszettel.

„Hier hast du die Quittung unter Zeugen“, sagte er, „Don Emiliano ist Zeuge, daß du bezahlt hast für die Ochsen, und die Quittung ist mit den Marken nun gesetzlich, und die Brandzeichen der Ochsen sind auch eingetragen. Denke nur nicht von mir, daß ich dir dein Geld abnehme; ein anderer würde nicht so gutmütig mit einem Indio umgehen, wie ich es tue; ein anderer würde dir die Steuermarken nicht geschenkt haben wie ich; bei einem anderen, der weniger Herz hat, würdest du die Steuermarken auch noch bezahlen. So, zettel nun ab, bringe deinem Vater die Quittung und kauf dir keinen Aguardiente draußen in der letzten Branntweinfabrik am Wege. Kannst deinem Vater sagen, wenn er vielleicht eine Kuh haben will oder einen Mule oder die feinste Saat im Staate, er kann alles von mir bekommen und zu dem allerbilligsten Preise im ganzen Distrikt.“

Er winkte befehlend mit dem Kopfe zu dem Burschen, um zu sagen: „Nun, marsch fort, ich habe andere Dinge zu tun.“

Celso drehte sich halb um und ging einige Schritte zurück. Instinktiv ging er auf sein Häuflein Bananen zu, das er am Boden hatte liegen lassen müssen, als ihn der Caballero anrief. Aber als er hinsah, bemerkte er, daß gerade ein Hund das eine Bein über die Bananen hielt. Der Hund wußte ja nicht, daß man Bananen essen konnte. Wäre er freilich in Tabasco groß geworden, würde er es gewußt haben. Aber auch in diesem Falle wären die Bananen für Celso verloren gewesen.

Wie auf den Kopf geschlagen, trottete Celso mit schweren Schritten auf die Kathedrale zu, die eine Seite der Plaza ausfüllte und deren Seiteneingang gegenüber dem Cuartel, der Kaserne der Soldaten, lag. Er blieb an dem Verkaufstisch, den eine Händlerin im Eingang der Kathedrale aufgestellt hatte, stehen, kaufte zwei grüne Kerzen, ein silbernes Sternchen und ein silbernes Herzchen. Eine Kerze widmete er der Heiligen Jungfrau, weil sie ihn auf dem Wege beschützt hatte, eine Kerze widmete er einer Figur, von der er glaubte, sie sei der San Andres, der Schutzpatron seiner Heimat, das silberne Sternchen gab er einer weiblichen Figur, einer Heiligen, die er nicht kannte; er wußte auch nicht, warum er ihr das silberne Sternchen gab. Aber das Sternchen hatte ihm die Händlerin als ein Glücksoffer verkauft. Und das silberne Herzchen legte er auf das Geländer des Hauptaltars mit der Erwartung, daß in der Nacht die Jungfrau aus ihrem dicken, goldenen Rahmen heraussteigen und sich das Herzchen holen würde.

Als er das Herzchen auf das Geländer legte, dachte er an das Mädchen, das er zu heiraten gedacht hatte.

In diesem Augenblicke erst, und nicht ein einziges Mal während des Handels mit Don Sixto, kam ihm zu Bewußtsein, daß er zwei Jahre in der Kaffeepflanzung umsonst gearbeitet hatte. Das Mädchen als Frau zu haben war für ihn jetzt ebenso weit entfernt wie an dem Tage, als er sich für die Kaffeefinca hatte anwerben lassen. Er vermochte nicht zu fassen, wie es gekommen war, daß er all sein Geld so willig dem Don Sixto hingegeben hatte, ohne zu protestieren, ohne den Versuch zu machen, fortzulaufen. Jetzt erst kam es ihm in den Sinn, daß vielleicht der ganze Handel ein Schwindel war. Aber er kannte Don Sixto. Dieser war sehr angesehen in der Stadt, und Celso hatte gewaltigen Respekt vor ihm, einen Respekt freilich, der wohl nur Furcht war. Don Sixto brauchte nur einen Polizisten heranzurufen und sagen: „Sperr diesen Chamulaburschen in den Calabos!“ Dann wurde der Bursche verhaftet und ins Gefängnis gesteckt und dort so lange festgehalten, bis Don Sixto zu seinem Compadre, dem Polizeichef, ging

und sagte: „Laß den Muchacho nun laufen.“ Don Sixto war ein angesehener Bürger der Stadt, und angesehene Bürger haben Rechte.

Celso kniete auf den Steinboden, der dick mit Tannennadeln bestreut war, und betete: „Ave Maria, Madre de Dios, ora pro nobis.“ Er wiederholte das zehnmals. Er wußte nicht, was es hieß, was es bedeutete, warum er es sagte und welchen Zweck es hatte. Aber seine Mutter hatte es ihm so lange vorgeredet, bis er es nachreden konnte, als er fünf Jahre alt war und zum ersten Male in der Kathedrale in Jovel gewesen war. Es war alles, was er an Gebeten wußte. Seine Mutter wußte nicht mehr, und sie konnte ihm darum auch nicht mehr vorreden.

Als er mit seinem schlichten Gebet zu Ende war, nahm er die Spitzen seines Zeigefingers und seines Daumens zusammen, klopfte sich damit auf die Lippen und küsste sich dann die Fingerspitze.

Nun stand er auf und verließ die Kirche. Er hatte alles getan, was ihm seine Mutter geraten hatte, als er zur

Kaffeefinca abmarschierte. Sie hatte ihm gesagt, daß, wenn er zurückkomme und in Jovel, der letzten Stadt, anlange, er zwei grüne Kerzen kaufen und sie in der Kirche anzünden solle als Opfer für die gesunde Heimkehr.

Bei der indianischen Händlerin, wo er die Bananen gekauft hatte, lag sein Reisepacken, den er dort für eine Weile zur Aufbewahrung zurückgelassen hatte. Er ging hin zu der Händlerin, nahm seinen Packen auf und machte sich auf die letzte Strecke zu seinem Heimatsdorf.

Das letzte Haus am Ausgang der Stadt war eine kleine Tienda, ein kleiner Laden, in dem alles, was ein Indianer gebrauchen konnte, zu haben war. Es war aber sehr wenig, was hier an Ware gekauft werden konnte. Die wenigen Waren, alle verstaubt und niemals angefaßt, die hier auf den wackligen Regalen lagen, waren nicht zum Verkauf bestimmt. Sie dienten nur dazu, kontrollierenden Beamten nachzuweisen, daß hier Waren feilgeboten wurden. Freilich, jeder Beamte wußte, daß diese Waren nur dazu da waren, um zu schwören, daß er geglaubt habe, es handele sich um eine legale Tienda.

Daß er Geld bekommen und angenommen hatte, um so zu kontrollieren, wie es dem Eigentümer des Ladens gefiel, brauchte der Beamte nicht beschwören. Wenn es je zu einer Beschwerde kam, so war der Richter, der aus derselben Schüssel aß, aus der auch alle übrigen Beamten aßen, gütig und verständig genug, nicht zu fragen, ob Geld angeboten und angenommen worden war.

Der Eigentümer des Ladens hätte mit seinen Waren, auch wenn sie von der besten Art gewesen wären, keine großen Geschäfte machen können. Denn niemand kauft seinen Bedarf im letzten oder im ersten Hause einer Stadt, solange er nicht geprüft hat, wie die Preise und der Wert der Waren im Innern der Stadt sind, wo die Konkurrenz die Kaufleute zwingt, die Preise niedrig zu halten.

Das Geschäft, das der Mann hier machte, war einfacher Natur. Er verkaufte unversteuerten Aguardiente. Am unversteuerten Branntwein wird mehr verdient als am versteuerten. Der Verkäufer teilt sich mit dem Trinker in das Geld, das die Regierung aus dem Laster zieht. Und weil hier der Verkäufer auch noch gleichzeitig der Fabrikant des Branntweins ist, so hat er den Verdienst

doppelt.

Der Geschäftsinhaber hat keine Lizenz zum Branntweinverkauf. Das wäre lästig, denn dann würden die Inspektoren kommen und die Fässer nachzählen, die unversteuerten finden und mit fünfzigfacher Steuer belasten. Der Mann verkauft auch keinen Branntwein in Gläschen; dann müßte er eine Kantinenlizenz haben, und die übrigen Kantinenbesitzer, die ehrlich ihre Steuern bezahlen, würden ihn anzeigen.

Der Kaufmann hier verkauft den Branntwein in Flaschen, weil er ja keine Cantina hat. Die Trinker müssen die Flaschen mitbringen. Aber wer keine Flasche bringt, dem wird eine Flasche verkauft, die nach dem Austrinken wieder zurückgekauft wird. In Flaschen kann man mehr verkaufen als in Gläschen.

Niemand darf im Innern des Ladens trinken. Das ist verboten, weil es ja keine Cantina ist. Alles übrige, was der Mann tut, ist auch verboten. Aber daß er das Gesetz respektiert und sich nicht außerhalb des Gesetzes stellt, beweist er damit, daß er jeden Käufer veranlaßt, seine

Flasche hinter dem Hause oder neben dem Hause auszutrinken.

Vor dem Hause, neben dem Hause, hinter dem Hause und entlang den Wegen zu den Dörfern der Indianer liegen Männer, Frauen, Burschen, alle sinnlos betrunken, in der Sonne. Alle in Lumpen, das Haar verfilzt und verlaust, die betrunkenen Weiber, ihre Röcke hoch bis an den Hals gezogen, Hemden haben sie keine, um sie auch mit hochzuziehen, die betrunkenen Männer grölend, kreischend, schlafend, tanzend. Es ist fürwahr das kraftstrotzende Gemälde eines großen Künstlers der Hölle, der Ironiker genug ist, in Anschaulichkeit zu glossieren, die schleimige Salbaderei: Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde.

Jeder Bewohner der Stadt weiß, ja jedes Kind, daß hier ohne Lizenz unversteuerter schwergehaltiger Aguardiente in Flaschen an die Indianer verkauft wird. Jeder Inspektor der Steuer weiß es. Aber jeder gibt vor, es nicht zu wissen, denn der Mann, der den fetten Laden hat, läßt andere Leute, die ihm das Geschäft verkritzeln könnten, wie Steuerinspektoren, Bürgermeister, Richter,

Polizeichef, reichlich mitverdienen. Darum ist der Mann mächtig und von jedermann gefürchtet. Und das Land ist so voll von guten und schönen Gesetzen, daß man sich nicht einmal auf dem Absatz umdrehen kann, ohne in ein Gesetz hineingetreten und drei andere übertreten zu haben. Aber alle Gesetze bestehen nicht, um Land und Volk gesittet und zivilisiert zu halten, sondern sie bestehen, damit Diputados, Gouverneure, Bürgermeister, Richter, Gefängnisverwalter, Polizeichefs und alle, die das Glück hatten, ein Amt zu erwischen, aus den Bürgern Geld herauschinden können, das nicht in den Gehaltslisten verbucht wird.

An diesem Laden, ein Lehmhaus, ohne Fenster und mit Holzschindeln gedeckt, kam Celso an. Er setzte sich eine Weile an den Rand der sandigen Straße, mit dem Rücken gegen seinen Packen gelehnt. Er hatte in Jovel viele Dinge einkaufen wollen, um sie als Geschenke mit nach Hause zu bringen. Für seinen Vater Sandalen, für seine Mutter ein neues rotes Wollband, in die Zöpfe zu flechten, und für sein Mädchen eine glitzernde Perlenhalskette. Er kehrte nun ohne Geschenke heim

ganz wie ein ewig betrunkenener Indianer, genau wie die Mehrzahl jener Männer und Weiber, die hier wie ein verlassene Herde stöhnend und bewußtlos in der Nähe des Ladens herumlagen und Geschenke, Welt, Kinder und das letzte Restchen von menschlicher Würde, daß ihnen trotz ihrer Armseligkeit noch verblieben war, verkauft und vergessen hatten.

Ohne Geschenke kehrte er heim und ohne Geld für die Heirat. Für Don Sixto waren die sechsundsiebzig Pesos und fünfzig Centavos gerade so viel wie ein lässiger Fingerschnipp. Er verspielte das Doppelte in einer Stunde am Roulette auf der Plaza oder beim Würfeln in der Cantina. Für Celso waren dieselben sechsundsiebzig Pesos fünfzehn Kinder und alles, was er benötigte, um sich eine Welt aufzubauen, damit sein Leben einen Sinn bekam.

Celso ließ seinen Packen liegen und ging in den Laden. Er deutete auf ein rotes Wollband, das an einem Faden von einer Latte herunterhing. Es war völlig verstaubt und sah infolge des Staubes grau aus. Der Händler hatte nie die Absicht, dieses Wollband oder irgend etwas anderes, das

er im Laden hatte, zu verkaufen. Darum war es ihm gleichgültig, ob die Sachen verstaubten und unscheinbar wurden oder nicht.

Er stocherte sich gelangweilt mit einem Zahnstocher im Munde, drehte sich faul halb herum, aber so, daß er die Ladentischplatte nicht einen Augenblick als Lehne verlor, schielte hinauf zu dem zusammengefaltetem Bande, drehte sich ebenso faul wieder zurück, zog den Mund schief, kniff ein Auge halb zu und sagte: „Wo kommst du denn her, Muchacho? Wo bist du denn her? So, von Ishtacolcot. Du siehst nicht aus wie ein Chamula, warst gewiß in den Monterias. No?“

„Wieviel kostet das Band?“ fragte Celso wieder.

„Ja, sieh doch einmal einer hierher“, sagte der Händler erstaunt. „Bist wohl jetzt dick und fett geworden. Hast doch Zeit zum warten. Ishtacolcot läuft dir nicht weg. Willst du einen Schluck nehmen? Schenke ich dir!“

Celso drehte sich um und wollte gehen.

„He, du“, rief ihn der Händler an, aus seiner Faulheit ein

wenig aufgescheucht, „lauf nicht davon. Das Band kannst du haben. Kostet acht Reales.“

Der Preis im Innern der Stadt war zwei Reales.

Celso drehte seinen Gürtel etwas auf. Abzunehmen braucht er ihn nicht mehr, um zu dem Reste seines Vermögens zu gelangen. Er pickte aus der Falte des aufgedrehten Gürtels das Geld, daß ihm verblieben war, heraus und zählte es nach. Als er bemerkte, daß ihn der Händler beobachtete, wandte er sich, mißtrauisch geworden, um. Es waren siebenundvierzig Centavos, die er noch besaß.

„Kannst du mir das Band für siebenundvierzig Fierros lassen?“ fragte er den Händler.

„Nein, das kann ich ganz gewiß nicht, bei der Santisima Virgencita und bei San Jose und dem Kinde, ich kann es nicht dafür hergeben.“ Der Zahnstocher in seinem Munde schob sich nun von selbst aus dem einen Mundwinkel in den anderen, denn der Mann stützte beide Hände auf die Ladentischplatte und sagte: „Ich will dir etwas sagen, was

ich für dich tun will. Eine Halbliterflasche voll kostet fünfzig. Dir will ich sie für siebenundvierzig geben, so daß du siehst, wenn ich etwas für weniger Geld verkaufen kann, dann bin ich immer dazu bereit.“

Celso kam heim in sein väterliches Haus ohne Geschenke, ohne Geld für die Heirat, ohne seinen Packen, den er irgendwo am Wege verloren hatte. Er fiel lang in das Haus und in den Schoß seiner Mutter, die am Erdboden beim Feuer hockte und das Abendessen kochte.

Am nächsten Tage, als mit Celso wieder menschlich zu reden war, fragte ihn sein Vater, wo er das Geld gelassen, das er in zwei Jahren verdient habe.

„Das hat mir Don Sixto abgenommen.“

„Es ist richtig“, sagte der Vater, „ich schulde Don Sixto das Geld für die beiden Ochsen. Aber es ist keine Rede davon, daß ich ihm das Restgeld für die Ochsen von deinem Lohne versprochen habe. Wir haben verabredet, daß ich den Kauf mit dir besprechen werde, wenn du von der Kaffeefinca heimkommst, weil du die Ochsen erst sehen und beurteilen sollst. Ich wollte dir die Ochsen geben, wenn dir das erste Kind geboren wird. Und wenn dir die Ochsen nicht gefallen, dann könnte ich sie zurückbringen zu Don Sixto, und er würde mir die Zahlung, die ich gemacht habe, wiedergeben oder sie mir gutrechnen für ein Mule. Wir haben verabredet, daß ich Don Sixto jedes Vierteljahr sechs Pesos bringe, bis die Ochsen bezahlt sind, und daß wir den Kaufkontrakt in Jovel beim Amt richtig machen würden, wenn du

zurückgekommen bist. So ist die Abmachung.“

Das sah so einfach aus hier in seinem väterlichen Hause, wo im Schatten des Palmdaches seine Mutter auf dem Metate die Maza für das Mittagessen rieb. Das hörte sich so wahrhaft und schlicht an aus dem Munde seines Vaters. Es tönte so klar und ohne Hinterhalt hier in seinem Dorfe, eingezäunt von einer dichten Magueyhecke, wo Hunde gelangweilt kläfften, Esel faul trompeteten, Truthühner glucksten, Hühner gickelten, Kinder kreischten und alles und alles in Frieden und Eintracht mit der Umgebung in einem Ton zusammenklang.

Aber alles hatte so anders geklungen aus dem barschen Munde des Don Sixto, der nicht diskutierte, sondern befahl. Es hatte so anders getönt auf der Plaza, wo Celso vor sich die beiden herrischen Caballeros sitzen hatte und in seinem Rücken das drohenden massige Gebäude, über dem in großen Lettern stand: „Presidencia de Municipalidad“ und wo in schwarzen fetten Lettern über den einzelnen Türen, die gleich Öffnungen zu Höhlen schienen, stand „Tesoreria“, „Jefe de la Policia“, „Carcel“.

Was konnte Celso in einer solchen Umgebung tun. Er würde unter solchen Einflüssen und in solcher Umgebung sein ganzes Geld hergegeben haben, auch wenn Don Sixto den Handel weniger geschickt gehandhabt hätte. Weder Celso noch sein Vater kamen auf den Gedanken, nach Jovel zu gehen und das Geld von Don Sixto zurückzufordern. Es wäre vergebens gewesen. Und wenn sie sich aufregten und Don Sixto auch nur ein böses Wort sagen würden, dann kämen beide in die Carcel.

Franciso Flores, der Vater des Celso, hat die zwei Ochsen, und Don Sixto, der ihm die zwei Ochsen verkaufte, hat das Geld richtig empfangen und dafür eine gesetzlich gültige Quittung ausgeschrieben, und er ist sogar so freigebig dabei gewesen, daß er die Steuermarken selbst bezahlt hat. Es würde Tage dauern, ehe Celso und sein Vater einer Obrigkeit hätten begreiflich machen können, daß bei diesem Handel eine Ungenauigkeit vorgekommen sei, die für Celso mehr zerbrochen hatte, als auch die besten Ochsen und die schönste gesetzliche Quittung je heilen konnten.

Am selben Tage ging Celso seinen Packen suchen. Er fand ihn auch. Und weil auf dem Wege, den er gekommen war, nur Indianer wanderten, so war sein Packen unberührt.

Celso schämte sich, zu seinem Mädchen zu gehen.

Aber nachdem Celso mehr als eine Woche daheim war und täglich mit seinem Vater in der Milpa gearbeitet hatte und von allen Leuten im Dorf gesehen wurde, wie er sich abmühte, die Ochsen zum Pflügen einzudrillen, kam eines Nachmittags, kurz vor Sonnenuntergang, der Vater des Mädchens zum Hause des Francisco Flores.

Hinter dem Vater, in einem längeren Abstand, kam die Tochter hergegangen.

Der Vater des Mädchens, Manuel Laso, trat in den Hof, grüßte und setzte sich auf die Bank.

Das Mädchen blieb draußen vor der Hecke stehen. Sie war barfuß, trug den üblichen schwarzen, rohen Wollrock, der ihr bis zu den Knien reichte, und hatte eine grüne Glasperlenkette um den Hals. Ihr dickes Haar war mit rotem Wollband in Zöpfen gedreht und hoch auf dem

Köpfe aufgetürmt. Beide Arme hatte sie vor der Brust gekreuzt und das Gesicht in den Händen versteckt. Aber sie blinkte lebhaft durch die Finger, und jeder konnte sehen und sollte sicher auch sehen, daß ihr nichts entging, was sich im Hause oder im Hofe zutrug.

Die Mutter des Celso stand auf vom Feuer, kam aus der Hütte, verneigte sich halb vor dem Gast, reichte ihm die Fingerspitzen hin, die er leicht betastete, ging dann zu der Einfriedung und lud das Mädchen ein, in den Hof zu kommen.

Als ob sie etwas verbrochen habe, wischte das Mädchen an der Seite der Frau entlang, und mit einem Husch war sie in der Hütte, wo sie sich mit der Frau am Feuer niedersetzte und beide zu schwatzen begannen.

Celso hatte hinter dem Hause gearbeitet. Er beschäftigte sich mit der Anfertigung des Geschirres für die Ochsen.

Er kam in den vorderen Hof und begrüßte den Vater des Mädchens so beiläufig, als ob es ihm gleich sei, ob er hier sei oder nicht. Das Mädchen kümmerte ihn nicht. Er

beachtete sie nicht einmal. Er vermied, in die Hütte zu gehen, obgleich er wußte, daß sie drin war, oder besser gesagt, weil er wußte, daß sie drin war. Für lange konnte er es jedoch nicht ertragen. Er ging zur Tür der Hütte und fragte die Mutter, ob sie nicht wüßte, wo sein Messer sei. Er wußte, wo es war. Es war im Hause in einen Pfosten gesteckt, und um es zu erlangen, mußte er die ganze Hütte durchqueren. Er ging auf den Pfosten zu, mit geradeaus gerichteten Augen, ohne auch nur mit einem Flicker das kauernde Mädchen zu beachten.

Das Mädchen hatte sofort, als der Bursche in die Hütte kam, ihr Gesicht in den hochgezogenen Brustteil ihres Rockes versteckt. Jedoch von der Seite und von unten herauf folgte sie allen Bewegungen des Burschen. Wenn sie auch wenig Einfluß auf die Wahl ihres Mannes ausüben konnte, weil das Angelegenheit der beiden Väter und des heiratsfähigen Mannes war, so war sie dennoch immer begierig, einen Blick auf den zu werfen, der ihr seit mehr als zwei Jahren als Mann versprochen worden war. Sie war jetzt sechzehn Jahre alt. Und es war die Zeit für sie und ihre Eltern, ernsthaft an ihre Zukunft zu

denken. Mit zwanzig Jahren galt sie als verstaubte Jungfer ohne Hoffnung.

Die beiden Väter hatten einiges geredet. Als Celso nun wieder aus der Hütte kam, rief ihn Manuel Laso an: „He, du, Muchacho, warum bist du denn nicht einmal zu mir herübergekommen, guten Tag, wie geht's, zu sagen? Ich habe auf dich gewartet.“

„Ich habe noch keine Zeit gehabt, Don Manuel“, sagte Celso. „Wir haben nun die Ochsen, und ich will sie für den Vater zum Ziehen bringen, ehe ich wieder fortgehe.“

„Ehe du wieder fortgehst?“ fragte Manuel Laso.

„Wohin fortgehst, Junge?“ fragte auch der Vater des Celso. Es kam ihm ebenso unerwartet, wie es Manuel Laso gekommen war.

„Das Geld verdienen für die Heirat“, erklärte Celso, als wäre es selbstverständlich.

Manuel Laso knitterte das Gesicht zusammen und sagte: „Ich glaubte, du bringst das Geld von der Kaffeefinca zur

Heirat. Du hast zwei Jahre tüchtig gearbeitet.“

„Ich habe aber das Geld nicht, Don Manuel, und darum muß ich wieder fort und sehen, wie ich das Geld verdiene.“

Er sagte nicht, daß er das Geld für die Ochsen bezahlt habe. Auch sein Vater sagte es nicht. Denn wo das Geld war, das war in diesem Handel ohne jeden Belang. Von Wichtigkeit allein war nur, daß Celso die Sachen heranschaffte, die er als Heiratsgut zu geben hatte. Es handelte sich nicht um Geld, sondern um die Hochzeitsgabe. Manuel Laso hatte vielleicht eine leise Idee, daß jenes Geld wahrscheinlich etwas mit den Ochsen des Francisco Flores zu tun habe. Aber es war nicht seine Sache, das zu ergründen; denn es änderte nichts an der Tatsache, daß Celso das Geld nicht hatte, das er brauchte, um die Brautgabe zu kaufen

Francisco Flores sagte: „Ich habe dem Celso die beiden Ochsen versprochen, wenn das erste Kind geboren ist. Weißt du, Don Manuel, ich kann auch gern dem Celso die beiden Ochsen heute geben.“

„Diese beiden Ochsen sind nicht wichtig in dem Handel, den ich mit Celso habe, Don Pancho“, sagte Manuel Laso. „Du hast mir schon vor einiger Zeit gesagt, daß du dem Celso die Ochsen geben wirst, wenn er mit dem ersten Kinde gesegnet wird. Das ist sehr gut von dir getan. Aber alles das hat nichts mit meinem Handel mit Celso zu tun. Er muß von sich selbst und ohne deine Mithilfe das Geld heranschaffen, um das Heiratsgut zu bezahlen. Verflucht noch mal und *chingandose*, ich muß doch wissen, ob der Vagabund überhaupt Geld verdienen kann. Du glaubst doch nicht, daß ich mein Mädchen einem Faulenzer gebe, der nicht fähig ist, Geld zu verdienen, wenn es gebraucht wird. Celso ist mir recht, und das Mädchen sagt meiner Vieja, meiner Alten, daß ihr der Celso sehr recht und sehr angenehm ist. Aber das dauert nicht lange. Was allein dauert, ist die Fähigkeit, zu arbeiten und Geld zu verdienen. So, und das ist nun mein letztes Wort in der Sache: Celso, du hast das Geld zu verdienen, nicht dein Vater. Du willst mein Mädchen haben, meine Hija, nicht dein Vater. Ich gebe dir noch einmal zwei Jahre. Das Mädchen könnte eine halbes Dutzend Burschen haben, wenn ich wollte. Aber du gefällst mir als Sohn, und du

gefällt dem Mädchen. Und darum gebe ich dir noch einmal zwei Jahre für das Geld. Aber mehr als zwei Jahre kann das Mädchen nicht warten.“

Manuel Laso stand auf, reichte Francisco Flores die Hand hin und rief zur Tür der Hütte: „Ich gehe.“

Die Mutter des Celso kam zur Tür und sagte: „Adiosito, Don Manuel.“

„Hasta luego“, antwortete Don Manuel, „bis später“.

Er ging seiner Wege.

Das Mädchen kam wie ein verscheuchtes Hündchen auf Francisco Flores, den erhofften Schwiegervater, zu, beugte sich nieder und küsste seine Hand.

Er legte seine andere Hand auf den Kopf des Mädchens und sagte: „Vaya con Dios, geh mit Gott, chiquita mia.“

Ohne aufzusehen und ihren gebeugten Vorderkörper in derselben Stellung, wie sie Don Francisco begrüßt hatte, haltend, drehte sie sich rasch um und lief mit kurzen

raschen Schritten hinter ihrem Vater her. Außerhalb der Hecke wandte sie sich jedoch ein wenig und lugte über ihre Schulter zurück in den Hof. Aber sie hielt ihre beiden Hände über das Gesicht gedeckt.

Celso stand an einem Pfosten des Hauses und schnitzte mit seinem Messer an einem Knüppel herum. Die Art, wie er sich mit dem Knüppel beschäftigte, erweckte den Eindruck, daß dies eine ungemein wichtige Arbeit sei für das Geschirr der Ochsen. Aber in Wahrheit schnippelte er an dem Stecken hin und her ohne bestimmte Absichten hinsichtlich der Verschönerung oder der Nutzbarmachung des Holzes. Er sah nicht dem Mädchen nach, und er kümmerte sich nicht um den Blick des Mädchens. Dieser eingeschüchterte Blick hinter ihren Händen, als wäre es hinter den Gittern eines Fensters, war das einzige Zeichen, das sie äußerte, um zu offenbaren, daß Celso für sie der einzige Mann unter dem Himmel war.

Erst als, nach seiner Schätzung, der Vater mit dem Mädchen wenigstens zweihundert Schritte von dem Hause entfernt war, sah Celso auf. Seine Hand jedoch

schnippelte mit dem Messer, ohne zu stocken, weiter an dem Knüppel herum, so daß, wenn er bemerkt hätte, daß ihn jemand beobachtete, er nur die Augenlider fallen lassen brauchte, um gegenüber jedem Verdacht gewappnet zu sein, daß er nur dies Mädchen und kein anderes als Mutter für seine fünfzehn Kinder wolle. Er hatte, als er noch ständig daheim in seinem Dorfe war, zuweilen das Mädchen von nahe gesehen. Einmal, als der Cura kam, um in der zusammenfallenden Kirche des Ortes Kinder zu taufen. Ein anderes Mal bei einer Hochzeit, wo er mit dem Mädchen viermal getanzt hatte. Und mehrere Male hatten sich die beiden Familien auf dem Heimwege vom Markt in Jovel getroffen. Wenn er gut und sehr sorgfältig aufgerechnet haben würde, so wäre alles, was er während seiner Lebenszeit mit dem Mädchen bis heute gesprochen hatte, sicher nicht auf mehr als achtzehn oder zwanzig Worte gekommen. Selbst beim Tanz hatte er sie nicht mit einem einzigen Worte gefordert, sondern er war ihr nur etwas näher gegangen und hatte sein rotes Halstuch in ihren Schoß geworfen, um ihr zu zeigen, daß er ihr die Ehre antäte, mit ihr tanzen zu wollen. Er hätte nicht gewußt, was er zu dem

Mädchen sagen sollte. Daß es heiß sei oder kalt oder daß es regnen würde oder daß sie durstig sei, das wußte ein Mädchen ja selbst. Was brauchte er darum zu fragen. Selbst „Danke!“ zu sagen oder „Wie geht es dir?“ wäre so lächerlich gewesen, daß man im Dorfe diese Angelegenheit als Ereignis erzählt haben würde. Noch viel weniger brauchte er sie zu fragen, ob sie ihn gern habe, und tausendmal weniger brauchte er ihr zu sagen, daß er sie gern habe. Wenn sie das nicht allein wußte, dann kam sie für seine fünfzehn Kinder nicht in Frage. Ob sie ihn heiraten wolle oder nicht, war keine Angelegenheit zwischen ihr und ihm, das war eine Angelegenheit nur zwischen ihrem Vater und ihm. Sie konnte nein zu dem Geschäft der beiden Männer sagen. Das war ihr gutes Recht. Aber ein anderer Bursche im Dorfe war um nichts besser. Alle Männer sind gleich. Einen Unterschied konnte sie nicht sehen; und weder sie noch irgendeine Frau des Stammes war erzogen worden, um Unterschiede zwischen dem einen Mann und dem anderen zu sehen oder zu empfinden. Geringe Unterschiede zwischen dem einen heiratsfähigen Mann und dem anderen wurden von ihrem Vater beurteilt und

nicht von ihr. Diese Unterschiede bestanden darin, daß der eine Mann ein Säufer war, der andere ein mäßiger Trinker und wieder ein anderer jemand, der keinen Aguardiente anrührte. Weitere Unterschiede waren, daß, nach dem Urteil des Vaters des Mädchens, der eine Mann nicht zu arbeiten verstand, während ein anderer ein fleißiger und geschickter Bursche war. Der wichtigste Unterschied war, auch wieder nach dem Urteil des Vaters, daß der eine Bursche nicht fähig erschien, der Frau zu zehn Kindern zu verhelfen, während ein anderer den Eindruck beim Vater erweckte, daß dreißig Kinder mit Atem und Nahrung zu versorgen eine Kleinigkeit für ihn war. Von Gemütsempfindungen, gleich, ob sie im Herzen wurzeln oder im Gemüt oder in einem auswendig gelernten Reim, kann die Ehe eines indianischen Landmannes nicht fett werden.

Dennoch, von dem Tage an, wo Celso mit dem Vater des Mädchens über die Heiratsgabe für das Mädchen verhandelt hatte, begann das Mädchen sich einzufühlen in den Gedanken, daß Celso, und kein anderer Mann auf Erden, ihre Bestimmung von Ewigkeit her sei. Und Celso,

wenn er das hätte poetisch ausdrücken können, würde behauptet haben, daß ihm das Mädchen vor Erschaffung der Welt als einziges und alleiniges Weib von dem Schicksal zugewiesen worden sei.

Wenn die beiden heiraten, so wird einst der Tag kommen, wo beide dreißig Jahre miteinander verheiratet sein werden. Ohne Kirche, ohne Staatsregister, lediglich mit Zustimmung der Väter. Ob das Paar dann, nach dreißigjähriger Ehe, glücklich ist oder glücklich war, wissen beide nicht. Eheliches Glück steht außerhalb ihrer Empfindungen. Sie haben Kinder, einige sind gestorben, andere leben, viele sind verheiratet. Sie leben in steter harter Arbeit. Sobald sie aufhören zu arbeiten, auch nur einen Monat, so haben sie keinen Mais zu essen und keine Bohnen. Sie leben in Frieden miteinander. Die Frau gehorcht ihrem Manne von dem Tage ihrer Eheschließung an mehr, als sie Gott gehorcht. Was er sagt und anordnet, ist für sie und alle Kinder, ob sie mit ihm noch im Hause wohnen oder ihr eigenes Haus haben, unabänderliches Gesetz. Wie ein guter Katholik nicht einmal daran denkt, eine Anordnung des Papstes zu

kritisieren oder auf ihre Richtigkeit zu prüfen, so kommt auch der Frau nie der Gedanke, ein Urteil oder einen Befehl ihres Mannes zu kritisieren. Sie beraten beide, wie, wo und zu welchem Preise sie ihren Überfluß an Mais, Wolle, Ziegen, Fellen verkaufen wollen. Wenn sie sich einigen, gut. Wenn sie sich nicht einigen, dann sagt er sein letztes Wort, und das gilt. Stellt sich nach einiger Zeit heraus, daß ihr Rat besser war als der seine, so bläht sie sich nicht auf und wirft ihm nichts vor, so, wenig, wie ein frommer Mensch sich nicht aufbläht und aufpustet, wenn Gott, anstatt es regnen zu lassen, alles vertrocknen läßt.

So läuft die Ehe ab ohne Aufregung und ohne jeglichen Hintergrund, den ein Stückeschreiber gebrauchen könnte, um ein aufregendes Ehedrama anzufertigen, bei dem kein Zuschauer am Ende weiß, welches Problem eigentlich gemeint war, jedoch einige denkende Besucher das saure Gefühl haben, daß hier drei Stunden lang ein Dutzend aufgeputzte Männchen und Weibchen sich um einen Schinken herumgestritten haben, der in Wahrheit nicht existiert, sondern im ersten Akt als ein Schatten in

die Hirne der Leute, die aufgeregt werden wollen,
hineingezaubert wird.

Für Celso war dieses Mädchen, und gerade dieses, ebenso wichtig und ebensoviel wert, wie für irgendeinen anderen Mann ein Mädchen ist, von dem er meint, daß er es sich selbst ausgesucht habe und daß er ohne sie nicht leben kann. Die Einstellung der Gefühle gegenüber der Ehe und die Empfindungen des einen Geschlechts gegenüber dem anderen sind angedichtet und wechseln mit der herrschenden Philosophie und mit den Romanen, Gedichten und Dramen, die in Mode sind. Und weil gesunde Philosophie, Philosophie, die nicht dekadent oder degeneriert ist und weil auch die Dichtung, die kerngesund in ihrem Stamme ist und nicht Gefühle erschwindelt, in den herrschenden ökonomischen Verhältnissen wurzeln, so kann man ebensogut den kürzeren Weg einschlagen und sagen, daß die Einstellung des Menschen gegenüber der Ehe und seine Gefühle hinsichtlich der Zuneigung der Geschlechter, von den instinktiven Trieben der Erhaltung abgesehen, in den ökonomischen Verhältnissen wurzeln, in denen er lebt.

Das Mädchen, das ihm zugewiesen war, für sich aufzubewahren und für sich mit allen seinen Kräften zu gewinnen, betrachtete Celso ebenso als seine nächste und härteste Aufgabe, wie sich ein junger Bankangestellter in New York, London oder Berlin bemüht, die Bedingungen zu schaffen, unter denen er sein Mädchen endlich heiraten kann. Der Unterschied, der einzige Unterschied, in diesen Handlungen von Menschen zweier verschiedener Rassen und Sitten ist nur der, daß der junge Bankangestellte in New York sein Mädchen irgendwo und irgendwann zum ersten Male traf, daß sich beide gut leiden mochten, und sich daraufhin nach einiger Zeit über ihr ferneres Schickal einigten, während der tiefe Respekt vor den Eltern und vor allen übrigen Bürgern des Stammes Celso zwingt, seine Ehe in anderer Form und Weise vorzubereiten. Celso ist genau so in der Schlinge wie der junge heiratslustige Bankangestellte in London. Der eine hat die Verpflichtung, sich nun für die Möbel abzurackern, während der andere die Verpflichtung hat dem Vater die verlangte Heiratsgabe zu bringen, da er Möbel, Gardinen und Lampenschirme nicht benötigt.

Nichts ist umsonst in diesem Leben, weder für den Bankangestellten noch für Celso. Und darum muß Celso wieder fort, um erneut das Geld heranzuschaffen, das er schon einmal zu haben glaubte.

Celso packte wieder auf, und eines Morgens um drei Uhr war er auf dem Marsche nach Jovel.

Es waren keine Agenten in Jovel, um Leute für die Cafetales anzuwerben. Wenn angeworben worden wäre, so nur für die Cosechas, für die Ernten. Für die Arbeiten der Neupflanzungen und Ausreinigung der Plantagen hatte man genügend Arbeiter. Es schien auch Celso, daß beim Arbeiten im Kaffee nicht genügend zu verdienen war und daß er vielleicht etwas finden könnte, wo er schneller zu seinem Gelde kommen würde.

Er stand in einem Laden an der Plaza und kaufte rohe Tabakblätter ein, um für den Weg Zigarren zu haben. Im Laden war ein Ladino anwesend. Der Caballero redete mit dem Ladeninhaber über eine Möglichkeit, einen Brief mit Dokumenten nach der Monteria Agua Azul zu schicken. Er hatte bereits einige Tage lang nach Arrieros gesucht. Das waren die Maultiertreiber, die Waren auf Maultieren in die fernen Distrikte beförderten, wo es keine Straßen gab. Aber keiner der Arrieros hatte eine

Karawane nach einer Monteria. Vielleicht in zwei Monaten oder in vier, wenn der Türke mit seinem Handel nach den Monterias zieht. Aber heute oder innerhalb von zwei oder drei Wochen auf keinen Fall.

Der Caballero hatte daraufhin nach einem einzelnen Boten gesucht. Aber keiner wollte allein reiten, sie alle hatten Furcht vor dem langen Marsch durch den Dschungel, ein Marsch von zehn Tagen; dazu kam noch der Rückmarsch. Der Marsch von Jovel bis zur letzten Siedelung vor dem Dschungel dauerte sechs Tage. Die nötigen Ruhetage mit eingerechnet, war es ein Botenmarsch von vierzig Tagen. Und vierzig Tage mußten dem Boten bezahlt werden. Dazu kam sein Pferd, und dazu kam sein Mule, auf dem er seinen eigenen Reisepacken beförderte. Und das Mule diente auch dazu, gelegentlich mit dem Pferde auszuwechseln, um keines der Tiere zu ermüden. Wenn Pferde oder Mules im Dschungel ermüden, legen sie sich hin, essen nicht mehr und sterben weg wie in Traurigkeit. Aber ein einzelner Bote fürchtete sich. Er wollte einen Burschen zur Begleitung haben. Eine solche Forderung war nicht

unbillig. Dieser begleitende Bursche mußte auch mit vierzig Tagen Lohn bezahlt werden, gleichfalls sein Pferd.

Auf den Brief einfach eine Briefmarke für zwanzig Centavos aufzukleben und den Brief in den Kasten zu stecken und schnell wegzurennen, half dem Caballero auch nichts. Der Brief würde ihm am nächsten Tage im Hotel wieder zugestellt werden mit dem Vermerk „No hay Correos“, dahin gibt es keine Postverbindung.“ Wenn man einen Brief durch Boten schickt, da, wo es eine Postverbindung gibt, kann man mit hundert Pesos bestraft werden, weil die Post das Staatsmonopol hat; aber wenn man einen Brief dorthin schicken will, wo es keine Postverbindung gibt, sagt einem die Post nicht, wie man das machen soll. In einem solchen Falle freilich ist die Post großzügig, sie bestraft den Sender nicht mit hundert Pesos, wenn er den Brief durch Boten schickt.

Sagte der Ladeninhaber: „Hören Sie, Don Apolinar, warum schicken Sie denn nicht den Brief mit einem Chamula, hier mit einem Indio? Der braucht kein Pferd und rennt wie der Teufel, den holen zwei Pferde nicht ein, wenn der losfegt.“

„Das ist ein Gedanke, den ich mir überlegen werde“, sagte Don Apolinar.

„Nichts zu überlegen“, antwortete darauf der Ladenmann, „fragen Sie gleich mal den Burschen, der hier auf der Bank sitzt und sich Zigarren dreht. Ich bürgere für ihn, kenne ihn und seinen Vater. Ist von Ishtacolcot.“

Ursprünglich hatte Celso, wie alle seine Stammesangehörigen, nur die Sprache seiner Nation gesprochen, Tsotsil. Aber bereits ehe er nach den Kaffeefincas zur Arbeit gegangen war, hatte er begonnen, Spanisch zu lernen, als er für einige Monate in einer Säge des Don Prisciliano für fünfundzwanzig Centavos den Tag arbeitete. In den Kaffeefincas, wo so viele Burschen verschiedener Sprachen zusammenkamen und Spanisch notwendig war, um sich miteinander verständigen zu können, hatte er dann Spanisch so vollkommen gelernt, wie das nur für einen Indianer möglich ist, der nie eine Schule besucht hat.

Er hatte gehört, was die beiden Caballeros gesprochen hatten, tat jedoch, als ob er nicht genügend Spanisch

verstünde, um genau zu wissen, was verhandelt wurde.

In Dingen wie diesen hier ist ein Indianer, der in seinem Pueblo, seinem Dorfe, lebt, sehr langsam im Begreifen und noch viel langsamer im Erfassen einer Gelegenheit, für sich einen Vorteil zu erhaschen. Durch sein Leben in den Kaffeefincas, wo nicht nur rein indianische Arbeiter aufeinander treffen, sondern auch die gerissenen, eilfertigen und geschmierten aus dem Kehrlicht der Städte, die sich zuweilen in jene fernen Kaffeepflanzungen zum Arbeiten begeben, um der Polizei und dem Richter aus dem Gesichtskreis zu entschlüpfen, hatte Celso jedoch begonnen, die angeborene Schwerfälligkeit im Denken abzuschütteln. Völlig hatte er sie noch nicht abgeworfen, sonst wäre er ja nicht so taumelnd dem Don Sixto in das Netz gegangen, sondern er hätte sich gewehrt, und er hätte erst einmal abgewartet, ob wirklich das Gefängnis auf ihn wartete, wenn er Don Sixto nicht zahlte. Diese Furcht vor dem Gefängnis war eine der Vorstellungen, die er noch nicht losgeworden war. Er hatte zu oft gesehen, wie rasch, wie unschuldig und wie ohne jedem ernststen Anlaß Indianer gepackt und in das

Gefängnis geschleift wurden.

Das wenige aber, was er bis heute in den Kaffeeplantagen an Fähigkeit, seinen eigenen Vorteil in dieser Welt wahrzunehmen, gewonnen hatte, kam ihm jetzt sehr zugute.

Ohne diese Lebenserfahrung erworben zu haben, wäre er wahrscheinlich aufgesprungen und hätte sich dem Don Apolinar angeboten, den Brief nach Agua Azul zu bringen. Aber er ließ das bleiben, weil er gelernt hatte, daß ein Arbeiter, der sich anbietet, nur halb so viel wert ist als ein Arbeiter, der gesucht wird.

So blieb er ruhig auf seiner Bank sitzen und drehte an seinen Zigarren weiter. Und weil er so unschuldig tat, redeten die beiden Caballeros unbefangen über den Preis für den Boten.

„Denken Sie, daß er es für zwei Reales, fünfundzwanzig Centavos den Tag macht?“ fragte Don Apolinar.

„Er kann es in dreißig Tagen machen, das wären dann sieben Pesos und fünfzig Centavos“, rechnete der

Kaufmann aus.

„Höre mal, du Chamula!“ rief Don Apolinar.

Celso stand auf und kam näher. Er kam mit der verschüchterten und furchtsamen Gebärde der einfachen Indianer, die unerwartet von einem fremden Caballero angerufen werden und nicht wissen, was sie zu erwarten haben, einen kräftigen Tritt in den Hintern oder Gefängnis oder eine Zigarette oder ein Gläschen Branntwein oder eine unbezahlte Dienstleistung oder Aufzeigen der Impfpocken oder Aufsagen des Namens oder Angabe, wieviele Schafe er daheim hat.

Jedoch zum ersten Male in seinem Leben tat Celso etwas Erlogenes. Die furchtsame und schüchterne Geste, mit der er auf Don Apolinar zukam, war erheuchelt. Er hatte begriffen, daß weder der Polizeichef noch der Jefe Politico noch selbst der Gubernador in diesem Handel etwas befehlen konnten. Irgendeine Obrigkeit konnte im befehlen, einen Brief nach einer Monteria zu bringen, ohne Bezahlung, ja ohne Vergütung für sein Essen. Aber, wenn ihm der Brief gestohlen wurde, während er schlief,

oder wenn sich der Brief ungesehen aus seinem Wollgürtel ausdrehte und im Dschungel verloren ging, oder wenn er ihn zerweichte, während er durch einen Fluß schwimmen mußte, dann konnte nicht einmal die Todesstrafe für ihn den Brief mit den wichtigen Dokumenten und Bankchecks wieder herbeischaffen. Und weil die Möglichkeiten, den Brief zu verlieren oder im Fluß oder im dauernden Regen zu zerweichen, so viele waren, so konnte ihm niemand etwas beweisen, falls er den Brief nicht mit Sorgfalt behandelte oder vielleicht absichtlich verlor, um sich für die unbezahlte Zwangsarbeit zu rächen. Der Brief mit den wichtigen Dokumenten war eine sehr vertrauliche Sache, die nur mit seiner vollen Freiwilligkeit und seinem guten Willen zu Gefallen der Leute, die an dem Briefe interessiert waren, behandelt werden konnte. Er erheuchelte die verschüchterte Gebärde, um nicht vorzeitig zu verraten, daß hier ein doppeltes Geschäft für ihn in Frage kam.

Als er von dem Briefe und der Schwierigkeit, ihn zu befördern, hörte, begann er, ohne es merken zu lassen, an einem Plan zu arbeiten. Und eine Minute darauf hatte er

erfaßt, daß das größte Glück, das ihm in seiner gegenwärtigen Lage helfen konnte, nichts anderes war, als einen wichtigen Brief nach einer Monteria zu bringen.

Seine Absicht war es, wieder nach den Kaffeefincas zu gehen, obgleich ihm diese Arbeit leidig geworden war und er gern etwas anderes gesehen hätte. Als er aber vernahm, daß kein Agent da sei und daß keine anderen Arbeiter gesucht würden, auch wenn Agenten am Ort sein sollten, dachte er, als einzigen anderen Ausweg, an die Monterias. Es war schwere Arbeit, man konnte sie mörderisch nennen, jedoch er fürchtete sich nicht. Was er vermeiden wollte, waren die hohen Unkosten, Arbeit in der Monteria zu erhalten. Der Agent verlangte zwischen fünfundzwanzig und fünfzig Pesos Kommission für das Anwerben. Der Arbeitskontrakt kostete in Hucutsin fünfundzwanzig Pesos Steuer beim Bürgermeister. Der Marsch, oder besser, was er auf dem Marsch verzehrte, kostete sein Geld. Es waren beinahe drei Monate Arbeit, die er zu leisten hatte nur für die Unkosten der Tatsache, daß er überhaupt arbeiten durfte.

Und nun, während er so verkrümelt über seine Lage

nachdachte, fiel ihm der Brief mit den wichtigen Dokumenten in den Schoß. Der Weg wurde bezahlt. Er kam in der Monteria an. Es wurden in der Monteria immer und ewig Arbeiter gebraucht, weil sie wegstarben wie Läuse unter einer Gasolinpumpe. Er hatte keine Kommission an einen Agenten zu bezahlen. Und er hatte keinen Präsidenten, der Municipalidad in Hucutsin fünfundzwanzig Pesos Stempelsteuer zu bezahlen. Er arbeitete ohne Kontrakt in der Monteria, konnte gehen, wann er wollte und wenn er glaubte, so viel Geld zu haben, wie er zu seiner Heirat benötigte.

„Wie heißt du denn, Muchacho?“ fragte Don Apolinar.

„Celso, Celso Flores, a sus ordenes, Patroncito.“

Obgleich Don Apolinar es wußte, denn der Kaufmann hatte es ihm ja eben erst gesagt, so fragte er dennoch:
„Wo bist du denn her, hasta donde tienes tu tierra?“

Ishtacolcot, Patroncito.“

„Das ist einige Leguas hinter Chamula?“

„Si, Señor, zehn oder zwölf Kilometer.“

„Kennst du den Weg in die Monterias?“

„No, mi Patroncito.“

Don Apolinar begann ihm den Weg klarzumachen. Er nahm ein Stück Einwickelpapier, das auf dem Ladentisch lag, zu Hilfe und zeichnete die Linie auf. Da Celso nicht lesen konnte, so machte er kleine Vierecke überall

dorthin, wo ein Dorf war, und er zeichnete für jedes einzelne Dorf ein Merkmal hin, das entweder in einem besonderen Merkmal der Kirche oder der Plaza oder eines großen Baumes oder in der Lage des Cementerios, des Friedhofes, bestand. Damit war der Weg für das Verständnis des Celso ebensogut, vielleicht besser bezeichnet als für einen Handlungsreisenden der Eisenbahnfahrplan. In der Weise zeichnete Don Apolinar den ungemein beschwerlichen Weg, den er mehrere Male gemacht hatte bis zu der letzten Siedelung am Rande des Dschungels, auf. Von hier an ließ sich der Weg nicht mehr so gut auf dem Papier darstellen. Er konnte Celso nur sagen, daß er in der letzten Siedelung übernachten solle und sich hier den Weg durch den Dschungel bis in alle Einzelheiten beschreiben lasse. Er möge in der letzten Siedelung auch alles einkaufen, was er an Essen durch den Dschungel brauche; denn im Dschungel sind keine Kaufläden, keine Hütten und ist keine Menschenseele, und der Weg durch den Dschungel dauere neun bis zwölf Tage, je nach der Raschheit des Marschierenden.

„Du siehst also hier, Celso, wie der Weg geht und wie lange du etwa brauchen wirst bis Agua Azul“, sagte Don Apolinar. „Wir wollen nun über deinen Lohn reden. Du kannst den Weg recht gut in dreißig Tagen machen, fünfzehn hin und fünfzehn zurück. Für jeden Tag gebe ich dir zwei Reales. Das sind dann sieben Pesos und fünfzig Centavos, und wenn du das gut ausrichtest, gebe ich dir freiwillig vier Reales drauf als Belohnung.“

Celso hörte sich das an, ohne mit dem Kopf zu nicken, ohne etwas zu verneinen, ohne durch irgendeine Miene im Gesicht auszudrücken, daß er überhaupt verstanden habe, was man von ihm wolle. Hatte er einmal begonnen, auf seinen eigenen Vorteil zu sehen, so konnte er das nun auch gleich fortsetzen, sonst lohnte sich der Anfang nicht. Während Don Apolinar auf ihn einredete, kam ihm der Gedanke, daß er von Apolinar zurückgewinnen könne, wenn auch nur zum Teil, was ihm Don Sixto abgenommen hatte. Don Apolinar und Don Sixto waren ja beide Ladinos, die mochten das unter sich verrechnen. Ohne die ökonomischen Zusammenhänge und die Hinundherverschiebungen in den Geschäften, die

Ladinos unter sich betrieben, zu kennen, hatte Celso dennoch eine schwache Idee, daß alles, was ein Ladino an einem anderen Ladino verliert, er wieder von einem anderen Ladino zurückzuerdienen sucht, und daß aus diesem Hin und Her alle die Zänkereien und Händeleien und Schießereien entstehen, mit denen die Ladinos den größten Teil ihres Lebens ausfüllen. So dachte sich Celso, daß, wenn er Don Apolinar jetzt gut zahlen lasse, dieser das wieder einem anderen Ladino irgendwie abgewinne, bis es endlich die Tasche des Don Sixto erreichte, wo das herausgezerrt werde, was Don Apolinar nun an Celso zahlen müsse. Schüchtern, unterwürdig und dumm sagte Celso: „Con su amiable permiso, mit Ihrer freundlichen Erlaubnis, Patroncito, ich glaube nicht, daß ich gehen kann. Das ist sehr, sehr weit. Ich fürchte mich durch die Jungla. Da leben die wilden Caribes, die Indianer, die Frauen stehlen und die alle Indios, die nicht Caribes sind und nicht ihr Idioma sprechen, erschlagen, wenn sie nahe kommen.“

„Die Caribes sind gute Leute, die tun dir nichts“, mischte sich der Kaufmann ein.

„Ich fürchte mich aber doch“, sagte Celso wieder. „Es sind auch Tiger und Löwen und Schlangen im Dschungel, und ich habe kein Gewehr.“

„Du hast doch deine Machete, dein Buschmesser“, wandte Don Apolinar ein.

„Freilich, das habe ich, Patroncito“, sagte Celso kläglich und in einer Weise, als ob er auf die Elefantenjagd gehen solle und nichts anderes als Waffe habe, als einen abgestumpften Angelhaken an einem Zwirnsfaden.

„Machete ist zuweilen mehr wert als zwei gute Gewehre“, meinte Don Apolinar beruhigend. „Gewehre können gerade dann nicht losgehen, wenn ein Tiger zum Sprung ansetzt, und was machst du dann?“

„Das weiß ich jetzt noch nicht, was ich dann machen werde“, sagte Celso. „Ich muß das erst einmal sehen, wie das aussieht.“

Don Apolinar und der Kaufmann lachten auf und fühlten sich groß und reich gegenüber der Unschuld und der Dummheit des Celso.

„Willst du erst einmal einen Schluck nehmen, Celso?“ fragte Don Apolinar. Er hatte eine Flasche mit Kognak vor sich stehen und wollte einschenken. Aber besann sich sofort, daß das Gläschen sechzig Centavos kostete, während er das Gläschen Aguardiente für fünf Centavos haben konnte. Er wollte den Kaufmann um die Aguardienteflasche ersuchen, aber der Kaufmann hatte dasselbe gedacht, was Don Apolinar gedacht hatte. Sie waren doch Caballeros, groß geworden in der gleichen Stube, wo der Junge „du“ sagte und „Hör mal, du“ zu einem Indio, der neunzig Jahre alt war, während der alte Indio dem Ladinojungen, der sich noch nicht den Rotz allein abwischen kann, mit „Sie“ und mit „Don“ anzureden hatte, um das Recht zu haben, auf der Schwelle des Hauses zu sitzen und zu warten, vielleicht den ganzen Nachmittag, bis die Frau des Hauses endlich daran denkt, dem Indio die fünf Centavos für das Holz zu bezahlen, daß ihr der Indio ins Haus gebracht hat und das er, um die fünf Centavos verdienen zu können, zwanzig Kilometer weit hergeschleppt hat.

Weil der Kaufmann und Don Apolinar in derselben

Schicht aufgewachsen waren, hatte der Kaufmann den Tonkrug mit dem Aguardiente bereits in der Hand.

Jedoch Celso sagte: „Mil gracias, Patroncito, no tomo, ich trinke nicht.“

„Bueno, bueno“, sagte Don Apolinar, und der Kaufmann stellte den Tonkrug wieder fort. Dann fügte Don Apolinar hinzu: „Pues, also, du gehst, Celso.“

„Muy lejos, demasiado lejos, el camino“, sagte Celso, sich wehrend, offenbar wehrend. In Wahrheit griff er an: „Der Weg ist weit, viel zu weit.“

„Ich werde dir etwas sagen, Celso. Ich gebe dir drei Reales für den Tag, drei Reales, siebenunddreißig Centavos, für jeden Tag.“

„Und das Essen, Gran Patroncito? Wo bekomme ich das Essen her?“

„Das Essen muß du dir freilich vorher kaufen.“

„Von drei Reales, mi buen Patroncito mio?“

„Kostet dich doch nur einen halben Real oder gar nur einen Quinto.“

„Aber dann habe ich doch keine drei Reales mehr den Tag für meine Arbeit, Patroncito, con su permiso.“

Celso sprach immer demütiger, immer ergebener, immer höflicher. Scheinbar immer dümmer und immer weniger begreifend, hätte ihn auch der barscheste Polizeichef nicht anschreien können, daß er sich ungehörig benehme. Und der gerissenste Arbeiteragent würde nicht entdeckt haben, daß nicht der Ladino mit dem Indianer spielte, sondern der Indianer mit dem Ladino. Das Spiel war um so entzückender darum, weil weder Don Apolinar noch der Kaufmann, die beide so hoch und erhaben sich glaubten, merkten oder auch nur ahnten, daß Celso mit ihnen herumspielte. Je demütiger und unterwürfiger Celso wurde, um so gottähnlicher fühlten sich die beiden Caballeros und um so nachgiebiger und achtloser wurden sie im Unterhandeln mit Celso.

Für das Essen hatte der Bote selbst zu sorgen, dafür bekam er ja seinen Lohn. Als Don Apolinar

fünfundzwanzig Centavos geboten hatte, hatte er, ohne nachzudenken, vorausgesetzt, daß die Sorge für das Essen nicht seine Sache sei. Celso, dumm und dümmel erscheinend, hatte das Essen nicht erwähnt, als von fünfundzwanzig Centavos geredet wurde. Er brachte das Essen erst in Anrechnung, als der Lohn bereits auf drei Reales geschraubt worden war. Drei Reales war der Lohn; und in der Weise wie er das Essen in den Handel gebracht hatte, konnte das Essen nun nicht mehr von dem Lohn abgezogen werden.

„Gut, mein letztes Wort, Celso, ich gebe dir vier Reales den Tag“, sagte Don Apolinar in einem Tone, mit dem er andeutete, daß der Handel nun endgültig abgeschlossen sei.

„Aber mein Patroncito, Señorito, mein gütiges Herrchen und Väterchen, mit Ihrer Erlaubnis, wenn Sie mir vergeben wollen, wie kann ich denn diesen Weg in fünfzehn Tagen gehen. Nicht einmal ein Pferd kann den Weg in fünfzehn Tagen gehen.“ Celso sagte es weinerlich und er sagte es so, daß es klang, als ob an dieser Tatsache weder er noch das Pferd schuld seien, sondern der Weg.

Don Apolinar, von dem langen Herumhandeln verstimmt, hörte nicht voll hin zu dem, was Celso sagte. Ihm kam die Erinnerung, daß kaum eine halbe Stunde vorher von vierzig Tagen, zwanzig hin und zwanzig zurück, geredet worden war und daß, falls er einen berittenen Boten senden müßte, vielleicht gar mit Begleitung, der Brief ungemein teuer würde. Nun im Vergleichen der Summen fand er den Indianer so billig, daß er eine Anwendung von Freigebigkeit fühlte. Diese Anwendung mischte sich gleich mit dem geschäftlichen Gedanken, daß, wenn er sich freigebig gegenüber Celso zeigte, er den Burschen in guter Laune halte. Die gute Laune des Boten war notwendig, damit nicht der Bote etwa auf dem Wege unmutig würde, einfach umkehre, den Brief zurückbringe und auf jeglichen Lohn verzichte.

„Der Weg ist freilich weit, Celso, du hast recht“, sagte er. „Alles, was ich tun kann und tun will für dich, ist, daß ich dir fünfunddreißig Tage mit je vier Reales bezahlen werde. Wenn du den Brief in vierzehn Tagen in der Monteria abgeben kannst, erhältst du acht Reales Belohnung. Das schreibe ich in einem besonderen Brief

an den Señor Gerente in der Monteria, an Don Eduardo.
Den Brief gibst du nur an Don Eduardo ab. “

Don Apolinar hielt eine Weile inne, denn nun kam es ihm plötzlich zur Erkenntnis, daß er dem Celso ja mehr als doppelt soviel zahle, wie er sich das vorher ausgerechnet hatte. Er wollt etwas davon zurückverdienen. Da er es aber nicht durch einen Lohnabzug tun konnte, wobei der ganze Handel wahrscheinlich hinfällig geworden wäre, so tat er es durch Erhöhen der Arbeitsleistung. Dadurch kam sein gestörtes wirtschaftliches Gleichgewicht wieder in Ruhe und er brauchte den Tag nicht als verloren buchen.

Als er Don Eduardo erwähnte, kam ihm in den Sinn, daß Don Eduardo ihn um Chinin ersucht habe.

„Es ist natürlich nicht nur der Brief allein, den du nach der Monteria zu bringen hast“, sagte er zu Celso, und er sagte es so gleichgültig, als wäre die ganze Zeit über von mehr Gepäck als nur gerade dem Brief die Rede gewesen. Der Brief war dick und schwer, und er bildete für jemand, der zu Fuß zu marschieren, über hohe Gebirge zu klettern

hatte, durch Flüsse zu schwimmen, durch Sümpfe zu waten, durch Dschungelgestrüpp sich seinen Weg zu schlagen hatte, genügend Gepäck, wenn man betrachtet, daß der Marschierende Essen für zehn Tage zu schleppen hatte, Decke, Matte, Moskitonetz hinzugerechnet. Ein Brief, der am Morgen beim Abmarsch siebenhundert Gramm wiegt, wiegt um zwei Uhr nachmittags auf dem Rücken des Boten, der auf glühendem Sande, in tropischer Sonne, halb verdurstend dahineilt, sieben Kilo; und wenn es an einem steilen Felsenpfade hinaufgeht, wiegt er vierzehn Kilo. Ein Soldat, auf einem kriegsmäßigen Marsch im gemäßigten Mitteleuropa weiß, wieviel ein Paar Schuhe am Nachmittag eines heißen Augusttages wiegen kann und welchen Unterschied es ausmachen kann, wenn er die Schuhe nicht auf dem Rücken mitzuschleppen braucht.

„Nein, es ist nicht der Brief allein, das hast du ja gewußt, Celso. Eines Briefes wegen werde ich keinen Boten schicken.“

Jetzt war es wieder Celso, mit dem gespielt wurde. Don Apolinar wußte die erhöhte Arbeitsleistung sehr geschickt

anzubringen. Hätte er eine Fabrik gehabt, so würde er sicher einen Arbeiter genau so angeworben haben. Erst würde er den Lohn festsetzen, den Arbeiter in dem Glauben lassend, daß es sich um eine Arbeitszeit von neun Stunden täglich handle. Wenn der Lohn dann festgesetzt war und der Arbeiter einige Minuten Zeit hatte, sich auszumalen, wie günstig ihm dieser Lohn komme und wie er sein Leben und das seiner Familie mit diesem Lohne gestalten werde, dann käme der Nachsatz: „Freilich, Sie haben natürlich nicht angenommen, daß hier bei uns nur zehn Stunden täglich gearbeitet wird, nein, natürlich nicht. Es ist ja jedem bekannt. Wir arbeiten vierzehn Stunden täglich und Sonntag sechs.“ Der Arbeiter, der an seine lange Arbeitslosigkeit denkt, und obendrein noch an seine Familie, will nicht gleich bei seiner Einstellung als Bolschewik erscheinen und es sich von vornherein mit seinem Lohnzahler verderben. Und darum antwortet er: „Aber natürlich nicht, natürlich habe ich mit keinem Gedanken daran gedacht, daß hier nur zwölf Stunden täglich gearbeitet wird, mein lieber Gott, ich bin ja so seelensfroh, daß nicht siebzehn Stunden täglich und Sonntag achtzehn gearbeitet wird.“ Und

beide, Lohngeber und Lohnempfänger sind miteinander zufrieden, sie verstehen sich, und nun kann in Ruhe und Ordnung gearbeitet und endlich etwas geleistet werden, damit das Vaterland aus dem Schlamm und Frankreich zu seinem Gelde kommt.

„Der Brief wiegt ja kaum etwas, so daß man überhaupt nicht von Gewicht sprechen kann“, redete Don Apolinar weiter. „Nimmst noch ein Päckchen mit, das ich dir gleich geben werde. Warte hier, ich laufe nur einmal zur Botica, gleich hier nebenan. Es ist besser, du kommst gleich mit. Nein, laß nur deinen Packen hier im Laden liegen, Don Pedro sieht schon hin, daß ihn dir niemand wegstiehlt. Überhaupt, hier stiehlt niemand.“

Don Apolinar ging zur Botica und kaufte fünf Kilo Chinin und tausend Gelatinehülsen zum Füllen. Der Botiquero packte es gut ein in Papier, von dem er behauptete, es sei beinahe wasserdicht, und dann packte er alles in ein Kistchen. Da er ein passendes Kistchen nicht fand, so war das Kistchen viel größer, als notwendig gewesen wäre. Er sagte beruhigend zu Don Apolinar: „Für den Chamula macht das nichts aus, ob das ein halbes Meter größer

oder kleiner ist und ob es zehn Kilo mehr oder weniger wiegt. Der spürt das gar nicht.“

Fünf Kilo mehr oder weniger Last können die Ursache sein, daß ein Träger nach einem heftigen tropischen Regen in einem Dschungelfluß hinweggeschwemmt wird und ertrinkt oder daß er sich noch retten kann. Der Botiquero braucht die Last ja nicht zu schleppen, und durch den Dschungel würde er selbst dann nicht marschieren, wenn er täglich fünfzig Pesos dafür bezahlt bekäme. Warum auch? Die Leute, die Medizin brauchen, kommen zu ihm in den Laden. Er hat genug, damit zu tun, hinter dem Ladentisch hin und her zu rennen und die Rezepte auszuführen, die er meist nur zur Hälfte versteht.

Don Apolinar und Celso kamen zurück zum Laden.

Don Apolinar schrieb, über den Ladentisch gelegt, einen besonderen Brief an Don Eduardo, in dem er ihm mitteilte, was Celso brächte, also Brief und Chinin. Dann rechnete er auf, wieviel Don Eduardo dem Celso noch an Restlohn zu zahlen habe.

Er wickelte den großen Brief und den kleinen zusammen in eine reichliche Menge von Packpapier, schnürte das Päckchen gut ein und gab es Celso.

„Wo du dieses Päckchen mit den Briefen trägst, ob in deinem Packen oder auf deinem Ursch oder auf der Brust festgebunden, ist mir gleichgültig. Aber eines sage ich dir, das Päckchen darfst du nicht verlieren, nirgends liegenlassen, wo du schläfst, dir nicht stehlen lassen, es nicht im Fluß zerweichen oder gar fortschwimmen lassen. Ich lasse dich zwanzig Jahre in das Gefängnis sperren, wenn du die Briefe verlierst, und vielleicht lässt dich der General obendrein auch noch erschießen oder erhängen.

Was er machen wird, weiß ich noch nicht. Er kann dir auch den Kopf abschneiden. Aber wenn du die Briefe gut abgibst an Don Eduardo, bekommst du den Restlohn von ihm ausgezahlt, das sind zwölf Pesos fünfzig Centavos, und wenn du am vierzehnten Tage dort ankommst, gibt er dir einen Peso außerdem an Belohnung.“

Celso nahm das Päckchen und schob es in seinen Brustlatz, als ob es eine Zeitung vom vergangenen Monat

gewesen wäre.

Don Apolinar sagte nichts. Er ließ den Burschen gewähren. Und Celso wußte genau, was er tat. Der Brief war wichtig. Das konnte jemand wissen, jemand konnte ihn beobachten. Und wenn er nun den Brief so behandelte, wie Don Apolinar wollte, daß der Brief behandelt werden sollte, dann mochte jemand, der Celso beobachtete, glauben, daß der Brief Geld enthalte. Man würde ihm auf dem Wege folgen und irgendwo erschlagen des Briefes wegen. Erst dort, wo Celso genau wußte, daß ihn niemand beobachten könne, würde er den Brief da verstecken, wo er während des Marsches bleiben sollte.

Celso hatte seinen ganzen Reisepacken nach der Art der Leute seiner Nation in einem Netz. Das Netz war daheim aus starken rohen Bastbindfäden gefertigt. Es konnte so weit auseinandergezogen werden, daß man das Fleisch eines ganzen Ochsen hineinstecken konnte, und es konnte so zusammengeschrumpft aussehen, daß man glauben mochte, nicht einmal zwei ausgewachsene Kaninchen könnten darin Platz finden.

Er zog das Netz auf und verstaute darin, zwischen allen den eigenen Sachen, die er mit sich schleppte, das Kistchen mit dem Chinin. Er ordnete den Packen nun so, wie er ihn zum Tragen wünschte.

Dann sah er auf.

Don Apolinar hatte ihm zugesehen, auf der Bank im Laden sitzend und eine Zigarre rauchend.

Nun zog er fünf Pesos aus der Tasche und sagte zu dem Kaufmann: „Don Pedro, wechseln Sie mir fünf Pesos in Kupfer und Kleinsilber, Fünfer, Zehner und Zwanziger. Der Muchacho kann auf dem Wege kein großes Geld gebrauchen, denn niemand kann ihm wechseln.“

„Zwei Pesos fünfzig kann ich wechseln in kleinem Gelde“, sagte der Kaufmann, „die übrigen zwei Pesos fünfzig kann er gut in Fünfzigern tragen. Die ersten vier Tage kommt er durch Dörfer und Fincas, wo man einen Fünfziger schon immer wechseln kann.“

„Gracias, Don Pedro.“

„No hay porque, es ist nicht der Rede wert“, antwortete der Kaufmann auf das Danke.

„Bueno, Celso“, sagte Don Apolinar, „hier sind fünf Pesos, also vierzig Reales. Das ist die Vorauszahlung auf deinen Lohn. Don Eduardo gibt dir den Rest, oder wenn er dir einen Scheck gibt, bezahlt Don Pedro hier den Scheck an dich. Aber Don Eduardo wird das Geld wohl dort haben. Und morgen früh, muy tempranito, das heißt sehr früh, ehe die Sonne hervorkommt, bist du auf dem Marsch.“

„Con su permiso, Patroncito“, fiel Celso ein, „mit Ihrer Erlaubnis möchte ich gleich jetzt gehen. Ich kaufe nur Salz, Chile, Tortillas und grüne Blätter. In einem Augenblick bin ich auf dem Wege.“

„Besser, besser“, nickte Don Apolinar. „Bist hinter dem Peso Belohnung her. Bueno, dann los, mach dich fort und renne.“

Don Apolinar gab ihm nicht die Hand. Er stieß ihn väterlich gegen die Schulter.

Celso nahm seinen Packen hoch. Dann tat er eine

Verbeugung, schob die Daumen beider Hände unter das Stirnband, um über der Stirn das Tragband, das ihn drückte, zurechtzurücken. Er drehte sich um, zu gehen.

Don Apolinar, ohne sich von der Bank zu regen, sagte:
„Buena Suerte, viel Glück auf den Weg.“

„Gracias, Patroncito, me voy, ich gehe“, antwortete Celso und war 'raus aus dem Laden.

Die Eile, mit der sich Celso auf den Weg machte, galt nicht den Briefen. Er hätte gut bis zum nächsten Morgen warten können. Aber gerade das wollte er vermeiden.

Es mochte geschehen, wie Don Apolinar richtig gesagt hatte, daß zwei oder gar vier Monate keine Karawane nach den Monterias ging. Aber es konnte ebensogut sein, daß innerhalb einer Stunde in der Stadt eine Karawane oder vielleicht nur eine kleine Patache eintrat, die auf dem Wege zu den Monterias sei. In einem solchen Falle würde Don Apolinar Celso rufen, ihm den Brief und das Kistchen abnehmen, ihm einen Fünfziger für die gehabte Mühe geben und den Brief und das Kistchen dem Arriero der Karawane einhändigen. Dem Arriero gibt er drei Pesos Trinkgeld, und der Mann ist in Freude, weil er drei Pesos geschenkt bekommt, denn nach den Monterias muß er sowieso gehen, und ob er den Brief und das Kistchen mitnimmt, macht bei seinem Transport gar nichts aus.

Ist aber Celso auch nur eine halbe Stunde lang aus der

Stadt heraus, dann kann Don Apolinar das schnellste Pferd hinter ihm herschicken, er bringt ihn nicht mehr zurück. Zu weit kann er einen Boten nicht hinterherschicken, das wird zu teuer. Aber Celso will zu den Monterias marschieren, und er will den Weg gut bezahlt haben. Darum 'raus aus der Stadt. Ob er den Weg geht, den ihm Don Apolinar bezeichnete, ist ungewiß. Auf diesem Wege könnte ihn ein nachgeschickter Bote treffen. Celso geht seinen eigenen Weg. Er braucht nur mit Gewißheit an der letzten Siedelung vor dem Dschungel eintreffen, weil nur von hier der Weg getan werden kann. Wie Celso aber zu jener Siedelung gelangt, ist seine Sache. Die Siedelung findet er ebenso leicht ohne die Zeichnung des Don Apolinar wie mit ihr; vielleicht viel leichter ohne das Bleistiftgekratze.

Aber es kam keine Karawane in Jovel an, die auf dem Marsche zu den Monterias war. Es kam sogar für lange Monate keine an. Und Celso wurde kein reitender Bote nachgeschickt. Jedoch Celso, von einem Glück zum anderen taumelnd, traf in der Siedelung einen kleinen mexikanischen Händler an. Dieser Händler hatte drei

Eselchen, beladen mit billigen Krämereien, und zur Hilfe einen Jungen von zwölf Jahren. In allen Dörfern und Haciendas, wo der Händler herumgereist war, hatte er die denkbar traurigsten Geschäfte gemacht. Die großen arabischen Händler, die mit zwanzig, ja vierzig Maultieren reisten, konnten nicht nur alles viel billiger verkaufen, sondern ihre Waren galten als besser und moderner. Die Monterias waren nun die letzte Hoffnung des Don Policarpo, der in Socoltenango zu Hause war. Aber er fürchtete sich, allein nur mit dem kleinen Handlungslehrling, den er hatte, durch den Dschungel zu ziehen. Er wartete, daß vielleicht einige Caobaarbeiter kommen würden, die auch auf dem Wege zu den Monterias waren und mit denen er zusammen reisen könnte. Jedoch niemand kam. Er hatte bereits beschlossen, nächsten Morgen wieder zurückzureisen, um erneut seinen Weg durch die Dörfer und Haciendas zu machen.

Da kam, mit Sonnenuntergang, Celso angetrottet. Zu dieser fernen Siedlung kam nur, wer hier wohnte oder wer weitemarschierte durch den Dschungel. Celso

wohnte nicht hier, also brauchte Policarpo ihn nicht zu fragen, wo er hin wolle. Er betrachtete es als Glück, daß Celso gekommen war. Nach einer Verständigung sah es erst recht Celso als Glück an, daß er den Händler getroffen hatte.

Je näher Celso dem Dschungel kam, desto mehr wurde er sich der Schwierigkeiten bewußt, die ihm bevorstanden. Denn dieser Dschungel war sehr verschieden von den Dschungeln, die er kannte, wo er Kaffee angepflanzt und die Reihen zwischen den Kaffeebäumen gejätet hatte. Das war ein kultivierter Dschungel gewesen, mit lichten und reinen Wegen. Wenn man von der einen Kaffeefinca so weit entfernt war, daß man gerade noch so ganz leise Hundebellen hören konnte, so vermochte man bereits ganz leise gelegentlich das Bellen der Hunde der nächsten Finca wahrzunehmen.

Als ihm Don Apolinar von dem Dschungel gesprochen hatte, war es in seiner Vorstellung der kultivierte Dschungel der Kaffeepflanzungen gewesen. Nur dachte er sich den Dschungel ein wenig verwachsener und die Entfernungen von der einen Finca zur anderen weiter.

Aber in seiner Vorstellung war doch immer noch der Begriff verblieben, daß er in erreichbarer Nähe anderer menschlicher Gesichter, Stimmen und Handlungen sei.

Auf dem bisherigen Marsche hatte er nun Weggenossen getroffen, die den großen Dschungel kannten, und einige, die den Weg zu den Monterias marschiert waren. Abends hatte er dann in den Hütten indianischer Bauern, bei denen er die Nacht verweilte, gleichfalls von erfahrenen Männern Einzelheiten über den Marsch durch den Dschungel gehört.

Jeder einzelne hatte ihm gesagt: „Allein kannst du den Marsch nicht machen. Niemand kann ihn allein machen. Das ist der Grund, warum die Monterias ihrer Leute so sicher sind, wenn sie erst einmal dort sind.“ Und jeder brachte andere Gründe vor, warum ein einzelner Mensch, auch wenn er Indianer ist, und Ladino noch viel weniger, den Marsch allein nicht tun könne. Jeder Grund, der ihm erläutert wurde, leuchtete Celso ein. Wer es gut mit ihm zu meinen schien, warnte ihn ganz ernsthaft, den Marsch zu unternehmen, weil es ganz sicher sei, daß er im Dschungel verkomme.

Er hatte den Auftrag übernommen, den Brief und das Kistchen zur Monteria Agua Azul zu bringen. Zu niemand auf dem Wege oder in den Hütten sprach er von dem Briefe. Er war vorsichtig, selbst gegenüber seinen eigenen Volksangehörigen. Er sprach immer nur von dem Kistchen mit Medizinen, das er für die erkrankten Leute nach den Monterias bringen mußte. Medizin für erkrankte Leute stiehlt ihm niemand. Vielleicht darum nicht, weil die erkrankten Leute ohne Medizin sterben könnten und dann als böse Geister den Spitzbuben der Medizin das irdische Leben höllisch heiß machen würden.

Alle Leute, die er befragte, erzählten ihm schauerliche Geschichten von dem Dschungel, von dem Wege durch den Dschungel und von den Erlebnissen jener, die den Weg gegangen waren. Die große Mehrzahl jener Leute freilich war nie selbst im Dschungel gewesen, die meisten waren den ersten Büschen des Dschungels nicht einmal nahe gekommen. Alle erzählten von dem, was andere gesehen und erlebt hatten.

Wie auch die verschiedenen Geschichten auf Celso

einstürmten und wer auch erzählte und in welcher Weise auch berichtet wurde, alles, ohne Ausnahme, trug dazu bei, in Celso eine ungeheuerliche Furcht vor dem Dschungel zu erregen. Irgendeinen Zweck, vielleicht den, Celso von seiner Aufgabe abzubringen, verfolgte gewiß niemand. Ob Celso im Dschungel verkam oder nicht war jedem völlig gleichgültig. Es wurde nur geredet, um interessante Zuhörer zu haben, um sich selbst die Zeit zu vertreiben und sich an den eigenen Geschichten zu berauschen und aufzuregen. Geister- und Gespenstergeschichten werden auch nicht des Nachts erzählt, um jemand, der nachts über einen Friedhof zu gehen hat, davon abzubringen. Es wird erzählt, um zu erzählen, um den Abend angenehm zu verbringen, und um sich an der Furcht des Nebenmenschen zu ergötzen.

Nun freilich, ein Vergnügen oder gar ein Ferienspaziergang war der Marsch durch den Dschungel nicht. Dieser Marsch kam in Wahrheit schon sehr den schauerlichen Geschichten nahe, die von den Leuten berichtet wurden. Denn jene Leute, mit denen Celso auf seiner Reise in Berührung kam, bei denen er

übernachtete, waren Indianer. Und es war nicht deren Gewohnheit, in Dingen, die an sich natürlich waren und die irgend jemand tun mußte, zu sehr zu übertreiben. Einige gaben zu, daß man den Weg wirklich allein machen könnte, aber die Schwierigkeit, durchzukommen, sei dennoch so groß, daß man bei weitem klüger daran täte, den Weg nicht allein zu gehen, und daß die Sicherheit, allein die Monterias zu erreichen, auf halb und halb stünde.

Mit diesen Geschichten, Meinungen und Ratschlägen bis oben hin gefüllt, kam Celso in der letzten Siedelung an. Einen gewissen Eindruck von dem, was ihm bevorstand, hatte er am letzten halben Tage bekommen. Die Siedelung lag bereits einen halben Tag weit tief in dem Dschungel, wenn auch dieser Teil des Weges noch nicht voller Dschungel war, sondern Übergang der einen Landschaft zu der anderen. Es war gemischte Landschaft. Aber es war doch schon genügend Dschungel, um zu wissen, wie der große Dschungel aussehen würde. Auf dieser letzten halben Tagereise hatte Celso auch nicht einen einzigen Menschen getroffen, dagegen schon die

Spuren gewaltiger Tiger; und auf einem Aste hatte er eine Tigerkatze bemerkt, die dort niedergeduckt angekrallt war.

Kurz vor Mittag war er durch das letzte Dorf auf seinem Marsche gekommen. Es war ein Dorf, das nur aus fünf Hütten und einem Lehmhause bestand. Gleich hinter dem Dorf durchwatete Celso einen großen Fluß, der aber hier genügend flach war und in dem das Wasser Celso nur gerade bis an die Hüften reichte.

Hinter dem Fluß begann der Dschungel sich zu zeigen. Zuerst noch offen und licht, so etwa wie sehr verwildertes Land, das vor vielen Jahren einmal kultiviert war. Dann langsam, aber doch deutlich bemerkbar, immer dichter, dunkler und mächtiger werdend. Und drohender mit jedem Schritte, den Celso weitertrabte.

Er trabte in leichter Gangart, um die Siedelung vor der Nacht zu erreichen. Vor der Siedelung, als er schon die Hunde bellen hören konnte, war abermals ein Fluß zu durchwaten, der hier aber schmaler und in der Mitte reichlich tief war, so daß Celso, mit den Füßen und mit

einem Stecken vorantastend, eine Stelle suchen mußte, wo er durchkam, ohne schwimmen zu müssen. Daß dieser Fluß bereits ansehnliche Herden von Alligatoren beherbergte, wußte Celso nicht, und niemand hatte es ihm gesagt. Weil er nichts von Alligatoren in diesem Flusse wußte, darum durchwatete er das Wasser ohne Furcht. Die Alligatoren unterhielten sich gerade in anderer Weise, und darum kümmerten sie sich nicht um Celso.

Als Celso dann endlich in der Siedelung ankam, sagte er zu dem Mayordomo der Siedelung: „Ich habe heute Nachmittag schon einen guten Begriff von dem Dschungel bekommen; ein häßlicher, fürchterlicher Marsch.“

Der Mayordomo schlug ein Bein über das andere, sah Celso an, drehte sich eine Zigarette und meinte so wie nebenbei: „Heute nachmittag? Ja, du hast einen guten Begriff von dem Dschungel bekommen, recht, recht. Da, wo du marschiert bist, da ist kein Dschungel. Das ist unser Erholungspark, wenn wir am Sonntag nachmittag ein wenig spazieren gehen wollen. Am zweiten

Marschtage, von hier gerechnet, da beginnt das, wovon ich gewöhnlich sage: Hier fängt das Gelände nun an, sehr wenig unterbrochen und undurchsichtig zu werden. Aber, Muchacho, hab' nur keine Angst, die Tiger beißen gewöhnlich nicht am Tage, da schlafen sie; sie interessieren sich mehr für einen Burschen, der schläft und sich im Schlafe herumwirft. Aber ich kenne genügend Leute, die nie von einem Tiger belästigt worden sind.“

Er leckte an einer Zigarette, zündete sie an und redete weiter: „Dich kenne ich nicht, Muchacho. Aber wenn du hier wieder einmal durchkommst, dann kannst du mir ja sagen, wie du dich mit den Tigern oder wie die Tiger sich mit dir verständigt haben. Und wenn wir dann in Ruhe miteinander wieder sprechen können, dann zähle ich dich zu den Leuten, die ich kenne und die nicht von einem Tiger belästigt worden sind.“

Der Erholungspark für den Sonntagnachmittag. Es war nun dunkel. Celso sah sich um, wo er war. Zwanzig Schritte hinter der primitiven Hütte vor der er mit dem Mayordomo saß, erhob sich der Dschungel in einer

steilen Wand von Bäumen, die den Himmel so weit verdeckten, daß, wenn Celso einen Stern sehen wollte, er den Kopf beinahe in den Nacken zurücklegen mußte. Eine Wand, sechzig, achtzig, hundert Meter hoch. Finster und dicht, unzugänglich und ohne Öffnung.

„Was brauchst du denn für den Marsch, Chamula?“ fragte der Mayordomo. „Ich habe geröstete Tortillas, eine besondere Art, die nicht schimmelt oder fleckig wird. Andere Tortillas kannst du nicht brauchen. Ich habe Reis, Bohnen, Rohrzucker, Salz, Zündhölzer, Kien, frischen gemahlenden Kaffee, Zitrone. Kannst auch frischen Posol haben. Posol aber nur mit einem halben Tag Bestellung voraus. Damit er frisch ist und nicht so rasch grün wird und sauer. Rohe Tabakblätter genügend und billiger als Einwickelpapier, das ich nicht habe. Etwas Zigarettenpapier kannst du haben. Aber du machst dir ja Zigarren, brauchst kein Papier. Und überhaupt ist es für dich besser, du wartest einmal morgen den Tag hier. Wir können dir dann einen guten Posol kneten. Hast ja keine Eile. Hier ist es so, wer durch den Dschungel muß, hat keine Eile. Es hilft ihm nichts. Es hilft ihm nicht einmal

irgend etwas, wenn er mitten drin ist im Dschungel.
Nimm dir Zeit, und nimm dir recht viel Zeit. Der
Dschungel läuft dir nicht davon, und Brücken brechen
auch keine durch, denn es sind keine da.“

Der Mayordomo stand auf und ging in die Hütte, wo er
sich bemühte, eine verräucherte Laterne in Bewegung zu
bringen. Es war nun völlig Nacht geworden.

In dem Hof vor der Hütte brannte schläfrig ein Feuer, das
einige Helligkeit verbreitete, genügend kräftig, um zu
sehen, wo der Steckenzaun des Hofes war.

Celso saß auf einem Balken, der auf dem Boden lag. Der
Balken war ein roher Stamm, von dem die Rinde
abgefallen war. Sie abzuschälen hatte sich niemand die
Mühe gemacht. An mehreren Stellen war der Balken
achtlos eingekerbt. Diese Kerben waren Einhiebe der
Machetes von Leuten, die hier herumgestanden und –
gehockt hatten und nicht wußten, was sie aus Zeitvertreib
tun sollten.

„Nimm dir Zeit, hast ja keine Eile.“ Diese Bemerkung des

Mayordomo kam Celso jetzt in den Sinn. Es klang ihm wie der Ruf: „Warte, mein Junge, ich helfe dir.“

Während der letzten beiden Tage, in seinem Gemüt immer mehr unter den Einfluß der Erzählungen über den Dschungel geratend, und besonders während der zweiten Hälfte des heutigen Tages hatte Celso begonnen, seine Aufgabe von anderen Gesichtspunkten aus zu betrachten. Er hatte aufgehört, an den Peso Belohnung für besondere Raschheit in der Beförderung des Briefes zu denken. Aber er hatte versprochen, den Brief und das Kistchen zur Monteria zu bringen. Was er versprochen und zu verrichten übernommen hat, erfüllt er. Jedoch, um einen Ausweg aus der Bedrängnis, in die er infolge der Warnungen vor dem Dschungel geraten ist, zu finden, hat er sich damit beschäftigt, nach einer Lösung seiner Aufgabe zu suchen, die weniger gefährlich für ihn ist.

Sein Instinkt läßt nicht zu, daß er sein Leben vergeudet. Dieser Instinkt läßt ihn wissen, daß er nur ein Leben hat; und ob er ein Leben nach dem Tode haben wird, ist ungewiß. Darüber läßt ihn sein Instinkt nichts fühlen. So ist es nun seine Pflicht, dieses eine Leben gut zu

verwalten, es nicht fortzuwerfen, es nicht aufs Spiel zu setzen und es mit allen seinen Kräften und aller seiner Intelligenz zu verteidigen.

In seinem wenig geschulten Hirn arbeitet er angestrengt, seine Aufgabe die er zu erfüllen sich verpflichtet hat, mit seinem Instinkt, sein Leben nicht zu vergeuden, in gesunden und verständigen Einklang zu bringen. Das ist es, was seine Gedanken während der letzten zwei Tage so stark beschäftigte, daß er seinen Weg in einer Weise verfolgte, als bewegten sich die Beine ohne Mitwirkung des Kopfes.

Als er in der Siedelung anlangte, hatte er zwei Lösungen gefunden. Es fehlte ihm nur, die Lösungen so zu begründen, daß er weder für sich selbst noch gegenüber Don Apolinar die Empfindung hatte, seine übernommene Aufgabe ungetreu ausgeführt zu haben.

Als Indianer fehlt ihm der Begriff: Zeit, verbunden mit Notwendigkeit. Nichts hat große Eile in seinem Leben. So, wenn er den Brief innerhalb von vierzehn Tagen abliefern, dann bekommt er einen Peso Belohnung. Aber

in seinem Auftrage ist mit keinem Worte gesagt worden, daß der Brief auf alle Fälle an einem bestimmten Tage in der Monteria sein muß. Das würde Don Apolinar auch nicht angeordnet haben, weil bei einem so langen und beschwerlichen Marsch hundert natürliche Ursachen eintreten können, die den Weitermarsch eines Boten für Tage verhindern. Er kann stürzen, weit von einem Fluß abgeschwemmt werden, kann sich verwunden, die Ströme können infolge heftigen Regens anschwellen, und es muß gewartet werden, bis sie sich ablaufen. Unzählige Gründe.

Und weil nichts davon gesagt wurde, daß der Brief an einem bestimmten Tage bei Don Eduardo sein muß, so kann Celso jetzt in der Siedlung warten, bis er Begleitung findet. Ihm wurde eine bestimmte Anzahl von Marschtagen bezahlt. Benötigt er mehr Tage, so geht es auf seine Kosten. Er beraubt Don Apolinar nicht um einen Centavo.

Jedoch er hat die Verpflichtung übernommen, den Brief und das Kistchen auf alle Fälle zur Monteria zu bringen. Und Celso sagt sich so: Wenn ich im Dschungel

verkomme auf diese oder jene Weise, so geht der Brief verloren und das Kistchen auch, und ich kann weder Brief noch Kistchen an Don Eduardo abliefern. Um den Brief sicher abliefern zu können, muß ich mein Leben beschützen. Ich beschütze es am sichersten, wenn ich nicht allein durch den Dschungel gehe, sondern auf Begleitung warte.

Am meisten gelegen kam ihm darum die Bemerkung des Mayordomo: „Nimm dir Zeit, hast keine Eile, warte hier.“

Der Mayordomo war Ladino. Der sagte, daß es besser sei, zu warten. Der weiß es am besten. Celso kann sich gegenüber Don Apolinar und gegenüber Don Eduardo immer auf den Mayordomo berufen. Celso hat Don Apolinar frei gesagt, daß er den Weg durch den Dschungel nicht kenne. Don Apolinar hatte ja das Recht ihm diese Unkenntnis wegen den Auftrag zu verweigern. Er tat es nicht, er gab ihm den Auftrag, und er mußte darum die Verantwortung tragen.

So fand sich Celso, als der Mayordomo endlich mit der schwelenden Laterne angezottelt kam, in einer so

beruhigten Verfassung, als hätte er den bekannten Weg von seinem Dorf nach Jovel zu gehen.

Er schabte an seinen nackten Füßen herum, zog sich eingetretene Stacheln aus, pickte sich Niguas, die bestialischen Sandflöhe, aus den Zehen, kratzte sich Garrapatos, die Zecken, aus der Haut und rieb sich mit einem Stückchen Kampfer Moskitostiche ab. Alles tat er mit der bedächtigen Ruhe des wandernden Indianers, der weiß, daß er am folgenden Tage nicht zu marschieren hat, sondern einen Ruhetag einschiebt.

Als er mit diesen hygienischen Arbeiten zu Ende war, nahm er eine Fruchtschale aus seinem Packen und fragte den Mayordomo, wo das Wasser sei.

Der Mayordomo schaukelte sich in der hausgemachten Hängematte, die zwischen zwei Pfosten des Portico der Hütte aufgespannt war, um die Zeit bis zum Abendessen nicht unnütz zu verbringen.

Mit der Stiefelspitze winkte er nach einer Richtung und sagte: „Da drüben ist der Bach; reines, klares, gesundes,

eiskaltes Wasser.“

Celso verschwand in der Dunkelheit. Er wusch sich die Hände und klatschte sich Wasser in das Gesicht. Dann trank er Wasser aus seiner Schale und brachte darauf die Schale, gefüllt mit Wasser, zurück zu dem Balken, wo er sein Herberge aufgeschlagen hatte.

Er zog sich weiter nach dem ersten Pfosten des Hauses zu, um mehr entfernt von dem Tisch zu sein, der unter dem Portico stand und an dem die Familie des Mayordomo zu Abend essen würde. Er zerrte seinen Packen heran, hockte sich wieder auf den Balken und begann in seinem Packen herumzuwühlen.

Er brachte aus den Tiefen zerknitterte Tortillas hervor, die bereits anfangen, brüchig zu werden. Dann schwarzrotes getrocknetes Fleisch, das wie frisches Leder war. Breiig gekochte schwarze Bohnen, eingewickelt in einem frischen Bananenblatt. Salz in rohen Körnern, eingewickelt in einem Stück Bananenblatt und verschnürt mit einem dünnen Bastfaden. Einige grüne Chileschoten und eine Handvoll grüner Blätter, die

würzigen Geschmack zum Essen geben sollten.

Das alles nahm Celso in eine kleine Matte aus geflochtenen Bastfäden, und dann ging er, ohne um Erlaubnis zu fragen, zu dem Feuer im Hofe. Das Feuer steht jedem Wanderer, sei er Indianer oder Ladino, zur Verfügung, soweit es nicht zur selben Zeit vom Gastgeber in Anspruch genommen wird.

Celso schürte das Feuer auf, legte frisches Holz an, und der Hof und die Hütte wurden grell beleuchtet. Gegen diese aufflammende Beleuchtung hob sich die Wand des Dschungels nur um so drohender ab.

Der Bursche legte die Tortillas gegen das Feuer, wendete sie, blies die Asche ab und wendete sie wieder; und als sie zu sengen begannen, zog er sie zurück und legte sie, um sie warm zu halten, in heiße Asche, die er mit einem Ästchen unter dem Feuer hervorgezogen hatte.

Den Lederfetzen von getrocknetem Fleisch spießte er auf einen Stecken und legte dann den Stecken auf zwei Stämmchen, die er hochgestellt hatte, damit das Fleisch

nicht von den Flammen gefressen werden sollte. Die Bohnen ließ er in ihrem Bananenblatt, aber er bettete das Bananenblatt in heiße Asche ein, die er aus dem Feuer gekratzt hatte.

Als das Fleisch zu schmoren begann, breitete er sein Mahl auf der kleinen Matte aus, zog die Matte ein wenig ab vom Feuer, wendete das Fleisch noch einige Male um, nahm es dann mit dem Stecken herunter und begann mit seinem Abendessen.

Er hatte weder Messer, Gabel noch Löffel. Dennoch gebrauchte er die Finger nur, um die Salzprisen aufzunehmen, die er nicht auf das Essen streute, sondern die er unmittelbar in den Mund schob. Das Fleisch und die Bohnen aß er so, daß er ein Stückchen Tortilla abriß und mit diesem Tortillafetzen das Fleisch und die Bohnen so aufgriff, als wäre es mit einem Lappen. Hatte er Fleisch oder Bohnen in dieser Weise aufgepickt, dann rollte er das Stück Tortilla flink wie eine kleine Tüte zusammen und schob die Tüte, gefüllt mit Fleisch und Bohnen, in den Mund.

Dazu trank er das Wasser, das er in der Schale vom Bach geschöpft hatte. Er nahm sich unendlich viel Zeit zum Essen. Wie alle ermüdeten Arbeiter betrachtete er das Essen als einen Teil des Ausruhens von schwerer Arbeit.

Während er noch aß, brachten die indianischen Mädchen des Mayordomo die Schüsseln mit dem Abendessen. Als die Schüsseln, Teller und Blechtassen auf dem rohen wackligen Tische aufgebaut waren, erschien die Frau des Mayordomo. Sie war fett, schwerfällig und bewegte sich watschelnd vorwärts. Sie war barfuß und trug einen langen, bis auf den Erdboden reichenden Kattunrock, der zu verschleifen begann wie die weiße Kattunbluse, die sie halb offen am Oberkörper hatte und die gleichfalls aussah, als ob ein heftiger Wind sie in Nebel zerfallen lassen würde.

Als die Frau im Portico erschien, stand Celso von dem Feuer auf, kam auf sie zu, verbeugte sich und sagte: „Buenas noches, Señora.“ Die Frau erwiderte den Gruß und sagte, nur um etwas zu sprechen: „Wo bist du denn her, Chamula?“ Dann hörte sie aber auch schon nicht mehr hin, was der Bursche antwortete; denn es war ihr

gleichgültig, wo der Muchacho herkam. Sie setzte sich auf einen ganz niedrigen Schemel. Es waren nur zwei Stühle da. Aber der niedrige Schemel schien der Frau bequemer zu sein als irgendein gewöhnlicher Stuhl. Und weil sie niedrig saß, so daß sie den Tisch gerade noch mit den Augen übersehen konnte, so nahm sie ihre Teller in den Schoß.

Als die Frau bereits zu essen begonnen hatte, gähnte der Mayordomo laut und inbrünstig, räkelte sich in der Hängematte einige Male hin und her und richtete sich dann auf, so stöhnend, als ob er nach einem langen schönen Schläfe an eine unangenehme Arbeit gehen müßte.

Messer und Gabel hatte auch der Mayordomo nicht. Es waren nur einige Eßlöffel auf dem Tische, die, als sie einmal neu waren, sicher wie nachgeahmtes Silber ausgesehen hatten, die aber jetzt so abgescheuert waren, daß nun das rohe, bleiern erscheinende Blech sichtbar wurde. Die Frau des Mayordomo aß mit den Fingern in derselben Weise, in der auch Celso aß. Sie riß immer ein Stückchen von einer heißen Tortilla ab, pickte damit ihr

Fleisch oder ihre Bohnen oder ihren Chile oder ihren Reis auf, knitterte den Fetzen mit den darin gehaltenen Speisen zusammen wie ein Läppchen und schob die Packung in den Mund.

Der Mayordomo hätte am liebsten ebenso gegessen. Aber da er fühlte, daß er als Mayordomo sich von allen anderen Sterblichen unterscheiden mußte und Respekt aufrechtzuerhalten hatte, gebrauchte er sein Taschenmesser und gelegentlich einen Löffel zum Essen. Jedoch wenn er glaubte, daß er unbeobachtet war und selbst seine Frau ihm nicht zusah, aß er genau in der Art wie Celso.

Die Mägde hockten weit hinten, irgendwo im Dunkeln, an einem glimmenden Feuer am Boden. Man sah sie nicht, man hörte sie nur schwatzen und gickeln. Wenn sie zu laut wurden, rief die Frau: „Verflucht noch mal, Gesindel, ich schmeiße euch einen Knüppel an die Schädel, wenn ihr uns hier nicht in Ruhe essen laßt.“

Eine Weile verstummten die Mädchen eingeschüchtert, dann kicherten sie aufs neue los, bis die Frau endlich

etwas ergriff, was ihr gerade zur Hand lag, und es in jene Dunkelheit feuerte, wo die Mägde hockten und aßen.

Zuletzt tranken sie Kaffee aus Emailletassen, die außen auf dem Boden das Wort Bayern aufgestempelt hatten. Warum es aufgestempelt war und was es bedeutete, wußte niemand dort auf fünfhundert Meilen im Umkreise. Niemand kümmerte sich auch darum. Die Mädchen tranken ihren Kaffee aus solchen Fruchtschalen, wie auch Celso stets eine mit sich trug.

Sobald der letzte Schluck getrunken war, rief die Frau, die Tasse noch am Munde: „Lleven“. Darauf kamen die Mägde angefeigt und räumten den Tisch ab.

Als die Mägde die zerbeulte Kanne, in der sich der Kaffee befand, aufnehmen wollten, rief der Mayordomo: „Ven, Chamula, hier hast du Kaffee.“

Celso kam mit seiner Schale zum Tisch, und der Mayordomo goß ihm den ganzen Rest von Kaffee, der noch in der Kanne war, in die Schale. „Gracias, Patroncito“, sagte Celso lachend und ging, die Schale, die

bis an den Rand gefüllt war, vorsichtig zu seinem Feuer tragend.

Der Kaffee war schwarz, aber er war mit braunem Rohrzucker zusammen aufgeköcht.

Die Frau stand auf von ihrem Schemel. Sie tat es in einer Weise, als ob es eine gewaltige Anstrengung für sie sei, sich von dem Schemel zu erheben. Sie beugte sich erst ganz weit vor, so daß ihre Nase die Knie antippte, dann warf sie den Oberkörper halb zurück, und mit diesem Schwung erhob sie sich.

Der Mayordomo warf sich sofort wieder in die Hängematte und begann sich zu schaukeln. Die Beine ließ er über die Hängematte an beiden Seiten heraushängen. Dann zog er sich schmatzend die Überreste des Abendessens aus den Zähnen, während er die Hände hinter dem Kopf zusammengefaltet hielt, um ein Kissen zu haben. So oft es ihm angenehm schien oder seiner Verdauung half, grunzte er behaglich. Ob er es aus reinem Wohlbehagen tat oder aus einer physischen Notwendigkeit heraus oder um seiner Frau auf diese

Weise zu sagen, daß sie eine gute Köchin sei, war nicht zu ergründen. Aber man trifft das Richtige, wenn man annimmt, daß er alles das tat, weil er sich zu Hause fühlte und weil er hier allmächtiger Herrscher war, der sich um das Wohlgefallen keines Menschen zu bemühen hatte; und wem es nicht behagte, wie der Herrscher sich benahm, der konnte seiner Wege gehen.

Celso war inzwischen auch mit seinem Abendmahl zu Ende gekommen. Er ging mit seiner Schale zum Bach, wusch sich die Hände, spülte und gurgelte sich den Mund sauber und kam, die Schale wieder mit Wasser gefüllt, zurück zum Feuer. Er packte seine Sachen zusammen und verstaute alles in seinem Netz. Er zog den Packen dann zurück zu dem Balken in der Nähe des Portico, brachte eine selbstgedrehte Zigarre hervor, zündete sie mit einem glimmenden Stöckchen am Feuer an und hockte sich nun endlich in behaglicher Sorglosigkeit breit auf den Balken, sich mit dem Rücken gegen den ersten Pfosten des Portico lehnend.

„Wer schickt dich denn nach Agua Azul?“ fragte der Mayordomo, um zu reden.

„Don Apolinar.“

Der Mayordomo zog Tabak aus der Hemdtasche und wickelte ihn in dünnes weißes Papier, das als Zigarettenpapier verkauft wurde, das aber gewöhnliches

Einpackpapier für leichte Dinge war, in keiner Weise besser und für Zigaretten mehr geeignet als unbedrucktes Zeitungspapier.

Dienstfertig sprang Celso auf, als er sah, daß die Zigarette gedreht war, und kam mit einem glimmenden Ästchen zu dem Mayordomo, um ihm die Zigarette anzuzünden.

„Es ist ein gottverflucht böser Weg bis zur Monteria. Aber manchmal, denke ich, kommt man viel leichter durch zu Fuß als mit Reittieren und Tragemules.“

Celso sagte nichts darauf.

Der Mayordomo wußte nicht, was er nun noch Neues sagen könnte. Alles, was in Frage kam, war erörtert.

Aber er hörte ein Geräusch von Stimmen, die näher kamen, und das brachte ihn zu neuer Anregung:

„Vielleicht könntest du mit Don Policarpo gehen. Zu zweien oder dreien ist der Weg nicht so traurig.“

Auch Celso hatte die Stimmen gehört, und als er zur Seite

sah, bemerkte er in der Dunkelheit zwei unbestimmte Figuren, die endlich aus der Dunkelheit heraustraten und deutlich wurden. Ein Mann und ein Junge.

„Buenas noches“, sagte der Mann, trat in den Portico und setzte sich auf einen Stuhl, den er vom Tische fortzog. Der Junge setzte sich auf das andere Ende des Balkens, auf dem Celso hockte.

„Como estas, Chamula, wie geht's?“ wandte er sich an Celso.

Celso stand auf, verbeugte sich vor dem Manne und sagte: „Buenas noches.“

„Das hier ist Don Policarpo von Socoltenango, ein Händler, der auch nach den Monterias gehen will, könntest mit ihm gehen, Chamula“, sagte der Mayordomo.

Auf nichts hatte Celso in den letzten Tagen mit mehr Sehnsucht gewartet, als auf jemand, der auch nach den Monterias wandert und mit dem er den Weg gemeinschaftlich machen könnte.

Celso war aber nicht mehr derselbe ungeschickte und weltungewohnte Indianer wie damals, als er von den Kaffeefincas heimkehrte. Er selbst fühlte, daß er sich gewandelt hatte. Die erste Wandlung war vor sich gegangen, als ihm Don Sixto sein Heiratsgeld so ohne jegliche Zeremonie abgenommen hatte; die zweite Wandlung geschah, als er kein Geschenk für seine Mutter kaufen konnte, weil ihm der Händler einen dreifachen Preis gemacht hatte, wie er später erfuhr, nur um ihm Branntwein verkaufen zu können; eine weitere Wandlung begab sich als er von seinem Vater hörte, daß Don Sixto kein Recht gehabt hatte, ihm das Geld abzunehmen; und eine fernere Wandlung trug sich in ihm zu, als er sah, wie sich sein Mädchen nach ihm umwandte, obgleich er sich den Anschein gab als habe er es nicht bemerkt. Alle diese Wandlungen hatten seinen Charakter beeinflußt. Er war seiner Unschuld entwachsen. Er hatte gelernt, daß in dieser Welt nichts geschenkt wird, und daß, wenn du deinen Vorteil nicht wahrnimmst, der sich dir bietet, ein anderer seinen Vorteil gegen dich wahrnt. So hatte Celso, aus diesen bösen Erfahrungen heraus, die einmal wehe taten, gelernt, rascher zu denken und langsamer „Ja“ und

„Zu Ihren Diensten, Patroncito“ zu sagen. Und weil ihm das rasche Denken und das langsame Ja einen ansehnlichen Vorteil in seinem Handel mit Don Apolinar gebracht hatten, so war in ihm beschlossen, dies System in Zukunft weiter anzuwenden. Vor seinen Wandlungen würde er gesagt haben: „Ich bin ja so glücklich, Patroncito, daß ich Sie getroffen habe und daß wir beide zusammen durch den Dschungel gehen können.“ Nun aber wußte er, die Folge seiner Freimütigkeit wäre, daß der Händler ihn sofort ausnützen würde, zum Vorteil des Händlers und zum Schaden des Indios.

Celso sagte nichts auf die Worte des Mayordomo. Er ließ den Mayordomo wie den Händler ganz im unklaren, wie er es aufnahm, ob es ihm gelegen oder ungelegen käme.

Er sah sich Don Policarpo an, unauffällig, aber gut beobachtend.

Don Policarpo war bronzebraun wie er selbst. Untersetzt, knochig und sehnig wie er. Hatte die schwarzen, leicht schräg gesetzten Augen wie er. Und wie er hatte Don Policarpo dichtes, schwarzes, drahtiges Haar, das ihm tief

in die Stirn hineinwuchs und wie bei Celso den Eindruck erweckte, daß er eine sehr niedrige, unentwickelte Stirn habe, während der obere Teil des Hinterkopfes wie ein Kegel geformt war und es aussah, als habe er eine schwarze Turbanhaube auf den Schädel gestülpt. Es war kein Zweifel, daß beide Großväter, vielleicht sogar auch beide Großmütter des Don Policarpo noch reine Indianer in den Dörfern ihrer Stämme gewesen waren und daß der Vater und die Mutter des Don Policarpo vielleicht als Hausbedienstete in die Stadt gekommen waren, sich hier verheiratet und ihre Kinder dann in der Stadt erzogen hatten. Dadurch war Don Policarpo zu einem Ladino geworden, der sich durch einen kleinen Handel im Umherziehen selbständig und unabhängig gemacht hatte. Er sprach ebenso geläufig Indianisch wie Spanisch. Das kam ihm bei seinem Handel sehr gelegen, und er war dadurch sehr im Vorteil anderen kleinen Händlern gegenüber, die nur Spanisch sprachen. Weil er nicht nur Indianisch sprach, sondern auch durchaus wie ein Indianer aussah und, wenn es ihm von Vorteil erschien, indianische Gebräuche zeigte und anwandte, so gewann er in den kleinen indianischen Dörfern und unter den

indianischen Peones der großen Fincas immer Vertrauen. Er war in seiner Weise ehrlich im Handel und begnügte sich mit weniger Gewinn als irgendein anderer der zahlreichen kleinen Händler mexikanischer oder arabischer Herkunft, die im Lande umherzogen. Der Nachteil war, daß er nur geringes Kapital hatte und deshalb nur mit wenig Ware reisen konnte. Die großen Händler, besonders die arabischen, reisten mit gewaltigen Vorräten, und diese Händler hatten die Leute mit ihrer reichen Auswahl verwöhnt. Gegen diese großen Händler hatte Don Policarpo einen schweren Stand. Um seine Auskommen zu finden, mußte er hart arbeiten und ewig auf den Beinen und auf dem Marsche sein.

Das alles aber kümmerte Celso nicht. Er kannte die Geschäftsverhältnisse des Don Policarpo nicht. Er sah nur den Händler in Don Policarpo, einen Händler, der verdiente. Obgleich er in Don Policarpo auch den indianischen Bruder erkannte, so erwies er ihm doch den vollen Respekt als Ladino. Und weil Don Policarpo Ladino sein wollte, darum schob ihn Celso in die Kette ein, die auf irgendeine Weise von ihm gebraucht wurde,

um von Don Sixto das Geld wieder einzukassieren, das der ihm abgenommen hatte.

Celso faßte sich Mut. Er wagte es, die Begleitung, die sich ihm hier bot, aufs Spiel zu setzen. Aber er sagte sich, glückt es nicht, wie ich will, so kann ich dennoch mit dem Manne marschieren; da es ihn nichts kostet und ich ihn nicht belästige und nichts von ihm haben will, kann es ihm gleichgültig sein, wenn ich hinter ihm herzottele.

„Perdoneme, Patroncito“, sagte er höflich und untergeben zu dem Mayordomo: „Vergeben Sie mir, mein Herrchen, aber ich glaube, ich kann nicht mit Don Policarpo zusammen reisen.“

„Warum denn nicht, Muchacho?“ fragte Don Policarpo.

„Sehen Sie“, sagte er, zu beiden Männern gewandt, „ich habe den Befehl von Don Apolinar bekommen, auf dem schnellsten Wege das Kistchen mit den Medizinen nach Agua Azul zu bringen, weil die Peones krank sind. Die haben alle Sumpffieber, Paludismo und Calentura. Was weiß ich davon. Und Don Apolinar hat mir einen Peso

noch besonders versprochen, wenn ich das Kistchen rasch trage.“

Don Policarpo begann zu handeln. „Laß das nur gut sein, Chamula. Beruhige dich. Ich kenne Don Apolinar gut. Er ist mein Freund. Ich werde das schon alles mit ihm regeln. Und ich will dir etwas sagen, Muchacho – wie heißt du? – Celso. Gut. Ich hoffe, ein gutes Stückchen Geschäft in den Monterias zu machen. Es ist seit Monaten dort kein Händler gewesen. Ich bin sicher, daß ich alles, alles, was ich mit mir habe, verkaufe. Gut. Du läufst natürlich mit deinen Beinen viel rascher als ich mit meinen Eseln; und ich gebe zu, du verlierst deinen Peso Belohnung, wenn du mit mir reist. Aber das mache ich gut mit dir. Ich gebe dir zwei Pesos, wenn du mit mir gehst und wir zusammen reisen.“

Der Mayordomo sagte: „Höre, Chamula. So schnell kommst du nicht wieder zu zwei Pesos.“ Er spuckte mit viel Geräusch aus. Dann fügte er hinzu: „Ich habe dir ja auch schon gesagt, es ist ein gottverfluchter und höllisch harter Weg. Kein Teufel geht da, um sich eine Seele zu fangen. Wirst du schon sehen. Hinter La Culebra fangen

die Freuden an. Nimm die zwei Pesos und gehe mit Don Policarpo.“

Der Mayordomo hatte ein reges Interesse daran, daß jeder, der hier zur Siedelung mit der Absicht kam, nach den Monterias zu reisen, auch wirklich loszog. Denn es war eine seiner wichtigsten Einnahmequellen, den Reisenden den notwendigen Proviant zu verkaufen. Hätte er diese Einnahmequelle nicht, würde er wahrscheinlich überhaupt nicht den mageren Posten als Mayordomo hier angenommen haben; denn der Finquero, dem die Siedelung gehörte, der aber in Tabasco wohnte, gab ihm nur fünfundzwanzig Centavos Lohn den Tag.

Don Policarpo hatte keinen anderen Ausweg, er mußte in die Monterias gehen, um seinen Handel aufzubessern. Warten konnte er nicht allzu lange, sonst mochte es geschehen, daß ihm ein größerer Händler zuvorkam und allen Bedarf in den Monterias befriedigte. Aber auf keinen Fall wollte er allein reisen, nur mit seinem kleinen Lehrjungen als Begleiter. Auch Celso mußte nach den Monterias gehen. Auch er wollte nicht allein reisen, seit er von den Gefahren gehört hatte. Aber Celso verstand es,

Don Policarpo und den Mayordomo glauben zu machen, daß er es vorzöge allein zu reisen. Und abermals, wie gegenüber Don Apolinar, bot er sich nicht an, trotzdem ihm in Wahrheit keine andere Wahl blieb, als Don Policarpo zu begleiten.

Don Policarpo zog seinen Stuhl näher an Celso heran. Er nahm eine kleine Packung mit fabrikgefertigten Zigaretten heraus, öffnete diese und reichte Celso eine Zigarette. Celso rauchte noch immer an seiner dicken Zigarre. Aber er nahm dennoch die Zigarette und verbarg sie im Brustlatz.

„Nun, sei nicht so hartnäckig, Celso“, redete der Händler auf ihn ein. „Ich muß auf alle Fälle in die Monterias gehen mit meinem Kram. Der Junge hier, der mit mir arbeitet, ist ein guter, fleißiger Bursche. Aber er ist noch klein und schwächlich. Bei einem solchen Marsch, da muß man schon jemand haben, der zupacken kann. Ich werde dir etwas sagen, Muchacho, ich gebe dir drei Pesos bis Agua Azul, wenn du mit mir gehst. Und ich will dir auch gleich noch etwas mehr sagen. Du ißt mit mir auf der ganzen Reise. Du brauchst nichts dafür auszugeben.“

Als Vergütung dafür, daß ich dir das Essen gebe, gehst du mir auf dem Marsch ein wenig zur Hand. Morgens beim Suchen der Esel und beim Aufpacken. Sei ein guter Muchacho, Celso. Du weißt nicht, wie wir uns einmal wieder treffen und ich auch für dich etwas tun kann.“

„Bueno, Patroncito“, sagte Celso, „bueno, ich werde mit Ihnen gehen. Aber ich mache das nur, weil Sie so lange Zeit kein gutes Geschäft hatten. Für einen anderen würde ich das ganz gewiß nicht tun. Ich kann Don Apolinar nicht betrügen.“

„Ich habe dir schon gesagt, Celso“, erwiderte darauf der Händler, „mit Don Apolinar werde ich das in Ordnung bringen, daß er nicht denkt, du wolltest dich absichtlich verspäten.“ Er wandte sich an den Mayordomo: „Don Manuel, könnten Ihre Muchachas uns nicht noch einen Kaffee zurechtmachen?“

„Freilich, freilich“, sagte der Mayordomo. Dann rief er: „He, Chucha, du verfluchter Racker und Schitter, sage der Señora, daß wir noch mehr Kaffee haben wollen. Und eile dich, sonst rücke ich dir auf die Knochen. Flojos, faules

Gesindel da in der Küche.“ Dann krächzte er in der Kehle herum und spuckte schußartig aus.

Nicht am folgenden Tage, wohl aber tags darauf zogen der Händler, sein Lehrjunge, Celso, mit seinem Packen auf dem Rücken, und vier Eselchen, beladen mit den Handelswaren des Don Policarpo, nach den Monterias.

Der Weg war um ein Vielfaches elender, als ihn der Mayordomo geschildert hatte.

Es wäre eine umgekehrte Ordnung in gewöhnlichen Geschehnissen gewesen, wenn nicht Celso die schwerste Arbeit auf diesem Wege zugefallen wäre. Er war willig und wollte sich redlich das Essen, das ihm Don Policarpo versprochen hatte, verdienen. Es war angenommen worden, daß er für das Essen hie und da auf dem Marsche dem Händler ein wenig zur Hand gehen sollte. Aber aus der Willigkeit des Celso entwickelte sich bereits am zweiten Tage des Marsches eine Schuldigkeit, wenn nicht Verpflichtung. Don Policarpo begann zu kommandieren, als ob er der Herr und Celso der Knecht wäre.

Es begann damit, daß Don Policarpo am ersten Abend auf dem Wege, als sie am Rastplatz ankamen, sich hinfallen ließ und erklärte, er sei so müde, daß er nicht einen Finger krumm machen könnte.

„Pack die Burritos, die Eselchen, ab, ich helfe dir später“, sagte Don Policarpo. Und Celso packte ohne Hilfe die Tiere ab.

„Bringe die Packen hierher!“ ordnete Don Policarpo dann an.

Der kleine Lehrjunge bemühte sich, vor den Augen des Don Policarpo den Anschein zu erwecken, als ob er wacker mitzufasse. In Wirklichkeit aber lief er nur hin und her, rollte die Packleinen auf und legte sie für den Morgen auf.

„Wir müssen Laub für die Eselchen schneiden“, sagte Don Policarpo. Aber das Wir bedeutete, daß Celso mit dem Machete loszog, Laub abhieb und das Laub herbeischleppte, damit die Esel zu fressen hatten.

Don Policarpo blies ein Feuer an, um das Essen zu kochen. Celso aber hatte das Wasser heranzubringen, hatte trockenes Holz zu suchen, die Töpfe zu waschen und das Essen zu bewachen, daß es nicht verbrannte. Am Morgen mußte Celso die Eselchen zusammensuchen, die Tragsättel aufriemen und die Packen heranzubringen und sie aufschnüren. Hierbei ging ihm Don Policarpo freilich zur Hand und tat hier das, was nach den Abmachungen des Handels die Mithilfe Celsos hätte sein sollen. Beim Laden

von Tragtieren hat immer einer die schwere Arbeit zu verrichten; die leichtere Arbeit ist das Zureichen der Leinen und Schlingen für das Festpacken. Celso tat die schwerere Arbeit, das eigentliche Laden und Verschnüren der Lasten.

Während Celso die Burritos im Dschungel suchte, frühstückte Don Policarpo. Und wenn die Eselchen geladen waren, trotteten sie los und Don Policarpo hinter ihnen her. Dann erst gewann Celso einige Minuten Zeit, seinen Kaffee zu trinken und sich einige Tortillas anzuwärmen. Den Kaffee hatte ihm Don Policarpo in die Schale geschüttet, die Tortillas beim Feuer hingelegt und die Bohnen auf eine der Tortillas geschüttet. Celso aß nun. Er mußte in Eile essen, um nicht zu weit zurückzubleiben. Hatte er gegessen, scharrte er Erde auf das Feuer, um es zu löschen. Dann nahm er seinen schweren Packen auf und begab sich auf einen Eilmarsch, um Don Policarpo wieder einzuholen.

Endlich erreichte er die kleine Karawane. Es traf sich gewöhnlich so, daß ein Tier oder gar zwei oder drei die Last abgestoßen hatten und daß nun Celso wieder aufs

neue zu laden hatte. Oder es mochte auch sein, daß Don Policarpo nicht genügend acht gegeben hatte, und ein Tier war mit der Last auf eigenem Wege irgendwo in den Dschungel gelaufen. Celso mußte das Tier suchen. Und wenn er den Esel antraf, hatte der die Last vielleicht abgeworfen und unter sich am Bauche hängen. Celso konnte allein nicht laden; er befreite den Esel völlig von seiner Last, nahm ihn an den Lasso und lud sich selbst die Last auf, um sie dorthin zu schleppen, wo Don Policarpo mit den übrigen Tieren wartete, um die Last hier mit Hilfe des Händlers wieder aufzuladen.

Es mochte geschehen sein, daß die wartenden Tiere ungeduldig wurden und Don Policarpo unfähig war, sie zu halten. Sie marschierten los und Don Policarpo hinter ihnen her, bis die Esel von selbst irgendwo hielten und sich hinwarfen. Die ganze Strecke lief dann Celso, mit der Ladung eines Esels auf seinem Rücken, hinter Don Policarpo her, bis er ihn traf und mit ihm laden konnte. War geladen, zog Don Policarpo sofort weiter. Celso mußte den Weg nun wieder zurücklaufen, um seinen eigenen schweren Packen zu holen.

Celso aber wandelte sich auch im Dschungel weiter. Als er bemerkte, daß ihn Don Policarpo bis zum letzten Rest auspumpen wollte, und als er einsah, daß Don Policarpo wohl müde, aber mehr noch nur faul war auf Kosten des Celso, vollzog sich in Celso wieder eine Wandlung.

Beim Erklettern eines sehr steilen und felsigen Pfades fiel Celso mit seinem Packen hin, und er fiel so unglücklich und auch noch gerade vor den Augen des Don Policarpo, daß der Händler sehen konnte, wie sich Celso den rechten Arm verstauchte. Celso, ganz und gar gegen seine Sitte, ein Gefühl des Schmerzes zu offenbaren, stöhnte und zeigte ein gequältes Gesicht.

Mit dem linken Arm konnte er kein Laub von den Bäumen schlagen, er mußte das Füttern der Esel nun Don Policarpo überlassen. Und beim Laden der Esel war es nun Celso, der die Leinen und Schlingen unter dem Bauche des Esels dem Packer zureichte. Und auf dem Marsche gewöhnte sich Celso an, dem Händler voranzugehen und einen Esel vor sich herzutreiben. Er begründete das damit, daß die übrigen Esel dann leichter folgten. Rutschten dem Don Policarpo die Packen ab, so

konnte er mit seinem Lehrjungen wieder aufpacken, und sollte der Esel, den Celso vor sich hertrieb, die Last verrücken, so wartete er, bis Don Policarpo herankam.

Diese Art der Arbeitsverteilung schien Don Policarpo nicht zu gefallen. Er sagte am Abend, bei Ankunft am Rastplatz, als er abgepackt hatte: „Oye, Celso, kannst mir gut mit deinem linken Arm helfen, das Laub von den Bäumen zu schlagen. Bist genauso geschickt mit dem linken Arm wie mit dem rechten.“

„Ich werde das versuchen, Patron“, sagte Celso willig. Er brachte auch eine gute Last frisches Laub aus den Tiefen des Dschungels hervor.

Als sie dann später, am Abend, nach dem Essen beim Feuer hockten und rauchten, sagte Celso so nebenbei: „Ich glaube nicht, Patron, daß ich so viel Zeit auf meinem Wege verlieren kann. Die Esel gehen zu langsam, ich muß schneller mit meinem Kistchen in Agua Azul sein. Don Apolinar wird mich verprügeln, wenn ich nicht zeitig genug mit der Medizin bei Don Eduardo bin. Die Leute sind alle krank in der Monteria.“

Don Policarpo hatte in den drei Tagen des Marsches eine genügend eindrucksvolle Vorstellung von dem Dschungel erhalten, um jetzt einen Schrecken zu bekommen, als er die Möglichkeit vor sich sah, daß Celso ihn verlassen und sich von ihm, mitten im Dschungel, trennen könnte. Ganz gleich, ob er voran marschierte oder zurück, der Gedanke daran allein ließ ihm das warme Wasser in die Sandalen laufen.

„Wir wollen uns eine Büchse Sardinen teilen, Muchacho“, sagte Don Policarpo. Er rückte einen Packen heran und kramte darin herum, bis er eine kleines Blechschächtelchen spanischer Ölsardinen hervorbrachte. Die Sardinen waren auf seinen Wanderungen der Luxus, den er sich zuweilen gönnte, wenn er ein gutes Geschäft am Tage gemacht hatte. Sie waren gleichzeitig seine eiserne Notration, eine Notnahrung für Fälle, daß ihm alle übrige Nahrung vom Regen oder von Ratten zerstört war. Sein Lehrling konnte sich nicht erinnern, daß er ihn jemals gesehen habe, wie er eine Büchse öffnete, obgleich der Händler stets wenigstens sechs Büchsen mit sich führte. Eine Büchse

Sardinen war das kostspieligste Essen, das sich der Händler, in Anbetracht seiner Einkünfte, auf seinen Reisen leisten konnte.

Der Lehrling bekam ein Sardinchen und ein halbes und er durfte das Blechschächtelchen auslecken. Den Rest der Sardinen und das Öl teilten sich, genau zur Hälfte, Don Policarpo und Celso.

Mit dieser Teilung der Sardinenbüchse, die Don Policarpo so ehrfürchtig und andächtig vollzog, als begehe er die Zeremonie des heiligen Abendmahls, nahm er Celso als seinen gleichberechtigten Weggenossen auf. Er ging darin so weit, daß er, wenn irgend etwas zum Feuer heranzuholen oder wenn eine nebensächliche Verrichtung zu tun war, er den Lehrling anrief, es zu tun, und er zu Celso sagte: „Bleibe du nur sitzen auf deinem Hintern, der Chamaco kann das machen. Der hat ja so nichts zu tun und verdient sich nicht das Salz, das er mir wegibt. Wir beide sind genügend müde, der Junge hat flinkere Beine.“

Und am nächsten Tage auf dem Marsche, als Celso ihn

rief: „Patron, Patron, der Prieto schmeißt ab!“, da kam Don Policarpo heran, half die Last zurechtrücken und sagte dann, als der Zug wieder weiterging: „Höre, Celso, sag einfach Señor zu mir. Das ist kürzer. Wenn wir nichts zu essen haben, hungerst du so gut wie ich.“

Als Don Policarpo einen Tag in der ersten Monteria war, die sie angetroffen hatten, da war ihm auch nicht ein Zwirnsfaden übrig geblieben, den er hätte verkaufen können. Alle Waren, die er seit Wochen mit sich in den Fincas und in den kleinen Dörfern herumschleppte, hatte er mit gutem Ertrag losgeschlagen.

Er kaufte zu lächerlich geringen Preisen Felle ein, die er nach Hause bringen wollte, damit die Esel nicht leer laufen, sich bezahlt machen sollten. An den Fellen konnte er abermals verdienen. Er wartete jetzt nur noch auf Begleitung; denn so wenig wie er allein zu reisen gedacht hatte auf dem Herwege, so wenig oder noch viel weniger dachte er daran, allein zurückzumarschieren.

Celso hatte noch zwei Tagemärsche weiter zu gehen als Don Policarpo, der gleich in der ersten Monteria geblieben war. Aber Celso brauchte nicht allein wandern; denn mehrere Burschen, die hinüberwechselten zu einer Monteria auf der anderen Seite des Stromes, hatten den gleichen Weg zu gehen.

Celso lieferte den Brief und das Kistchen an Don Eduardo ab. Er erhielt seinen Lohn in barem Gelde ausbezahlt, weil er sagte, daß er vorläufig nicht zurückwandern wolle und ihm ein Scheck darum nicht von Nutzen sei. Die Leute, die von den Monterias heimwanderten, gleich, ob sie Arbeiter, Angestellte oder Händler waren, zogen es immer vor, nur ein wenig Geld in bar zu nehmen und den Rest in Schecks auf den Namen des Trägers. Selbst die Händler, die ihre Waren hier verkauften, gaben das bare Geld in den Büros der Monterias ab und ließen sich dafür einen Scheck geben. Schecks gingen nicht so leicht verloren, und weil sie auf den Namen des Trägers lauteten, konnten sie auch nicht gestohlen werden. Bares Geld hatte Gewicht, und jeder Reisende, ob er zu Fuß oder zu Pferde reiste, beschränkte das Gewicht seines Gepäcks auf das kleinste Maß. Die Schecks der Monterias wurden überall angenommen, gleich barem Gelde, ohne irgendeinen Abzug. Die Kaufleute kleinerer Städte zahlten sogar oft ein oder zwei Prozent mehr für die Schecks, als die Summe betrug. Denn Transporte baren Geldes von den kleinen Städten zu den größeren oder zur Bahnstation waren gefährlich, der Banditen wegen.

Niemand nahm auf diese Geldsendungen Versicherung an. Wenn die Kaufleute der kleinen Städte im Inneren des Staates Zahlungen an die großen Handelshäuser zu leisten hatten, kam es ihnen also sehr gelegen, wenn sie mit Schecks der Monterias ihre Rechnungen begleichen konnten. Celso hatte gehofft, daß er in Agua Azul Arbeit bekommen würde. Nicht des Briefes wegen, sondern der Arbeit wegen war er zu den Monterias gewandert. Aber Agua Azul nahm gerade jetzt keine Arbeiter an. Die Monteria hatte das Gelände, das sie zur Ausbeutung erworben hatte, abgebaut. Die Direktoren, Kanadier und Schotten, verhandelten mit der Regierung, um neue Konzessionen für weitere Ländereien zu bekommen. Aber diese Unterhandlungen gingen sehr langsam voran. Und ehe diese neuen Konzessionen nicht gesichert waren, konnte die Monteria nicht arbeiten und deshalb auch keine Arbeiter annehmen. Die Arbeitskräfte, die das Unternehmen benötigte, um mit dem Eintreten der Regenzeit das Abschwemmen der gewaltigen Vorräte an Mahagoniholz vorzunehmen, waren vollzählig. Die Monteria Agua Azul hatte unter den Arbeitern den Ruf, die einzige Monteria zu sein, wo der Arbeiter als Mensch

behandelt wurde, soweit das eine Monteria überhaupt zuläßt. Wenn auch in dieser Monteria zuweilen Unmenschlichkeiten vorkamen, so war es selten Schuld ihrer Leitung, sondern es lag an Verhältnissen, die zu beseitigen oder zu vermeiden außerhalb der Kraft der leitenden Personen lag. Diese Verhältnisse waren darin begründet, daß Mahagoniholz nur im Dschungel wächst und eben nur gewonnen werden kann, indem man es aus dem Dschungel herausholt. Wenn da eine Eisenbahn in der Nähe wäre und eine Automobilfabrik, so wäre dort kein Dschungel zu finden, sondern kultiviertes Ackerland. Je weiter das Gewerkschaftshaus moderner Arbeiter entfernt ist, umso unzugänglicher ist der Dschungel, und umso besser ist das Mahagoniholz. Zwei sehr gute Dinge sind selten beieinander, nicht einmal eine hübsche Frau, die gleichzeitig eine gute Köchin ist und alle ihre Kleider selbst macht. Solche Glückseligkeiten sind dem sündigen Menschen verwehrt.

Celso mußte sich aufmachen, eine andere Monteria zu suchen, wo er hoffen konnte, Arbeit zu finden.

Die Monterias liegen nicht so dicht beieinander wie

Kohlenminen an der Ruhr. Jede Monteria hat zu ihrer Ausbeutung ein Gelände von der Größe eines europäischen Herzogtums oder eines mittleren Königreiches. Die Mahagonibäume wachsen nicht dicht beieinander wie Erbsenstauden. Und darum ist von dem Verwaltungsgebäude der einen Monteria zum Hauptverwaltungsgebäude der nächsten, nach jeder Richtung hin, ein guter Tagesmarsch notwendig. Zuweilen drei Tagemärsche.

Celso hatte nicht lange zu laufen. Die nächste Monteria, die er erreichte, nach einem und einem halben Tag Marsch, nahm ihn an. Sie würde auch einen Ertrunkenen angenommen haben, wenn sie gewiß gewesen wäre, daß der Ertrunkene wenigstens zur halben Arbeitskraft ins Leben zurückgerufen werden konnte. Agua Azul hatte, wenn sie in voller Arbeit war, nur wenig Bedarf an Leuten, weil sie hier besser behandelt und besser bezahlt wurden als in irgendeiner anderen Monteria. Je verrufter eine Monteria schlechter Bezahlung und unmenschlicher Behandlung wegen war, um so größeren Bedarf hatte sie. Nicht etwa, weil die Arbeiter flohen und

sich anderswo Arbeit suchten, sondern weil man sie mitleidlos hinopferte. Nur ihre Hände wurden gerechnet und ihre Arme. Kopf, Seele, Herz waren Anhängsel, die in Kauf genommen werden mußten, auf die aber die Capataces der Monteria mit Wohlgefallen verzichtet hätten, wenn es sich hätte einrichten lassen. Man würde auch auf den Magen der Peones verzichtet haben; aber der Magen der Arbeiter konnte so wenig aufgegeben werden wie der Feuerungskanal eines Dampfkessels.

Eine solche Monteria war es, in der Celso Arbeit nahm. Er hätte weitere Tagemärsche machen können, um nach einer bessern Monteria zu suchen. Aber später lernte er, daß, welche Monteria er auch immer finden mochte, sie auf jeden Fall elender war als die vorher angetroffene. Sie war sogar dann elender, wenn er im Kreise herumgegangen und zu der zurückgekommen wäre, bei der er zuerst um Arbeit angefragt hatte; denn in der Zeit, während er herumgezogen wäre, hätte sich die erste Monteria um einige Grade verschlechtert, soweit die Bezahlung und Behandlung der Arbeiter in Frage kam.

Der Capataz, der Aufseher, Auspeitscher, Anpeitscher

und Foltermeister der Peones, fühlte die Hände des Celso ab, und dann preßte er ihm die Armmuskeln und Gelenkknochen. „Hast du schon mit der Axt gearbeitet?“ fragte er Celso.

„Wenig mit der Axt, aber ich bin ein guter Machetero“, antwortete Celso, „ich habe in den Kaffeefincas einige Jahre mit dem Machete gearbeitet.“

„Vier Reales den Tag“, sagte darauf der Capataz, „und zehn Pesos für mich, weil ich dich annehme. Die zehn Pesos gehen von der ersten Zahlung ab. Weglaufen zweihundertfünfzig Hiebe für das erste Mal und fünfzig Pesos Strafe. Ein zweites Fortrennen wirst du ja bleibenlassen, denn dann wird gepeitscht und gehenkt. Frage gelegentlich deinen Nebenmann, was das ist. Gekauft wird nur in der Tienda der Monteria. Und von einem Händler kaufst du nur, wenn er Erlaubnis vom Gerente, dem Verwalter, hat. Du bist eingestellt. Ein Jahr unwiderruflicher Kontrakt. Hast Glück, sparst die Kontraktsteuer. Aber Kontraktsteuer oder nicht Kontraktsteuer, denke nicht, daß du laufen kannst, wann du willst. Ein Jahr ist das wenigste. Unter einem Jahr

nehmen wir nicht an. Name? – Alter? – Dorf? – Bueno, gut. Werde dir den Semanario, die Kolonne des Don Paulino geben.“

Von den fünfzig Centavos, die Celso den Tag bekam, gingen zwanzig Centavos ab, die an den Koch der Kolonne für das Essen bezahlt werden mußten. Celso wollte gelegentlich rauchen und mußte sich Tabakblätter kaufen. Er benötigte Kampfer, um die Moskitostiche zu kurieren und die Bisse und Stiche anderer Insekten und Reptilien. Chinin gab gelegentlich die Verwaltung her in einigen Dosen, wenn die schweren Anfälle von Fieber zu häufig wurden – und wenn Chinin vorhanden war. Dann mußte er zuweilen Talg kaufen, um nach einer Auspeitschung den Rücken zu salben. Gepeitscht wurde nicht nur für Weglaufen, was kaum vorkam, sondern für alle möglichen Vergehen, worunter das häufigste war: unzureichende Tagesleistung. Es wurde nicht in Betracht gezogen, welches die Ursachen ungenügender Tagesleistung sein konnten. Und der Ursachen waren viele, an denen der Peon ganz und gar unschuldig war und die meist an schlechten Äxten oder Zughaken und an

den natürlichen Hindernissen, die der Dschungel bietet, lagen. Auch Fieber oder andere Krankheit war keine Entschuldigung für das Fehlen der angeordneten zwei Tonnen reinen, abgeschälten und für das Abtrecken fertigen Mahagoniholzes. Es gab Stellen im Dschungel, wo nur junge Bäume waren, die keinen Wert hatten, oder morsche oder rissige oder vom Wurm angefressen; wo der Peon sich mit dem Machete im Dschungel Wege bahnen mußte, um geeignete Bäume zu suchen. Zuweilen dauerte das Stunden. Das alles wurde dem Arbeiter nicht zu seinen Gunsten gebucht. Er hatte zwei Tonnen erstklassiges und fahrbereites Mahagoniholz täglich zu liefern. Wie er das tat, war seine Sache. Er war dafür bezahlt, das Holz zu liefern. Glückte es ihm aber, daß er besonders günstiger Umstände wegen an einem Tage drei oder gar vier Tonnen geschafft hatte, so wurden sie ihm zuweilen, je nach der Laune des Kolonnenführers, vielleicht innerhalb einer Woche für einen anderen Tag, der mager für ihn ausfiel, gutgeschrieben und ihm überrechnet. Wenn aber der magere Tag eine Woche später fiel, verlor er die Vergünstigung. Meist, oder man möchte sagen, immer, vergaß der Kolonnenführer die

überzähligen Tonnen eines günstigen Tages, und er vermerkte nur die fehlenden Leistungen eines mageren Tages und buchte den Peon für das Fest, wenn der Capataz kam, die Strafen zu vollziehen. An Kleidung sparte Celso mehr, als was für die Kleidung eines verwöhnten Hundes einer amerikanischen vertrockneten Jungfer ausgegeben wird. Er arbeitete nackt, um keine Ausgaben für Hemd oder Hose zu haben. Um die Hüften hatte er Baumwollfetzen gewickelt. Das war alles, was er an Arbeitskleidung trug. Da es nie einen Sonntag oder einen Feiertag gab, jeden Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gearbeitet wurde, brauchten die Peones weder Hemd noch Hose, um sich feiertäglich zu kleiden. Es war den Peones freigestellt, den Rest des Tages zu feiern, wenn sie aus glücklichen Bedingungen heraus ihre zwei Tonnen geschafft hatten, ehe die Sonne untergegangen und ihr eigentlicher Arbeitstag beendet war. Wenn sie einen solchen Viertelfeiertag gewannen, was ungemein selten vorkam, dann gingen sie einmal zum Fluß baden, pickten aus ihren Zehen die eingebohrten Würmer und deren Brut, kurierten Schnitte, Risse und Wunden in ihrer Haut, schnitten sich

Stacheln und Splitter aus dem Körper oder unter den Fingernägeln hervor und brien sich einen schmackhaften Pescuintle, wenn sie Glück gehabt hatten, einen solchen zu erwischen, um einmal wenigstens in Monaten den Geschmack der sich ewig gleich bleibenden schwarzen Bohnen, in Wasser gekocht und mit grünen und roten Pfefferschoten gewürzt, zu vergessen.

Der einzige Tag im Jahr, der ihnen freigegeben wurde, war der sechzehnte September, der Erinnerungstag der Unabhängigkeitserklärung Mexikos von der spanischen Krone. Denn die Eigentümer der Monterias waren gute Republikaner. Die Republik bot ihnen bei weitem mehr Freiheiten in ihren Geschäften, als eine Monarchie und nun gar die spanische Monarchie ihnen gewährt hatte. Darum war ihnen dieser Revolutionsfeiertag so heilig wie einem Mohammedaner das Grab Mahomets. Die Monteria bezahlte sogar den Tag wie einen Arbeitstag, und die Eigentümer waren deshalb sehr stolz auf ihre gut republikanische Gesinnung. Es war nur der eine Nachteil in dieser republikanischen Gesinnung zu verbuchen, daß in den Kolonnen, die in den Tiefen des Dschungels

arbeiteten und die nur alle zwei oder drei Monate einmal Verbindung mit dem Verwaltungsgebäude hatten, ein Kalender nicht zu finden war. In den weitaus meisten Fällen wußte selbst der Contratista, der Kolonnenführer, nicht, ob es Sonntag oder Mittwoch oder Freitag sei. Er hatte nur eine unklare Vorstellung, daß es Juli oder Dezember sein müsse. In seinem Büchelchen hatte er soundso viele Arbeitstage verbucht. Aber er war aus Versehen völlig aus der Kalenderrechnung herausgekommen. Und wenn er aus irgendeinem Grunde es nötig fand, das genaue Datum eines bestimmten Tages festzustellen, so rechnete er mit dem Tage des Abmarsches seiner Kolonne vom Platz des Verwaltungsgebäudes. Dieser Tag war genau, weil sein Kontrakt an diesem Tag begann. Nun begann er an den Arbeitstagen zurückzurechnen, um auf den Abmarschtag zu kommen und auf diese Weise das Datum des heutigen Tages genau festzustellen. Aber dieses Zurückrechnen und Hinundherrechnen ermüdete ihn, weil er sich verzählte. So gab er es endlich auf und überließ es dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und dem Ersten Staatsminister von England, an ihren Kalendern

abzulesen, welcher Tag heute sei.

Der Kolonnenführer brauchte auch das Datum nicht zu wissen. Denn obgleich sein Kontrakt für eine bestimmte Zeit lief, zwei Jahre oder fünf Jahre, so wurde er nicht nach Tagen und Monaten bezahlt, sondern nach der Zahl der Tonnen, die er an der Hauptabschwemmstation des Transportstromes ablieferte.

Und weil in den Kolonnen niemand mit Sicherheit wußte, ob heute oder morgen oder irgendwann innerhalb der nächsten Woche der sechzehnte September sei, der Geburtstag der Republik, so wurde auch an diesem Tage voll gearbeitet wie an jedem anderen gewöhnlichen Tage. Und weil die Peones arbeiteten, so erhielten sie den Tag bezahlt, wodurch die Eigentümer ihre gesetzliche Verpflichtung, diesen republikanischen Feiertag den Arbeitern zu vergüten, getreulich erfüllt hatten. Im Verwaltungsgebäude wurde der Tag natürlich recht und billig festlich begangen. Denn hier hing ein Kalender an der Wand.

Celso dachte nur an seine Heirat und an seine fünfzehn ungeborenen Kinder, die er mit seinem Mädchen zum Licht der Welt zu befördern sich vorgenommen hatte. Dieser Gedanke an das Mädchen ließ ihn alle Qualen in der Monteria erdulden. Mit jedem Abend, wenn er sich auf seine Matte niederlegte, wuchs die Summe, die er heranzuschaffen hatte. Weil er an nichts dachte, als diese Summe zu verdienen, um dem Vater seines Mädchens zu zeigen, daß er fähig sei und willens, dem Mädchen ein guter und treu sorgender Ehemann zu sein, darum kaufte er, von notwendigsten Dingen abgesehen, nichts in der Tienda der Monteria. Er kaufte weder Hemd noch Hose. Nach einiger Zeit benötigte er eine neue Matte. Er kaufte ein kräftiges Taschenmesser, weil sein altes ausgeleiert war und auch noch zerbrach. Er hatte eine Decke nötig für die kalte Nacht der Regenzeit. Das Moskitonetz zermürbte und zerschloß, er hatte ein neues zu kaufen, weil ohne Moskitonetz zu schlafen, selbst von einem Indianer nicht ertragen werden kann. Er zahlte die zehn Pesos an den Capataz für die Einstellung.

Als ein volles Jahr dieser Arbeit in der Monteria um war und Celso sein Vermögen in barem Gelde in seinem Guthaben bei der Verwaltung zusammenrechnete und noch hinzuzählte, was er für die Beförderung des Briefes und für die Hilfeleistung von dem Händler Don Policarpo verdient hatte, fand er, daß er dreiundfünfzig Pesos und sechsundvierzig Centavos an Hab und Gut auf Erden besitze.

Diese Summe reichte nicht aus, um den Eindruck bei dem Vater seines Mädchens zu erwecken, den hervorzurufen er sich vorgenommen hatte. Er wollte nicht weniger als achtzig Pesos besitzen, wenn er die Monteria verließ.

Er verdingte sich für ein zweites Jahr. Weil er in derselben Kolonne blieb, und ihm das Verbleiben für ein weiteres Jahr von dem Kolonnenführer angeboten worden war, was Celso geschickt herauszulocken verstanden hatte, so sparte er die zehn Pesos Kommission, die irgend jemand, der sich dazwischendrängte, ihm abnehmen konnte.

Es schien ihm, daß das zweite Jahr rascher verginge als das erste. Er war einer der geübtesten Schläger geworden. Er hatte gelernt, so geschickt seine Bäume zu wählen und so wohldurchdacht die beste Stelle am Baum für das Anschlagen zu suchen, daß es viele Tage gab, wo er bereits am Nachmittag seine Leistung geliefert hatte. Er half jetzt schon oft irgendeinem armen Bettler von Neuling, der mit seiner Leistung nicht fertig wurde und Gefahr lief, für die Fiesta, für das Fest, gebucht zu werden. Als die erste Hälfte des zweiten Jahres um war, gab ihm der Kolonnenführer fünf Reales den Tag anstatt der vereinbarten vier. Der Kolonnenführer tat es nicht aus Gutmütigkeit, sondern um Celso für ein drittes Jahr zu gewinnen. Celso war klug genug, niemand zu sagen, daß er hier nur arbeite, um eine bestimmte Summe zu gewinnen, und daß er gehen werde, sobald er diese Summe habe. Er nahm sich vor, selbst bei seiner Abmusterung nicht zu sagen, daß er dauernd fortgehe, sondern daß er seinen Vater und seine Mutter besuchen müsse und wahrscheinlich bald zurückkehre. Erfahrung mit seinen Arbeitskameraden hatte ihn gelehrt, auf seine Haut aufzupassen und gut achtzugeben, nicht unbedacht

in eine der vielen Fallen zu gehen, die gelegt wurden, um abwandernde Arbeiter aufs neue einzuhaken.

Abmusternde Peones erneut einzuhaken war das Geschäft von menschlichen Parasiten, von sogenannten Coyotes, die sich in den Monterias und in deren Rekrutierungsbezirken einnisteten. Sie lebten von dem Aas, das die großen Agenten, die im Staate Seelen einfingen, um deren Hände und Arme verkaufen zu können, übrigließen.

Es war die leichteste Arbeit, Leute, die ihren Kontrakt beendet hatten, durch List, Betrug, Betrunkensemachen und mit Hilfe von verkommenen Weibern der alleruntersten Schicht des Kehrichts der menschlichen Rasse für einen neuen Kontrakt einzufangen. Nur wenige Leute, nur die völlig charakterfesten und willensstarken, entkamen diesen Coyotes.

Liefen keine Kontrakte ab, dann begaben sich die Coyotes auf Jagdzüge. Sie gruppierten sich und suchten in den Dörfern und Fincas, die nahe dem Dschungel lagen, entflozene Sträflinge, die sich hier zuweilen verbargen.

Die Behörden setzten keine Belohnung für das Ergreifen von Verbrechern aus. Die Coyotes hingegen gaben den Leuten, die ihnen versteckte Verbrecher und Flüchtlinge anzeigten und deren Versteck verrieten, Belohnungen von fünf bis zu sechzig Pesos für den Kopf und für das Paar Hände. Die kleinen Rancheros, die in Furcht vor solchen entlaufenen Verbrechern lebten, und die von diesen Burschen bestohlen wurden und selbst ihres Lebens nicht sicher vor ihnen waren, taten ihr Bestes, die Verstecke dieser Flüchtlinge zu verraten, um sich von dieser Pest zu befreien.

Die Coyotes kümmerten sich nicht um die moralische Vergangenheit ihrer Fänge; sie kümmerten sich nur um deren kräftige Arme. Sie gaben sich beim Einfangen den Anschein einer Behörde und führten zuweilen, wenn die Flüchtlinge bewaffnet waren, ernste Schlachten mit ihnen, um sie zu fangen. Die Eingefangenen wurden so gut gebunden und so gut verwahrt, daß sie leichter einem zementierten Gefängnis hätten entweichen können als diesen Jägern. Gefesselt in Reihen wurden sie durch den Dschungel geschleppt. Beim geringsten Bruch

irgendeiner Anordnung auf dem Marsch wurden sie so ausgepeitscht, daß sie keinen Fetzen heil hatten, wenn sie in den Monterias ankamen. Jeglichen, auch den allerbescheidensten Versuch, auf dem Marsche auszubrechen, gaben die Burschen, die einmal in den Händen der Coyotes waren, auf, sobald sie eine Stunde auf dem Marsche waren, ganz sicher aber, nachdem sie die erste Henkung eines ihrer Genossen gesehen, der versucht hatte, zu entweichen. Die Henkung war darum so grauenerregend und so vernichtend für eine versuchte Widerspenstigkeit der Gefangenen, weil sie nicht tödlich war. Wäre sie tödlich gewesen, hätte sie weniger Eindruck gemacht. Aber Henkungen mit der Absicht, den Gehenkten zu töten, verübten die Coyotes nicht. An einem zu Tode Gehenkten hatten sie kein Interesse. Nur der Lebende brachte Geld ein.

Die Enganchadores, die rechtmäßigen Agenten für die Monterias, kauften Indianer aus den Gefängnissen der Dörfer auf, indem sie die Geldstrafe für den Indianer an den Alcalden des Dorfes oder an den Sekretär der Regierung bezahlten, der im Dorf im Auftrage der

Federalregierung war, um als Standesbeamter, Statistiker, Postmeister und Telegrafist zu wirken. Die Geldstrafen, die dieser über Indianer verhängte, betrachtete er als seine wichtigste Einnahmequelle. Für die bezahlte Geldstrafe wurden jenen konzessionierten Agenten der Indianer ausgeliefert, und der Agent verkaufte den Indianer als Peon an die Monterias. In den Monterias hatte der so verkaufte Indianer die Geldstrafe, die der Agent für ihn bezahlt hatte, sowie die hohe Anwerbungscommission für den Agenten und die Steuer für den Kontrakt abzuarbeiten, ehe er irgendeinen Lohn erhielt.

Die Coyotes versuchten, ihre Leute billiger zu erwerben, um ihre Kommission erhöhen zu können. Sie kauften keine Indianer aus den Gefängnissen auf. Diese Ausgabe war für sie fortgeworfenes Geld. Sie zogen des Nachts in die kleinen Dörfer, brachen die Gefängnisse auf und schleppten die Gefangenen weg. Am Morgen, wenn der Sekretär nach seinen Gefangenen sah und sie nicht fand, das Gefängnis aber erbrochen sah, glaubte er, wie das ganze Dorf, daß die Gefangenen selbst ausgebrochen

seien oder daß sie von Freunden befreit worden waren. Niemand, selbst ihre eigene Familie nicht, erwartete, daß die Entwichenen freiwillig zurückkommen würden, denn beim Wiederergreifen hatten sie höhere Strafen zu gewärtigen. So blieben sie verschollen. Die Coyotes jedoch, um die gestohlenen Gefangenen einzuschüchtern, erklärten ihnen, daß, wenn sie nicht freiwillig mit in die Monterias marschieren würden, sie, die Coyotes, vor dem Richter angeben würden, daß die Indianer das Gefängnis aufgebrochen und die Coyotes gebeten hätten, sie nach den Monterias zu bringen. Sie redeten ihnen ein, daß ein Entweichen aus dem Gefängnis und ein Zerstören des Gefängnisses, was als Zerstören eines öffentlichen Gebäudes galt, obgleich es nur aus Lehmfladen gebaut war, mit Füsilien bestraft würde. Die Indianer wußten, daß vor dem Richter dem Coyote, der Ladino war, geglaubt wurde und die Dinge so sein mußten, wie der Ladino sagte.

Es waren diese Coyotes, vor denen jeder Arbeiter in der Monteria Furcht hatte, sobald das Ende seiner Kontraktzeit sich näherte. Soviel war in den Kamps von

den Coyotes erzählt und mit so vielen Beweisen belegt worden, daß jeder Arbeiter wußte: es gab keine Untat und es gab kein Verbrechen, die ein Coyote nicht beging, wenn er einen Peon erneut einzuhaken versuchte. Tot zu sein oder Selbstmord zu verüben schien das einzige Mittel zu sein, mit dem sich ein Peon vor den Coyotes mit Sicherheit retten konnte.

Es gibt kein Land auf Erden, wo der Coyotismus, die Tätigkeit der Coyotes, so am Lebenssaft des Volkes saugt wie in Mexiko. Blicke der Coyotismus auf die Monterias beschränkt, möchte es erträglich sein; aber der Coyotismus verseucht das ganze wirtschaftliche, politische und private Leben der Mexikaner. Und weil es im Lande Coyotes gibt, die Generale sind, Minister, Gouverneure, Bürgermeister, Polizeichefs und Direktoren von Hospitälern, darum darf man sich nicht wundern, wenn die kleinsten Coyotes die Monterias und deren Arbeiter als ihr Ausbeutungsfeld betrachten, und darum darf man sich noch weniger wundern, daß niemand im Lande sich um diese kleinen Coyotes kümmert. Wenn die Coyotes in den Monterias gelegentlich den Jefe Politico,

den politischen Chef des Distriktes, in dem die Monterias lagen, sowie zuweilen auch den Bürgermeister des nächsten Ortes, wo die nächste Behörde ihren Amtssitz hatte, mitverdienen ließen, dann hatten sie Freibrief für jegliche Handlung, die sie verübten.

Es war dieser Coyotes wegen, daß sich Celso vornahm, niemand zu sagen, daß er für dauernd von den Monterias fortgehe. Und es war seines Kolonnenführers wegen, daß er es nicht sagte, was er beabsichtigte. Er hatte bemerkt, daß sein Kolonnenführer ihn nicht schlecht behandelte, ihm gute Plätze und gute Bäume anwies. Er tat das, weil er einen tüchtigen Arbeiter in Celso sah, den er sich für weitere Jahre erhalten wollte. Von Beginn des zweiten Halbjahres an erzählte Celso herum, daß er für vier Wochen unbedingt nach Hause müsse, um nach seinem Vater und seiner Mutter zu sehen und ihnen das Geld zu bringen, das er verdient habe, weil sie sich Vieh kaufen wollten. Geschickt flocht er ein, daß dieses Geld nicht genügend sei, daß er zwei weitere Jahre in der Monteria arbeiten müsse, um so viel zu verdienen, daß sein Vater sich ein bestimmtes Stück Land hinzukaufen könne, auf

dem er, Celso, leben wolle, wenn er nach vier Jahren heimkehre, um sich zu verheiraten und in seinem Dorfe dauernd seßhaft zu werden.

So kam endlich die Zeit, mit der Celso sein zweites Jahr in der Monteria beendete. Aber er hätte allein durch den Dschungel zurückmarschieren müssen, wäre er sofort losgezogen. Er hielt es für besser, einige Tage zu warten, bis ein größerer Trupp von abgedienten Arbeitern heimzog, die alle auf ihrem Heimweg das Candelariafest in Hucutsin besuchen wollten.

Das Candelariafest in Hucutsin war für die Caobaarbeiter etwa das gleiche wie die Freuden des Paradieses für einen armen geplagten Sünder auf Erden, oder dasselbe, was für einen Seemann nach langer Fahrt in stürmischen Gewässern ein großer Hafen in Südamerika ist.

Mit dem Candelariafest in Hucutsin begannen die Arbeitsverträge der großen Mehrzahl der Arbeiter in den Monterias. Hier lernten sie kennen und wenn sie Geld ausgeben wollten, konnten sie hier genießen alle irdischen Freuden, die in jener beschränkten Welt, aus der diese Arbeiter hervorgingen, als höchste Wonnen und als sündigste Gelüste galten. Mit nüchternen Augen

betrachtet von jemand, der nur gerade zufällig zu jenem Feste kommt und ähnliche Heiligenfeste in anderen Städten des Landes gesehen hat, ist dies Fest recht armselig und trocken. Aber Hunderte von angeworbenen Peones erleben ein solches Fest zum ersten Male in ihrem Dasein. Von dem Bereich ihrer kleinen Dörfer und von dem engen Bezirk ihrer so ärmlichen Palmhütten und Leimbuden aus gesehen, erscheint ihnen das Fest in dem Städtchen als ein Ereignis, wie es größer, schöner, lustiger, wollüstiger, sündiger, prachtvoller, pompöser, verschwenderischer nicht gedacht werden kann.

Und mit diesem Feste, wie als Abschluß ihres bisherigen Lebens, beginnt ihr Arbeitsvertrag in einer Ecke der Welt, die ihnen so fern und verloren erscheint, als läge sie auf einem Stück Erde, das von der Muttererde durch einen Zusammenstoß mit einem anderen Himmelskörper abbrach und nun allein und ohne Verbindung mit der Mutter Erde durch den Weltraum kreist, immer nahe der Mutter Erde, ihr aber dennoch so weit entfernt, daß keine Verbindung zwischen den Bewohnern beider möglich ist. Aber es erscheint den Angeworbenen nicht nur, als

gingen sie nun in ein Land, von dem es keine Wiederkehr mehr gibt, sondern als zögen sie nun Abenteuer, Erlebnissen, Leiden, Schmerzen und Qualen entgegen, von denen sie nur eine grauenhafte Vorstellung haben, die um so grauenhafter für sie ist, weil alles, was sie zu wissen glauben, nur auf Gerüchten beruht, und auf Erzählungen von Leuten, die selbst nicht in den Monterias waren, die aber Leute kannten, die jahrelang als Arbeiter in den Monterias zugebracht haben.

Je länger diese Arbeiter dann in den Tiefen des Dschungels arbeiten, je mehr Zeit hinter ihnen verweht, um so glanzvoller und um so berausender wächst in ihrer Erinnerung die Erscheinung des Candelariafestes in Hucutsin an. Welche Phantasie, sei es während des Tages oder sei es während der langen Nächte im Dschungel, sie auch immer erregen mag, jede Phantasie und jeder irdische Wunsch verknüpft sich in ihnen mit dem Candelariafest. Wünsche, sich eine bunte Decke kaufen zu können oder sich gründlich zu betrinken oder zu spielen oder Tänzerinnen und Komiker in den Carpas zu sehen oder ein heißes Mädchen unter sich zu haben oder

den Kerzenqualm und den Weihrauchdunst der Kirche einzuatmen oder sich mit einem anderen Burschen zu prügeln, ohne dafür ausgepeitscht zu werden, die Frauen und Mädchen an den Verkaufstischen feilschen zu sehen, der Musik der barfüßigen braunen Musikanten auf den Gassen zuzuhören, sich stundenlang hinzustellen, nichts zu tun und den schmelzenden Liedern der Corridosänger zuzuhören oder – oder – und vieles, vieles mehr. In den langen Monaten schwerer Arbeit im Dschungel keimen so viele hundert Wünsche heran, daß die Ewigkeit im Paradiese der Frommen nicht ausreicht, alle diese Wünsche zu erfüllen.

Je näher die Zeit des Candelariafestes dann kommt, desto erregter werden die Arbeiter, weil die Erfüllung ihrer Wünsche ihnen näher zu kommen scheint. Und wie Seeleute nach langer Fahrt auf die Schenkwirtschaften, Mädchensalons, verräucherte und verdreckte Tanzböden losgehen wie wilde Stiere, so gehen die Caobaarbeiter los, wenn sie nach abgedienten Arbeitsjahren auf dem Candelariafeste eintreffen. Und wie Seeleute, die sich während der Fahrt vornahmen, sobald sie heimkehren,

ihr Mädchen zu heiraten und seßhaft zu werden, in den Tabernen des Hafens ihre ganze Heuer in drei Tagen und drei Nächten über den Stiel hauen und dann aufs neue auf große Fahrt gehen müssen, weil ihnen nicht einmal so viel Geld verblieben ist, um eine Fahrkarte von New York nach Harrisburg kaufen zu können, so geschieht es auch mit Dutzenden von Arbeitern der Monterias, die nach einer halben Woche Festtaumel keinen anderen Ausweg sehen, als einem Enganchador nachzulaufen und ihn zu fragen, ob er sie nicht wieder anwerben wolle. Der Enganchador, der auf dem Feste und in den Kantinen herumfegt wie eine hungernde Eidechse nach einer honiggemästeten Fliege, gibt dem verirrtten Bökkchen willig fünfzig Pesos Vorschuß auf den neuen Arbeitsvertrag. Und das Bökkchen zieht los, diese so leicht erworbenen fünfzig Pesos in den Schaum neuer Räsche zu verwandeln. Am dritten Tage des Zurückmarsches zu den Monterias wacht das Bökkchen dann endlich auf, sieht ein, das es ein Schaf war, und am zweiten Tage seines Arbeitsbeginnes beginnt es, an die Räsche und Genüsse zu denken, die es beim nächsten Candelariafeste haben wird.

So leicht war nun Celso freilich nicht zu fangen. Er hatte das Glück gehabt, das Candelariafest nicht zu sehen und es nicht kennenzulernen. Es konnte ihm deshalb auch nicht als das verheißene Paradies in seinen Wünschen erscheinen. Kein Engachador, nicht einmal ein Coyote, hätte das Fest gebrauchen können, um Celso zu verführen. Das Candelariafest als Beginn eines Arbeitsvertrages und als Beendigung eines Arbeitsjahres zu betrachten, war eine kluge Idee der ersten Arbeiteragenten gewesen, die mit dem Einfangen von Arbeitern für die Monterias ihr Geld verdienten.

Das Fest ließ Celso in jeder Weise nüchtern. Er war kein unerfahrener indianischer Bauernjunge, der nichts gesehen hat von der Welt und ihren Freuden. Er hatte ähnliche Feste gesehen in den kleinen Orten in Soconusco, wo er in den Kaffeeplantagen gearbeitet hatte. Er kannte das große Fest des San Juan in Chamula. Er kannte die Ferias in Jovel und Balun-Canan. Das Candelariafest war seiner Erfahrung gegenüber nicht zugkräftig genug, daß es vermocht hätte, seine Sinne zu umnebeln und ihn vergessen zu machen, was es hieß, in

einer Monteria zu arbeiten, oder gar ihn die Ursache vergessen zu machen, warum er überhaupt in einer Monteria gearbeitet hatte.

Während die Mehrzahl der Burschen im Dschungel an die Berausungen des Candelariafestes dachten und davon träumten, wie sie alle Entbehrungen eines Jahres oder gar mehrerer Jahre auf dem Candelariafeste gutmachen würden, träumte Celso von nichts anderem als von seinen fünfzehn ungeborenen Kindern, die er mit seinem Mädchen zur Welt helfen wollte. Es war der scheue und dennoch warme Blick, den er von seinem Mädchen erhalten hatte, ohne daß sie es ihn wissen lassen wollte, was sie von ihm dachte; und es war der kühle, aber doch herzliche Ernst des Vaters seines Mädchens, woran er während der zwei Jahre seiner Arbeit in den Monterias gedacht hatte und wovon er träumte, wann immer er sich bei Einbruch der Nacht auf seinem Petate niederlegte. Gegenüber diesen beiden Dingen, dem scheuen Blick seines Mädchens und dem herzlichen Ernst des Vaters des Mädchens, erschien der Rausch eines Heiligenfestes wie ein aufgeblasener buntbemalter

Gummiballon, der für eine Weile schön aussieht, aber am Abend vertrocknet in den Kehricht gefegt wird.

Der Kolonnenführer des Celso hatte den Verwalter der Monteria davon in Kenntnis gesetzt, daß wahrscheinlich der Celso nicht zurückkommen würde, aber daß ein Bursche wie Celso der Monteria nicht verloren gehen dürfe. Der Verwalter sandte mit einem anderen Burschen einen Brief an Don Gabriel, den Agenten, von dem er wußte, daß er zum Candelariafeste in Hucutsin sein werde, um einen großen Transport von Arbeitern in den Monterias abzuliefern.

Der Brief enthielt mehrere Anweisungen für alle möglichen Bedürfnisse, die der Verwalter der Monteria in Hinsicht auf die benötigten Peones hatte. Soweit sich diese Anweisungen auf Celso bezogen, lauteten sie so: Ein weiteres, Don Gabriel; ein Bursche, ein Chamula, namens Celso von Ishtacolcot, hat allen seinen Lohn abgenommen, und ich vermute, er hat die Absicht, nicht mehr anzuhaken. Wir können ihn nicht entbehren, er ist ein zu guter Schläger. Ich gebe Ihnen fünfzig Pesos für den Burschen, die übliche Kommission natürlich extra.

Der Bursche kommt durch Hucutsin mit dem abziehenden Trupp, und Sie können ihn dort treffen.

Für fünfzig Pesos extra würde Don Gabriel einen Verstorbenen ausgegraben, ins Leben zurückgerufen und für die Monteria angeworben haben. Und um wieviel leichter war es, einen lebenden Arbeiter einzufangen, und um noch hundertmal leichter, einen indianischen Burschen für die Monteria zu haken. Ob der indianische Bursche seine sterbende Mutter besuchen wollte oder sich zu verheiraten gedachte oder Heimweh hatte, das kümmerte ihn nicht. Es kümmerte ihn viel weniger als den Staat, der jungen Burschen befiehlt, sich in einer Militärkaserne einzufinden und sich hier abrichten zu lassen, Willen, Sittlichkeit und Menschlichkeit zu verleugnen, um einer nicht existierenden Ehre wegen Verbrechen zu begehen, sobald das Signal geblasen wird. Ob die Burschen heiraten wollen oder einer Mutter Ernährer sind oder ob sie für sich eine Zukunft in ihrem Beruf aufbauen wollen, das berührt den Staat nur insoweit, als das Interesse des Staates darunter leiden könnte, wenn der Bursche aus seiner Umgebung geraubt

wird. Aber während der Staat seiner eigenen egoistischen Zwecke wegen, vielleicht ein Interesse an dem persönlichen Schicksal eines seiner Söhne nehmen könnte, kannte Don Gabriel ein solches Interesse nicht. Er würde ja auch nicht einen Stier, den er zu verkaufen gedenkt, fragen, ob er die Weide, auf der er groß geworden ist und wo er alle Kühe zu Freundinnen hat, verlassen wolle oder nicht. Daß Celso eine eigenes Leben besitzt und dieses eigene Leben nach seinem eigenen Gutdünken ausbauen will, kann Don Gabriel leider nicht erwägen, denn das würde seinen Verdienst schmälern. Vielleicht hat Celso eine alte Mutter zu ernähren oder eine Frau mit Kindern. Das mag gut und schön sein. Aber auch Don Gabriel hat eine Frau zu ernähren und eines Tages vielleicht auch noch seine Mutter. Er kann darum keine Rücksicht auf die Gefühle eines anderen Menschen nehmen, am allerwenigsten gegenüber einem indianischen Burschen, der nicht das Recht hat und auch nicht zivilisiert genug ist, die Empfindungen eines richtigen Menschen, insbesondere eines Ladinós zu haben. Zuerst kommen meine Frau und meine Kinder, dann mein Bruder, dann meine Freunde, dann mein

Vaterland. Die übrigen müssen versuchen, zu bekommen, was ich übriglasse, wenn ich überhaupt ein Krümchen irgendwo liegenlasse, denn ich muß auch an die Zukunft denken. Das ist die richtige, gut christliche, durchaus edle und überall, selbst bei den Bolschewisten, anerkannte Gefühlseinstellung dessen, der auf seinen Vorteil bedacht ist. An der Heirat des Celso und an dessen ungeborenen fünfzehn Kindern kann sich Don Gabriel nicht bereichern, auch nicht an den persönlichen Gefühlen des Celso, der, es sei dies gleich gesagt, keineswegs anders handeln würde, wenn er Arbeiteragent wäre und seinen Lebensunterhalt als Enganchador verdienen müsste.

Am selben Tage, an dem der Brief aus der Monteria in Hucutsin eintraf, hatten die Burschen, die als Unteragenten des Don Gabriel arbeiteten, Celso in dem Haufen von Leuten, die aus den Monterias zu dem Feste gekommen waren, entdeckt. Von diesem Augenblick an wurde Celso von jenen Zutreibern nicht mehr aus den Augen gelassen.

Sie beobachteten alle seine Schritte, und sie waren enttäuscht, als sie bemerkten, daß Celso keinen

Aguardiente trank. Das Opfer betrunken zu machen und in der Trunkenheit einzufangen, war der übliche Trick, weil der leichteste. Celso war einem heftigen Schluck kräftigen Comitecos nicht abgeneigt.

Aber er hatte den Willen, nur dann zu trinken, wenn es ihm zusagte, und nicht zu trinken, wenn er dachte, es sei besser, nüchtern zu bleiben. In den zwei Jahren in der Monteria hatte er von seinen Genossen genügend Erfahrung gesammelt, wie die Enganchadores und Coyotes arbeiten. Darum nahm er den Aguardiente selbst dann nicht an die Lippen, als er ihm geschenkt wurde.

Es war ihm aufgefallen, daß er stets zwei Burschen in seiner Nähe sah, ganz gleich, wo er sich befinden mochte, und daß es immer dieselben beiden Burschen waren, zwei Mestizen in halb städtischer Kleidung. Er kannte den Typus. Es waren die Typen, aus denen die Monterias ihre Capataces aussuchten, die Peitscher und Henker, die den Titel Capataz, Unteraufseher, trugen, um eine offizielle Bezeichnung zu haben, wodurch sie sich von den Peones unterschieden. Beim Anwerben waren sie die Zutreiber des Wildes, sie waren diejenigen, die für den Agenten

oder für den Coyote die Morde, Schlägereien, Messerstechereien und die rohen Verbrechen begingen, die der Agent anordnete. Der Agent behielt immer reine Hände dem Gesetz gegenüber, und die Zutreiber verschwanden, wenn etwas zu heiß war; sie wurden von den Agenten unterhalten und kehrten zu ihm zurück, wenn die Verbrechen, die sie verübt hatten, verblichen waren oder wenn Freunde des Agenten ins Amt kamen.

Der Agent war der vornehme Ladino, der das Anwerben von Arbeitern für die Monterias als ehrliches und gesetzlich geschütztes Geschäft ausübte. Die Schabigkeiten des Geschäftes wurden von den Capataces verübt, die keinen Wert darauf legten, als gesittete und ehrliche Menschen betrachtet zu werden. In Europa, in früheren Jahrhunderten, wären sie Landsknechte gewesen, hätten heute den Franzosen, morgen den Engländern, übermorgen den Preußen gedient, immer denen, die den besten Sold und die fettesten Plündereien versprachen. Sie waren viel sicherer in ihrem Einkommen, wenn sie sich als Zutreiber für einen Agenten betätigten, als wenn sie auf eigene Faust, etwa

als Wegelagerer und Landstraßenbanditen ihrem Verdienst nachgingen. Als Knechte eines Agenten waren sie unter einem gewissen Schutz, wie die früheren Landsknechte unter dem Schutz eines Königs und die früheren Mordgesellen unter dem Wappen eines Raubritters arbeiteten.

Als Celso diese beiden Burschen unausgesetzt in seiner Nähe herumstreifen sah, kannte er den Inhalt des Briefes, den ein Agent bekommen haben mußte. Er wußte, daß er von jetzt an alles zu erwarten haben würde, was nur immer ein Agent sich ausdenken mochte, um einen Arbeiter einzufangen zu können. Es gab nur eine Tat, vor der er sicher war, das war Mord. Er würde nicht ermordet werden, denn an einem toten Indianerburschen hatte niemand ein Interesse, nicht einmal der Teufel, der, wie Indianern wohlbekannt ist, sich nur Weiße aussucht, um sie zu braten und zu schmoren.

Celso bekam Furcht. Es war die grauenhafte Furcht eines Menschen, der zusieht, wie eine Falle aufgebaut wird, ihn einzufangen, und der gleichzeitig erkennt, daß er dieser Falle nicht entrinnen kann, was er auch immer versuchen

mag.

Er begann Pläne auszudenken. Er gedachte, sein Geld zum Vater seines Mädchens zu schicken und dann auf dem Marsche zu den Monterias zu entfliehen. Aber je mehr er diesen Plan überdachte, desto wertloser schien er zu werden. Niemand war hier in Hucutsin anwesend, dem er das Geld hätte anvertrauen können. Niemand war hier aus Ishtacolcot oder aus einem der Nachbardörfer. Das Geld mit der Post zu schicken, dieser Gedanke kommt einem Indianer wie Celso nicht. Er müßte ja sein so hart verdientes Geld einem Ladino geben, einem Beamten. Und einem Ladino sein Geld anzuvertrauen, dazu ist er viel zu vorsichtig; und wenn der Ladino nun gar noch Beamter ist, dann hat der Indianer doppeltes Mißtrauen, ein Mißtrauen für den Ladino und ein zweites Mißtrauen für den Beamten.

Er wußte, er konnte nicht mit Gewalt in die Monteria geschleppt werden. Es mußte ein Vertrag da sein. War ein Vertrag vorhanden, so nutzte es ihm ja nicht viel, wenn auch seine Flucht glückte; denn es wurden ja dafür an die Behörde fünfundzwanzig Pesos Vertragssteuer gezahlt,

damit die Polizei einen Flüchtling einfing und zurückbrachte.

Hätte er gewußt, in welcher Weise der Agent arbeiten würde, um Celso zur Bestätigung eines neuen Vertrages zu verführen, so hätte Celso vielleicht einen Gegenplan ausdenken können. Aber er wußte ja nicht einmal, wer der Agent war, für den die Hyänen herumstrichen. Diese Burschen erhielten für die gelungene Arbeit, wenn sie gut bezahlt wurden, drei Pesos, und wenn sie außerordentlich gut bezahlt wurden, fünf Pesos. Dafür aber hatten sie so lange zu arbeiten, bis Celso völlig im Vertrag war.

Celso dachte für eine Weile daran, daß er jedem der Burschen vielleicht fünf Pesos geben könnte, um vor ihnen Ruhe zu haben. Aber die Erfahrung seiner Arbeitsgenossen hatte ihn gelehrt, daß er dann nur doppelt verliere. Sobald er den Burschen das Geld bezahlt hat, arbeiten sie dennoch für ihren Agenten, weil der ihnen ja auch fünf Pesos zahlt und sie dann zehn Pesos haben. Wieviel auch Celso anbieten mochte, sie würden sein Geld nehmen und ihn dennoch verraten; denn in jedem Falle erhalten sie neben dem Gelde, das ihnen

Celso gibt, immer die fünf Pesos darauf, die sie von ihrem Agenten als Lohn bekommen. Selbst dann verraten sie Celso, wenn der Agent schäbig sein sollte und ihnen für das Zutreiben nur zwei Pesos gibt. Dann sind es eben zwei Pesos darauf auf das Geld, das sie von Celso erhielten. Sie verraten Celso auch schon darum, ganz gleich, wieviel er ihnen bezahlt, weil ihr Agent ein dauernder Auftraggeber ist, während Celso nur ein gelegentlicher Zahler ist. Und nicht zu vergessen, sind sie treue Arbeiter und zuverlässige Leute, sie halten ihrem Agenten die Treue. Irgendwo und irgenwann muß selbst der schäbigste Bursche treu sein und Wort halten, wenn es auch nur vorübergehend ist. Selbst der lumpigste und verwahrloste Spitzbube erwartet Ehrlichkeit, Treue und Worthalten von seinen Spießgesellen; denn wo würde die Welt landen, wenn es keine Treue und kein Worthalten mehr gebe. Der Franzose hat die Verpflichtung, den Deutschen zu ermorden, wenn sich beide in Uniformen gegenüberstehen; aber derselbe Franzose wird guillotiniert, wenn er sich etwa einfallen läßt, einen uniformierten Franzosen zu ermorden. Treue ist nicht einfach Treue immer und überall, je nach dem Falle.

Treue kann auch Untreue sein, weil die Staatsmoral nicht dieselbe Moral ist, die zu besitzen das Individuum gelehrt wird.

Celso hatte gedacht, drei Tage in Hucutsin zu verweilen. Einmal wollte er sich ausruhen und seine Wunden, die er auf dem Marsche durch den Dschungel erhalten hatte, heilen. Dann wollte er zu seiner geistigen Erholung etwas von dem Fest genießen, wollte den Corridosängern und den wandernden Musikanten zuhören, wollte in die Kirche gehen und eine Kerze der Heiligen Jungfrau weihen für die gesegnete Rückkehr aus der Monteria, und dann wollte er Geschenke für seine Mutter, für sein Mädchen, für den Vater seines Mädchens und für seinen eigenen Vater einkaufen, um allen daheim eine Freude zu machen. Während der zwei Jahre, die er von seinem Dorfe fort war, hatte er keine Nachricht von sich an seine Eltern senden können, noch hatte er irgendeine Mitteilung von ihnen erhalten. Schreiben konnte er nicht und lesen auch nicht. Seine Erziehung hatte damit begonnen und gleichzeitig geendet, daß ihn seine Mutter gelehrt hatte, sich richtig zu bekreuzigen, in anständiger

Weise niederzuknien, ein kurzes Ave Maria zu beten und sich beim Eingang in eine Kirche mit Wasser zu befeuchten. Warum das alles war, wußte er nicht, und seine Mutter hatte es ihm ebensowenig klarmachen können; denn sie hatte es gleichfalls ohne irgendeine erklärende Geschichte wieder von ihrer Mutter gelernt. Und weil er weder Schreiben noch lesen konnte, darum hatte er weder Nachrichten senden noch erhalten können. Selbst wenn er die Absicht gehabt hätte, nach Hause zu berichten, es hätte ihm niemand helfen können, denn keiner von seinen Arbeitskameraden konnte schreiben. Es hatte auch weder er noch einer seiner Mitarbeiter Zeit, einen Brief zu schreiben. Es blieb den Peones nicht einmal so viel Ruhe, daß sie über einen Brief hätten nachdenken können. Während der langen Monate im Dschungel, arbeitend ohne Unterlaß, sanken sie in allen ihren Lebensinteressen so weit herunter, daß sie sich von den Ochsen und Mules, die neben ihnen beschäftigt wurden, nur durch das Aussehen unterschieden. Sie hatten keine anderen Bedürfnisse, als zu schlafen und zu essen, und sie hatten keinen anderen Wunsch, als gute Bäume zu finden, die sich leicht

schlagen lassen, und keinen anderen Gedanken, als nicht gepeitscht zu werden. Briefe zu schreiben lag ihnen so fern wie einem Ochsen der Gedanke, den Südpol zu erforschen.

Als Celso jene Burschen auf der Lauer sah, gab er seinen Plan, einige Tage in Hucutsin zu verbringen, auf.

Er beschloß, durch einige geschickte Wendungen auf dem Feste den Zutreibern auszuweichen, sich zu verstecken und sich in der Nacht aufzumachen und den Hochpaß von Teultepec zu gewinnen. Der Weg zu dem Hochpaß war bei weitem schwieriger als der Weg über Sibacja. Die Zutreiber würden annehmen, daß er den leichten und kürzeren Weg über Sibacja wählen würde, und er war gewiß, daß sie ihm auf diesem Wege folgen würden, wenn sie bemerken sollten, daß er entwischt sei.

Alle gekannten Umstände in Erwägung gezogen, war der verschwegene Abmarsch in der Nacht der einzige Ausweg, den Celso offen hatte, um sich vor dem Agenten, der hinter ihm her war, zu retten. Blieb er hier, sei es auch nur einen Tag länger, dann war er den Zutreibern

verfallen. Viel Zeit konnten sie auf das eine Opfer nicht verwenden. Sie hatten mehr zu tun, und es waren auf der Liste des Agenten noch mehr Burschen, die sie gleichfalls einzuhaken hatten. Die drei Pesos oder bestenfalls fünf Pesos, die sie für Celso erhielten, genügten nicht, sie fett zu machen. Aber loslassen konnten sie Celso natürlich nicht. Sie hatten nur rasch zu arbeiten, um die Hände für die anderen Opfer frei zu bekommen. Darum war es durchaus richtig, von Celso erwogen, sich sofort aufzumachen.

Hätte er keinen Packen gehabt, wäre es ihm leicht gelungen, unbemerkt von den Zutreibern zu entweichen. Aber Gepäck ist immer hinderlich für rasches Reisen. Das Gepäck enthielt jedoch seine ganze weltliche Habe, von dem baren Gelde abgesehen, das er in seinem Wollgürtel eingedreht trug. So konnte er seinen Packen nicht zurücklassen.

Celso hatte an der Lehmmauer eines Hauses, unter dem weit hervortretenden Schindeldach, sein Lager aufgeschlagen. Es rasteten hier noch mehr indianische Burschen seiner Nation. Wenn einer sich fortmachte,

dann blieb immer ein anderer zurück, der für die übrigen Burschen, die das Fest sehen wollten, die Packen bewachte.

Die beiden Einfänger, die hinter Celso her waren, gaben mehr acht auf den Packen als auf Celso selbst. Sie wußten recht gut, daß ein Indianer seinen Packen nicht zurücklassen kann; denn der Packen enthält alles, was ein Indianer auf seinen langen Märschen braucht, Petate oder Palmenmatte, auf der er schläft, Woldecke, Moskitonetz, Kien für das Feuer, Sandalen für Wege, die dornig sind oder wo die Erde dick mit Splittern von Muscheln aus unbekannter Vorzeit her bedeckt ist. Dann hat er in dem Gepäck noch sein Feuerzeug aus Stahl, Stein und Lunte, seine rohen Tabakblätter und getrocknetes Fleisch, gequetschte kalte Bohnen, Tortillas, Salz und grüne Gemüseblätter, die er benötigt des Gewürzes und unentbehrlichen Vitamingehaltes wegen. Ohne seinen Packen und ohne seinen Machete, das schwere Buschmesser, ist der Indianer auf seinen Märschen ebenso hilflos wie ein Europäer auf einem Marsche durch die Mojawewüste ohne gefüllten

Wasserbeutel.

Der Packen war die Ursache gewesen, daß Celso überhaupt darauf aufmerksam wurde, daß ein Agent hinter ihm her sei, der ihn erneut einzufangen suche. Er hatte die Burschen gleich kurze Zeit nach seinem Eintreffen im Ort bemerkt und instinktiv gefühlt, daß sie auf ihn achten. Dann hatte er seinen Packen geöffnet, um Tabakblätter herauszunehmen. Als er das tat, beobachtete er zufällig, daß die beiden Burschen miteinander rasch sprachen und auf den Packen deuteten in einer Weise, als ob sie sich sein Aussehen gut einprägen wollten. Zuerst hatte Celso gedacht, daß sie ihm seinen Packen vielleicht stehlen wollten. Aber gleich kam ihm der Gedanke, daß diese Mestizen von dem Packen eines Indianers keinen Gebrauch machen können; sie können den Inhalt an niemand verkaufen. So wichtig auch der Packen für den Indianer als sein Eigentümer ist, so wertlos ist der Packen für irgendeinen Menschen, der nicht Indianer ist wie Celso. Der Packen mit allem seinen Inhalt hat keinen Verkaufswert, niemand gibt auch nur zwei Realos dafür.

Celso dachte darüber nach, wie er seinen Packen fortbringen könnte, ohne daß es die Zutreiber sehen würden. Er konnte sich mit einem anderen indianischen Burschen verabreden, der ihm den Packen vor das Städtchen brachte, wo ihn Celso aufnahm und sich auf den Marsch begab. Er konnte aber auch den Packen in einem kleinen Laden abgeben und verabreden, daß er den Packen morgen abholen würde. Er selbst konnte sich davonmachen und außerhalb des Ortes irgendwo unter einem Baume übernachten. So könnte er die Häscher irreführen und sie glauben machen, daß er sich fortgeschlichen habe. Vielleicht gaben sie es dann auf, sich weiter um ihn zu kümmern.

Aber alles, was er sich ausdachte, dachten sich auch seine Verfolger. Er hätte etwas ganz außerordentlich Neues und etwas ganz Unerwartetes erfinden müssen, um solchen Burschen zu entgehen.

Hungrige Wölfe können hinter ihrer Beute nicht ausdauernder her sein als diese Zutreiber hinter einem starken Indianer, den der Werbeagent auf seiner Liste hatte. Ihrem Herrn gut zu dienen, gab ihnen nicht nur die

Sicherheit, an dem einen oder anderen Opfer drei oder fünf Pesos zu verdienen, sondern für gute Arbeit und ständig gute Dienste erhielten sie als Belohnung dauernd angenehme Arbeit.

Sobald diese Zutreiber ihre Arbeit hier am Ort beendet hatten, das Heiligenfest vorüber war und der Abmarsch in die Monterias begann, wurden sie beschäftigt als Treiber auf dem Marsche. Nicht als Treiber der Packtiere, sondern als Treiber der angeworbenen Indianer. Es war ihre Aufgabe, den Trupp zusammenzuhalten, darauf zu achten, daß niemand zurückblieb, daß niemand ausbrach und zu fliehen versuchte. Es wurden ihnen Peitschen, Lassos und die besten Pferde für diese Aufgabe gegeben, aber der Agent hütete sich, ihnen Revolver anzuvertrauen; und wenn er wußte, daß einer der Burschen einen Revolver besaß, so mußte er ihn an den Agenten abgeben. Diese Burschen waren wie toll darauf, einen Indianer erschießen zu können, um sich an dem qualvollen Sterben eines niedergeschossenen Menschen erfreuen zu können. Sie würden alle möglichen Umstände angeführt haben, um gegenüber dem Agenten

nachzuweisen, daß sie keinen anderen Ausweg gehabt hätten, als einen fliehenden oder zurückgebliebenen Mann zu erschießen. Sie schossen nur, wenn sie wußten, daß es der Agent nicht sah und er nicht nachprüfen konnte, ob ein oder gar mehrere der angeworbenen Arbeiter etwa Meuterei versucht hatten.

Würde der Agent ihnen Revolver anvertraut haben, so hätte er oft wohl kaum die Hälfte der Angeworbenen in den Monterias abliefern können, weil die übrigen auf dem Marsch wegen Meuterei oder Angriff auf die Treiber erschossen worden wären. Der Agent hatte unausgesetzt darauf zu achten, daß diese Treiber nicht gelegentlich einen Mann, der zurückblieb, erhenkten, um sich zu vergnügen. Der Agent hatte genügend andere Mittel, meuternde Leute auf dem Marsche so zu bestrafen, daß sie den Tod durch Erschießen vorgezogen haben würden. Das einzige Interesse, das der Agent hatte, war, die Leute lebend und arbeitsfähig in der Monteria abzuliefern; denn die Monterias zahlten nichts für Leute, die auf dem Marsche wegen Meuterei erschossen oder gehenkt worden waren.

Waren die angeworbenen Arbeiter in den Monterias vollzählig abgeliefert, so blieben die besten und rohesten Treiber als Capataces, als Aufseher, Auspeitscher und Strafvollstrecker bei den Trupps, die sie hergetrieben hatten.

So hoch ist die Zahl der Menschen, die nichts mehr lieben, als andere Menschen in irgendeiner Form zu quälen und zu tyrannisieren, daß Staaten sich die brauchbarsten Leute aussuchen können, die sich mit Wollust verdingen und gebrauchen lassen als Unteroffiziere, Gefängniswärter, Henker, Folterknechte auf Polizeistuben, Polizeispitzel, politische Vigilanten, Sittlichkeitsvigilanten, Auspeitscher in Zuchthäusern. Monarchische, kapitalistische, faschistische und kommunistische Diktaturen, können nicht existieren, wenn nicht ein Teil der Menschen den wollüstigen Trieb hätte, die übrigen Menschen zu tyrannisieren, zu quälen und ihnen Ideen und Doktrinen mit Gewalt in die Köpfe zu hämmern. Darum waren es nicht nur die paar Pesos, die jene Zutreiber für einen angeworbenen Arbeiter erhielten, sondern es war die Aussicht auf die ihnen

angenehme Arbeit als Capataces, die ihnen den Antrieb gab, ihrem Herrn gut zu dienen. Gegenüber diesen Trieben und Instinkten seiner Häscher hatte Celso keine Waffe, mit deren Hilfe er sich hätte retten können. Selbstmord allein hätte ihm Ruhe gebracht. Jedoch Mord an den beiden Burschen hätte ihn nicht von ihnen befreit. Man hätte ihn in dreißig Minuten zu zehntausend Pesos Geldstrafe verurteilt, und er hätte die zehntausend Pesos in einer Monteria abverdienen müssen. Damit hätten die Zutreiber, auch wenn sie ermordet waren, dennoch am Ende ihm gegenüber recht behalten.

Hätte Celso erraten können, was seine Häscher tun würden, um ihn in denkbar kurzer Zeit einzufangen, so hätte er doch nicht ausweichen können. Das, was die beiden Burschen sich ausgedacht hatten, um Celso innerhalb zwölf Stunden am Haken zu haben, war so geschickt, daß nur ein ganz seltenes Wunder ihn hätte retten können, ein Wunder, so selten, daß es nicht einmal die Romanschreiber der biblischen Geschichten hätten erfinden können.

Celso machte sich reisefertig. Er beabsichtigte während der Nacht, sich davonzuschleichen. Er hoffte, die Burschen würden sich betrinken oder sie würden schlafen. Sie waren ja, nichtswürdig wie sie auch in ihrem Charakter und in ihren Handlungen sein mochten, dennoch Menschen und menschlichen Bedürfnissen unterlegen. Einmal mußten auch sie schlafen. Es war gegen elf Uhr nachts. Die Stadt, obgleich der Handelsmittelpunkt eines Bezirkes von etwa sechzigtausend Quadratkilometern, hatte keine Straßenbeleuchtung. Es liegt im Wesen des Mexikaners, sein persönliches Geld oder die öffentlichen Gelder lieber für Festlichkeiten, Bankette, Empfänge und Dekorationen der Straßen auszugeben als für Straßenbeleuchtung oder Wasser oder Kanalisierung seiner Städte. Mexiko City, eine moderne Millionenstadt, hat nachts kein Wasser, aber die Stadtverwaltung gibt leichtem Herzens zweihunderttausend Pesos aus, um die Straßen und Plätze der Stadt für den Karneval zu dekorieren, und sie gibt eine halbe Million Pesos aus, um

die Stadt für einen großen Nationaljahrmarkt während der Jahreswende festlich zu illuminieren. In einer Entfernung von weniger als hundert Kilometern nach jeder Richtung hin ist so reichlich trinkbares Wasser vorhanden, daß die Stadt täglich viermal völlig unter Wasser gesetzt werden könnte und jedesmal das Wasser bis an die höchste Spitze der Kathedrale reichen könnte; aber weil der Mexikaner mehr Freude an Festlichkeiten, Dekorationen, häufigem Wechsel der Uniformen seiner Polizei hat, darum hat er des Nachts keine Wasserzufuhr, er kann seine Aborte des Nachts nicht spülen, kann vor sieben Uhr morgens nicht baden, und wenn nachts ein großer Brand ausbricht, kann der Brand nicht gelöscht werden. Die Ansichten hinsichtlich dessen, was einen Menschen glücklich und zufrieden machen kann, sind bei den Rassen und Völkern sehr verschieden. Man kann mit einem Mexikaner nicht mit Erfolg darüber diskutieren, warum er so viel für Festlichkeiten und so wenig für Kanalisierung und Wasserzufuhr ausgibt. In solchen Dingen redet man ins Leere mit ihm. Er weiß nicht, was man meint, er glaubt, man wolle ihn beleidigen und er fragt mit gekränkter Miene: „Sie wollen doch nicht

etwa damit sagen, daß wir Mexikaner und ins Unreinlichkeit wohl fühlen? Durchaus nicht. Der Fehler ist nur der, mein Herr, daß ich nicht Präsident der Republik oder wenigstens Jefe des Federaldistriktes bin.“

Wenn auch keine Straßenbeleuchtung in Hucutsin war, so lag während des Heiligenfestes dennoch genügend Licht über der Stadt. Es war das schmökende Licht der Öl- und Petroleumlampen der Händler und das Licht der Kerzen in Flaschen und Laternen, das die Straßen dünn erhellte. Manche Händler ließen ihre Lampen während der ganzen Nacht brennen, um ihren Stand oder Tisch, den sie mit Planen überdeckt hatten, um Diebstähle zu verhüten, besser beobachten zu können. Denn die Stadt, wo ein Heiligenfest abgehalten wurde, war ebenso voll mit Dieben, Räubern und Falschmünzern wie mit Händlern.

Celso stand vorsichtig auf und schlich sich durch die Straße, um zu sehen, ob seine Häscher in der Nähe wären. Er sah weder sie noch irgendeinen Burschen, von dem er den Eindruck gewinnen konnte, daß er mit den Häschern arbeite.

Als er so die Umgebung sicher fand, schlich er sich wieder zurück zu dem Portico, wo er zu übernachten gedacht hatte, und nahm vorsichtig und leise seinen Packen auf. Einer der Burschen, mit denen er auf dem gepflasterten Boden des Portico gerastet hatte, war aufgewacht, während Celso seinen Packen nahm. Die Indianer, auf ihren Märschen immer an Wegen schlafend, wo hundert Gefahren nahe sind, wachen bei irgendeinem Geräusch, das verdächtig ist, leichter auf als ihre Hunde. Der Bursche hob seinen Kopf, brummte und fragte: „Was ist? Marschierst du ab?“ „Nein“, antwortete Celso, „aber ich werde mir einen anderen Platz zum Schlafen suchen. Hier ist es sehr kalt, und Flöhe sind auch hier in Mengen.“ Der Bursche beruhigte sich mit der Antwort, kümmerte sich nicht weiter um seinen Schlafgenossen, räkelte sich grunzend ineinander und war gleich wieder eingeschlafen.

Celso fürchtete, daß der Bursche vielleicht zu laut geredet haben mochte, so daß einer der Häscher, die sicher nicht weit waren, auch wenn Celso sie nicht sah, gehört hatte, daß hier geredet wurde und was geredet wurde. Celso

blieb für eine gute Zeit still hocken. Und als er kein anderes Geräusch hörte als das, das von den Ständen der Händler herkam, fühlte er sich genügend sicher.

Viel leiser und vorsichtiger als das erstemal, nahm er seinen Packen wieder auf. Er tat es so ruhig, daß diesmal keiner der Burschen, die hier schliefen, etwas wahrnahm.

Der Packen war zu schwer, als daß Celso ihn vor sich hätte hertragen können. Das konnte er nur die wenigen Schritte lang tun, bis er außer Hörweite der Burschen war.

Er erreichte den tiefen Schatten des Winkels zweier aneinander gebauter Häuser, von denen das eine weiter zurückstand als das andere. Hier in dieser Finsternis legte er sich die Riemen des Traggurtes zurecht und nahm endlich den Packen marschmäßig auf.

So tief gebückt, als dies der Packen nur immer zuließ, eilte er nun, sich geschickt im Schatten der Häuser haltend, die Straße hinunter. Am Ende der Straße bog er nach links ab, um auf einen Pfad zu gelangen, der bereits

außerhalb des Städtchens sich hinzog. Er gedachte, den Pfad so weit zu verfolgen, bis er in die Nähe des alten Friedhofes kam. Hier gedachte er abermals links abzubiegen, um auf einigen Kreuz- und Querpfaden den Maultierweg zu erreichen, der auf den Hochpaß von Teultepec führte.

Aber als er das letzte Haus an der nordwestlichen Ecke der Stadt zur Seite sah, deutlich abgehoben gegen den schimmernden nächtlichen Himmel, und er einbiegen wollte hinüber zum alten Friedhof, sprangen vor ihm drei Burschen auf.

„He, du, Chamula“, rief einer, „wo willst du denn mitten in der Nacht mit dem gestohlenen Packen hin?“

„Nichts gestohlen“, sagte Celso stehenbleibend, „das ist mein Packen, und ich muß mich zeitig auf den Weg machen, wenn ich heute Nachmittag in Oshchuc sein will.“

„Wo bist du denn her, Chamulote?“ fragte der zweite Bursche.

„Das geht dich gewiß einen Schitt an“, antwortete Celso.

„Bist hier schon dreist, mein Söhnchen“, sagte der dritte, und er stieß Celso mit der Faust in die Seite.

„Was wollt ihr überhaupt von mir?“ fragte Celso, obgleich er wußte, was die Burschen wollten, denn selbst in der Dunkelheit hatte er seine beiden Häscher unter den Burschen erkannt.

„Wir können hier ebenso gut des Nachts auf dem Wege sein wie du, oder ist dir das nicht recht?“ sagte einer.

„Freilich könnt ihr das“, antwortete Celso darauf, „und ich werde mich nun weiter auf meinen Marsch machen.“

Er wandte sich, zu gehen. Aber einer versetzte ihm einen solchen Fausthieb gegen den Kopf, daß Celso taumelte und von seinem schweren Packen niedergeworfen wurde. Ein anderer fiel über ihn her. Celso wollte sich frei machen, und er balgte sich mit dem Burschen, der über ihn hergestürzt war, auf dem Boden herum.

Die beiden Häscher, als sie sahen, daß Celso am

Erdboden lag und sich wehrte, um freizukommen, liefen ein paar Schritte auf die ersten Häuser der Stadt zu und schrien wild: „Policia, Policia, Policia, Asesinos, Mörder, Auxilio, Hilfe!“

Es war nun recht verwunderlich, daß keine Viertelminute verging und sofort zwei Polizisten zur Stelle waren.

Celso wußte, was ihm nun bevorstand. Er sprang auf und versuchte fortzurennen, ohne seinen Packen mitzunehmen. Aber der Bursche, der mit ihm am Boden raufte, war darauf vorbereitet. Er klammerte sich so fest an den Beinen, daß Celso wieder und wieder hinstürzte. Als er mit voller Kraft und mit einem heftigen Faustschlag sich endlich doch befreit hatte und ansetzte zu rennen, warfen die Polizisten, die nun ganz nahe heran waren, ihm ihre Knüppel zwischen die Beine, und einer der Häscher warf sich auf den strauchelnden Celso, riß ihn zu Boden und wälzte sich hier mit ihm herum, bis die Polizisten Celso fest am Arm packten und die Mündung ihrer Schrotflinten auf seinen Rücken preßten. Der Bursche, der sich mit Celso am Boden gebalgt hatte, schrie nun gellend: „Ermorden hat er mich wollen, der

stinkige Chamula, gestochen hat er mich mit dem Messer, hier ins Bein, oh, ich armer, armer Mann, nun werde ich auch noch mein Bein verlieren. Ay, Sergantes, hombres, hier habe ich das Messer, mit dem mich der Chamulote hat ermorden wollen und mit dem er mich gestochen hat. Hier ist das Messer.“

Celso wußte, daß er sein Messer im Packen hatte, wo es in einen Lappen eingewickelt war, zusammen mit dem getrockneten Fleisch.

Der eine der Polizisten sagte zu ihm: „Nimm deinen Packen auf, Chamula, wir gehen zum Jefe, zum Polizeichef, was der dazu sagt.“

Es gab für Celso kein Entweichen. Mit dem Packen auf dem Rücken hätte er nicht rennen können, und beim leisesten Versuch, den schweren Packen abzuwerfen, hätten die Polizisten, die hinter ihm hergingen, ihm ihre Knüppel über den Kopf geschlagen. Aber selbst, wenn er den Polizisten hätte entweichen können, die vielleicht nicht allzu großes Interesse an seiner Verhaftung hatten, seinen Häschern konnte er nicht wegrennen. Sie gaben

besser auf ihn acht, als das ganze Polizeikorps es hätte tun können. Und besonders, wenn sie an dunklen Winkeln vorbeikamen, wo vielleicht eine Flucht möglich gewesen wäre, und infolge der Nacht die Polizisten kaum mit irgendwelchem Erfolg auf ihn hätten schießen können, waren die Häscher so dicht an seiner Seite, daß er nur ganz kurze Schritte nehmen konnte.

Er wurde in die Amtsstube des Polizeichefs gebracht. Der Jefe saß da ohne Jacke, war seit einer halben Woche nicht rasiert und war betrunken.

„Was ist mit dem Chamula?“ fragte er die Polizisten.

„Schlägerei hier mit diesen Leuten.“

„Ich habe mich nicht geschlagen, Jefecito“, sagte Celso schüchtern. Den Packen hatte er immer noch auf seinem Rücken.

„Testigos, Zeugen?“ fragte der Chef.

„Ja, drei, die sind hier“, sagte der Polizist und deutete auf die drei Burschen.

„Mich hat er mit dem Messer ins Bein gestochen, hier, hier oben“, sagte der eine der Burschen laut und hastig.

„In das Bein gestochen? Mit dem Messer? Wo?“ fragte der Chef.

Der Bursche streifte das Hosenbein auf, und da war wirklich Blut an der baumwollenen Unterhose. Er ließ auch die Stichwunde sehen. Aber er kam nicht dicht zu dem Tische des Polizeichefs, der infolge seiner Eingeweichtheit mit den Augen schläfrig blinzelte und wenig sehen konnte. Und das wenige, was er hatte sehen können, wurde noch undeutlicher, weil in der Amtsstube nur eine Laterne hing, die völlig verschmökert war, und auf dem Tische des Chefs eine Kerze brannte, die gegen die Tischplatte mit dem eigenen Wachs festgeklebt war. Ein Arzt, der die Wunde hätte prüfen können, war nicht anwesend, denn die Stadt hatte keinen Arzt. Und wäre einer dagewesen, so wäre die Frage entstanden, wer die Untersuchung bezahle. Darüber wäre sicher ein Streit erwachsen, bis der Arzt gesagt hätte, daß er es ablehne, die Untersuchung vorzunehmen, weil er zu einem Kranken müsse.

So kamen alle nur ausdenkbaren Umstände zusammen, die es für Celso, selbst wenn er im Umgang mit Autoritäten gewandter gewesen wäre, schwierig machten, zu beweisen, daß er hier nur eingerahmt werden sollte, so gut, daß er nicht entweichen konnte. Er war zu schüchtern im Angesicht des Polizeigewaltigen, denn er wußte aus Erfahrung, wenn er auch nur einen Zweifel an dem Verfahren geäußert hätte, so wäre er nicht nur angeschrien worden, sondern er hätte sofort zehn Pesos aufgerasselt bekommen wegen Respektwidrigkeit gegenüber einer Behörde. Er hatte nur das Recht, ja oder nein zu sagen, nichts weiter. Hätte er angedeutet, daß ein Agent hinter ihm her sei und daß jenes Agenten wegen, der ihn zu den Monterias erneut einfangen wollte, sich diese Schlägerei ereignet habe, so würde man ihn verlacht haben.

Er war, aus dem Bewußtsein heraus, ein armer indianischer Bursche zu sein, der vor dem Polizeichef als Angeklagter stand, so eingeschüchtert, so verwirrt, so verängstigt, daß er es nicht wagte, sich selbst die Wunde anzusehen, die er gestochen haben sollte. Er vergaß das

in seiner Verwirrung. Und daß er es nicht wagen würde, in der Amtsstube der Polizei nach der Wunde genauer zu fragen, hatten seine Häscher voraus gewußt. Die Wunde war etwa sechs Stunden alt, schon gut eingetrocknet. Der Bursche, der die Wunde aufwies, hatte sie am Nachmittag in einer Schlägerei in einer Cantina bekommen, von wem, wußte er nicht. Aber diese Wunde war den Häschern des Celso gelegen gekommen. Sie hatten den Burschen für fünfzig Centavos gemietet, die Rauferei mit Celso zu unternehmen und die Wunde als Erfolg dieser Rauferei bei der Polizei anzugeben.

Am nächsten Morgen, wenn die Polizeiverhandlung des Celso war, sah die Wunde schon so aus, daß sie vortrefflich in die Zeugenvernehmung paßte. Selbst ein Arzt hätte vielleicht nicht mit Sicherheit sagen können, ob die Wunde dann zehn Stunden alt war oder sechzehn.

Celso brachte die Nacht im Polizeigefängnis zu. Als seine Häscher ihn so gut verwahrt sahen, gingen sie einen Comiteco trinken, und dann legten sie sich nieder, um ruhig und sorgenfrei zu schlafen. Sie brauchten ihren Fang nicht mehr zu bewachen, die Behörde tat es nun für

sie.

Infolge des Heiligenfestes war an jedem Vormittag auf dem Amtszimmer der Polizei reichlich Arbeit. Schlägerei, Betrunkenheit, Streitigkeiten mit Händlern untereinander und mit Händlern und deren Kundschaft, Diebstahl von Kleinigkeiten, kleine Betrügereien, Beleidigungen, Fehlen von Lizenzen, Fälschung von Lizenzen und Konzessionen, Steuerbetrug und Weigerung, den Befehlen von Behörden und Autoritäten zu folgen. Celso kam gegen zwölf Uhr an die Reihe. Sein Fall lag sehr einfach. Die Zeugen waren da, wurden aber nicht vernommen, weil der Polizeirichter im voraus wußte, was sie sagen würden, und es darum nur Zeitvergeudung gewesen wäre.

Celso wurde von den beiden Polizisten, die ihn eingefangen hatten, vorgeführt.

„Du kommst von den Monterias, Chamula?“ fragte der Polizeirichter.

„Ja, mi jefe.“

„Wie lange hast du da gearbeitet?“

„Zwei Jahre, Patroncito.“

„Wegen Schlägerei mit tödlicher Waffe hundert Pesos Multa. Der nächste Fall.“

Celso wurde zu einem Seitentischchen gerufen, wo der Sekretär saß.

„Hundert Pesos, Chamula.“

„Ich habe keine hundert Pesos, Patroncito.“

„Du hast doch aber zwei Jahre in den Monterias gearbeitet?“

„Ja, Patroncito.“

„Dann mußt du doch aber wenigstens hundert Pesos haben.“

„Ich habe nur etwa achtzig Pesos.“

„Gib die achtzig Pesos her. Für die zwanzig Pesos Rest

und die fünfundzwanzig Pesos Polizei- und Gerichtskosten gehst du in die Carcel. Her mit den achtzig.“

Celso war in der Nacht nicht durchsucht worden. Niemand von der Polizei hatte ein Interesse daran, was er in seinem Paken habe; wieviel Geld er habe, würde der Polizeirichter schon ausrechnen, falls es ihm nicht der Agent Don Gabriel vorher gesagt haben sollte.

Celso begann sein Geld aus dem Wollgürtel auszudrehen und zählte es auf dem Tischchen auf. Er hatte etwa drei Pesos mehr als achtzig.

„Die paar Pesos kannst du vorläufig behalten, Chamula, damit du dir hier in der Carcel Tabak kaufen kannst und was du sonst brauchst. Beeile dich, damit du den Rest der Strafe herbeischaffst, dann brauchst du hier in dem Calabozo nicht so lange bleiben.“

Der Sekretär hatte recht. Celso brauchte nicht lange in der Carcel sitzen.

Zwei Stunden später kam Don Gabriel, der Agent für die

Monterias. Er wollte mit Celso sprechen. Celso kannte ihn nicht.

Ein Polizist brachte Celso heraus, und Don Gabriel sagte zu ihm: „Ich möchte mit dir reden, Chamula, komm hier vor die Tür.“

Außen, auf der Straße, vor der Amtsstube der Polizei, war eine Bank. Don Gabriel setzte sich auf die Bank und lud Celso ein, sich neben ihn zu setzen. Er gab ihm eine Zigarette.

„Willst du einen Schluck nehmen, Chamula?“ fragte Don Gabriel.

„Nein, Patroncito, gracias.“

„Wieviel Multa hast du denn?“

„Hundert Pesos und fünfundzwanzig Pesos für die Kosten.“

„Wieviel hast du denn bezahlt?“

„Achtzig Pesos.“

„Alles, was du mit dir hattest?“

„Beinahe alles. Ich habe nur noch einige Pesos übrig für Tabak.“

„Für die fünfundvierzig Pesos, die bleiben, werden die dich hier wohl drei Monate in dem Calabos halten.“

„Das glaube ich wohl, Patroncito.“

Don Gabriel sah auf zum Himmel, blickte die Straße rechts und links hinunter. Ladinis und Indianer in großer Zahl waren auf der Straße. Rechts weiterhin konnte man von hier aus einen Teil der Plaza sehen, wo Jahrmarkt war. Das Geräusch des Marktes, verbunden mit der Musik herumziehender Straßenmusikanten und dem Geschnatter und Gejohle der lustigen Brüder in den Kantinen, erfüllte die Straße bis hierher. Bepackte Esel, geleitet von Indianern, kamen vorüber. Eine Indianerin trieb eine kleine Schar Truthühner vor sich her zu Markte. Leute kamen und gingen frei hierhin und dorthin, wie sie wollten. Links, gleich am Ende der

Straße, begannen die hohen Berge, bewachsen mit grünen Bäumen und Sträuchern, sich hoch gegen den Himmel zu erheben. Die Sonne flutete von einem wolkenlosen tiefblauen Himmel herunter. Hoch oben in den Lüften zogen die Geier ihre weiten Kreise. Alles sah so frei aus, alles war so frei und so leicht und so offen.

Celso dachte in dem Augenblick daran, daß er nun drei Monate in dem Gefängnis werde sitzen müssen. Der Boden bestand aus feuchten Ziegeln. Kein Bettgestell, kein Stuhl, kein Tisch. Nur Wände und ein enger Hof. Jeder hatte seine Schilfmatte, die er auf dem kalten Ziegelboden ausbreitete, wenn er schlafen wollte. Und alles voll von Flöhen, Wanzen, Läusen, Spinnen und gelegentlich Skorpionen. Und so wenig Sonne, so wenig Grün. Und immer eingeschlossen, immer niedergedrückt im Gemüt.

Da war so viel Sonne, so viel Grün, so viel Gesumme im Dschungel. Die Arbeit war hart. Aber sie war im Freien, in der lichten, blauen, flimmernden Luft. Nachts weit offen der Himmel mit den Sternen. Niemals eingeschlossen Sonne, Himmel, Sterne, Grün, Gesumme

der Insekten, Gezwitscher der Vögel, Plätschern der Bäche. Moskitos in Mengen, aber wenig Flöhe, wenig Läuse und keine Wanzen.

Auf der Bank, an der Straße, vor dem feuchten Gefängnis sitzend, leuchtete vor Celso die Monteria auf als der Inbegriff der Freiheit. So verlockend erschien ihm in dieser Minute die Monteria, daß er gedachte, aufzuspringem, fortzulaufen und zu versuchen, die Monteria zu erreichen.

„Die drei Monate, die du hier für die fünfundvierzig Pesos in der Carcel zu sitzen hast“, sagte jetzt Don Gabriel, „sind weggeworfen. Wenn du herauskommst, hast du nicht einen Centavo. Ich will dir etwas sagen, Muchacho, was ich für dich tun will. Ich werde die fünfundvierzig Pesos für dich bezahlen, und in fünf Minuten bist du heraus aus der Carcel.“ In fünf Minuten heraus aus dem Gefängnis. Dafür hätte in dieser Minute Celso zehn Jahre seines Lebens geopfert. Gegenüber diesen zehn Jahren, die er zu opfern bereit war, erschien es ihm ein Geschenk, als Don Gabriel sagte: „Du machst einen neuen Kontrakt für die Monteria. Ich bezahle die fünfundvierzig Pesos,

die schreibe ich auf dein Konto, dazu kommt meine Kommission, ich werde sie dir für fünfundzwanzig Pesos rechnen, und die fünfundzwanzig Pesos für die Stempelung, und ich gebe dir hier zehn Pesos in barem Gelde als Vorschuß. Du gehst nur mit hundertundfünf Pesos Konto in den Kontrakt. Wenn du in der Monteria die hundertundfünf Pesos herunterverdient hast, dann ist aller weiterer Verdienst dein eigenes Geld.“

Für eine Sekunde wachte Celso auf. Wie lange es dauern würde, ehe er die hundertundfünf Pesos Vorschuß heruntergearbeitet haben würde, kam ihm für eine Sekunde zum Bewußtsein. Er rutschte unschlüssig auf der Bank hin und her.

Aber Don Gabriel zog die Schlinge, die sich öffnen wollte, rasch zu: „Du bist doch dann aber wenigstens draußen in der Sonne und im Grünen und liegst nicht hier in der Jauche der Besoffenen jede Nacht. Du hörst die Vögel singen und jagst auch gelegentlich rasch eine Antilope. Was hast du denn hier in diesem stinkigen Rattenloch, wo du nicht eine Krume fallen lassen kannst und die Ratten springen darüber her. Und ich werde dir sagen, du

bist viel rascher mit dem Konto durch, als du vielleicht denkst. Du bist ein sehr geübter Bursche mit guter Erfahrung. Wieviel haben sie dir bezahlt? Gut, ich mache dir den Kontrakt mit sechs Reales.“

Zwei Polizisten schleiften einen Betrunkenen heran. Celso wandte sich um und sah, wie der Mann auf den Boden gepfeffert wurde und wie man die vergitterte Tür hinter ihm verriegelte. Er sah die Gesichter seiner Mitgefangenen hinter dem Gitter der Tür.

Ein Polizist kam und sagte: „Don Gabriel, ich muß den Gefangenen jetzt wieder zurückbringen, wir haben hier niemand zur Bewachung, alle sind auf der Plaza. Komm, Chamula.“

„Der Chamula geht mit mir“, sagte Don Gabriel, „ich gehe mit ihm hinein zum Jefe.“

„Dann ist das in Ordnung mit mir“, sagte der Polizist.

Ohne eigenen Willen zu haben, folgte Celso Don Gabriel in die Amtsstube.

„Ich bezahle für den Chamula den Rest der Multa“, sagte er zum Sekretär. „Ich nehme ihn mit in die Monterias.“

„Gut, gut, Don Gabriel“, sagte der Sekretär.

Er rief den Polizisten heran: „Der Chamula ist frei und kann gehen.“

„Muy bien, Jefe“, sagte der Polizist. Er winkte Celso zu sich und sagte: „Komm und hol dir deinen Packen.“

Als Celso seinen Packen aufnahm, sagte der Polizist zu ihm: „Du kommst ja verflucht schnell hier ‘raus. Ein großes Glück für dich, daß du einen so guten Freund gefunden hast wie Don Gabriel, der dich aus dieser verpesteten Rattenhöhle herauskauft. Du, hör‘ einmal, hast du nicht vielleicht einen Duro, einen schönen blanken Peso übrig, daß ich mir zu dem Candelariafest einen trinken kann. Ich habe dich doch hier gut behandelt, habe dich nicht verprügelt, und ich habe dir nichts gestohlen. Einen kleinen Peso wird das ja wohl wert sein, denkst du nicht? Don Gabriel ist freigebig. Er gibt dir gern einen Vorschuß.“

„Bueno, bueno“, sagte Celso, „hast recht, Bruder. Hier nimm den Peso.“

„Gracias, gracias, Chamulito, und komme recht bald wieder.“ Aber der Polizist verbesserte sich lachend: „Nein, natürlich nicht, komme nicht so bald wieder. So ist das gemeint, verstehst du. Und buena suerte, gut Glück in der Monteria.“

Draußen wartete Don Gabriel. Er hatte den Kontrakt bereits fertig. Seit gestern schon, weil er ja wußte, daß er gute Zutreiber hatte, auf die er sich verlassen durfte.

„Hast du deine Sachen, Chamula?“ fragte er. „Gut, gut. Dann wollen wir hier gleich zum Präsidenten gehen, um den Vertrag zu unterzeichnen und zu stempeln.“

Alle Behörden des Ortes waren in einem Gebäude. Dieses große Amtsgebäude nahm einen ganzen Häuserblock ein. In der Vorderfront, die an der Plaza lag, waren die Amtsstuben des Präsidenten der Municipalidad, des Sekretärs, des Zivilrichters, des Ayuntamiento oder des Stadtrates, des Steuerverwalters der Federalregierung.

An der Südseite des Gebäudes waren die Zimmer des Rentamtes, die Post und das Amtszimmer des politischen Chefs. An der Nordseite die Räumlichkeiten der Polizei und im Patio, dem Innenhof, war das Gefängnis mit dem kleinen Hof, wo sich die Gefangenen während des Tages aufhielten und wo sie sich mit ihren Angehörigen, die ihnen das Essen brachten, ungehindert unterhalten konnten. Die Freunde hätten den Gefangenen Messer, Feilen, Sägen, Revolver und Maschinengewehre zustecken können, wenn sie es gewollt hätten und es ihnen dienlich erschienen wäre. Aber niemand tat es. Die bevorzugten Gefangenen, die Ladinós, Händler und Großlandsbesitzer, wenn sie zuweilen aus irgendwelchen Gründen hier ins Gefängnis mußten, durften sich den ganzen Tag über in einer der offenen Amtsstuben der Polizei aufhalten, durften sich vor die Tür auf die Bank setzen, wo sie unbewacht mit jedem, der vorüberkam, sprechen konnten, und wenn sie aus politischen Gründen oder aus Familienhader nicht gar zu verfeindet mit dem Bürgermeister oder dem Polizeichef oder dem Richter waren, durften sie sogar den vollen Tag hindurch in die Stadt gehen, durften sich

betrinken, durften spielen und durften sich mit ihren Zechgenossen prügeln. Abends beim Dunkelwerden kamen sie wieder zurück und ließen sich einschließen – mit einer großen Flasche tröstenden Comitecos unter dem Arm. Wären solche Freiheiten nicht nur den Ladinos, sondern auch Celso vergönnt worden, so hätte er weniger Sehnsucht nach der Sonne und dem Grün der Bäume gehabt, und er hätte sich, um Sonne und Grün haben zu können, nicht an Don Gabriel verkaufen brauchen. Aber die Menschen sind nur vor Gott gleich, und der ist weit und trohnt in Himmelshöhen.

Don Gabriel brachte Celso vor den Sekretär. Celso konnte nicht schreiben und machte ein paar Strichelchen dahin, wo der Sekretär mit dem Finger hintippte. Die auf Konto vorgeschossenen Summen erkannte Celso als richtig an, und um gar keinen Zweifel zu lassen, gab ihm Don Gabriel vor den Augen des Sekretärs die versprochenen zehn Pesos Vorschuß.

Als sie dann wieder im Portico des Amtsgebäudes standen, sagte Don Gabriel: „Du kannst dein Lager mit den übrigen Burschen machen, die mit mir in die

Monterias marschieren. Die liegen da draußen“, Don Gabriel schleuderte lässig den Arm in jene Richtung, „da auf dem steinigen Gelände am Wege zum neuen Friedhof. Frage nur nach dem Engancho, nach dem geworbenen Trupp des Don Gabriel. Ich werde euch Bescheid sagen lassen mit den Capataces, wann abmarschiert wird. Fortlaufen wirst du mir ja nicht. Ich kriege dich, und wenn ich dich aus dem Inferno, aus der Hölle, herausholen muß. Und was dir dann bevorsteht wegen Desertion, das brauche ich dir ja nicht zu sagen. Du bist doch kein Neuling. Warst ja zwei volle Jahre in den Monterias und kennst die Regeln. Hier nimm dir das Päckchen Zigaretten, und hier ist auch noch eine Tafel Chicle, Kaugummi, damit dir die Zeit nicht lang wird und du die Zähne bewegen kannst. Mache dich los zu den Burschen.“

Celso kam zu dem Lagerplatze und legte seinen Packen in der Nähe einer der Kampfeuer ab, wo er Burschen seiner Nation fand.

Im Gefängnis hatte man ihm nichts zu essen gegeben. Man kann sich dort nicht um alles kümmern; die Gefangenen bekommen etwas, wenn die Polizisten Zeit und Lust haben. Celso hatte auch kein Verlangen gehabt zu essen. Er fühlte sich niedergedrückt wie ein gefangenes Reh; und würde das Verhungern nicht so lange dauern und einem nicht so viel Zeit lassen, es sich anders zu überlegen, hätte er vielleicht versucht, freiwillig sich durch Hunger zu töten.

Aber jetzt am Feuer, wo alle Burschen, wohin er auch blickte, kochten, aßen, lachten, schwatzten, wo er mit jeder Minute mehr das Gefühl von Verlassenheit und Gefangensein verlor, weil alle die Haufen von Burschen an demselben Stricke hingen, an dem er hing, und weil selbst das Hängen einem weniger schauerlich erscheinen mag, wenn man in Gesellschaft anderer gehenkt wird,

begann auch Celso sich wieder zurechtzufinden.

Er bekam Hunger und öffnete seinen Packen. Er kramte sein Essen heraus.

Die gequetschten Bohnen fingen an, schimmelig zu werden. Aber er hatte keine besseren. Er schnitt sich die Streifen getrockneten Fleisches klein und legte sie in die Pfanne, um sie zu rösten. Er erbat sich Wasser aus dem Kessel eines seiner Kampfgefährten und stellte sein Blechkännchen mit Kaffee gegen das Feuer. Lässig rührte er in der Pfanne herum und rückte das Blechkännchen hin und her. Zuweilen blinzelte er und preßte das Wasser aus den Augen; denn wenn ein leichter Windhauch gegen ihn blies, so kam ihm der Rauch des Feuers in das Gesicht. Weil er hier an diesem Feuer ein Fremder war, niemand ihn kannte, wurde nur vereinzelt geredet. Man mußte sich erst warm reden, ehe man ins Gespräch kam und gegenseitig Zutrauen gewann.

Als der Kaffee überbrodelte, blies er heftig in das Kännchen, um den aufkochenden Kaffee zurückzuhalten. Dann stellte er das Kännchen weiter fort vom Feuer, aber

doch genügend in die hervorgezogene heiße Asche, um den Kaffee warm zu halten.

Das Fleisch brutzelte in dem Fett, das er aus einem Blechfläschchen in die Pfanne geschüttet hatte. Dann schien ihm das Fleisch heiß genug zu sein, und er mengte die schimmeligen Bohnen hinzu. Er klaubte einige grüne Pfefferschoten, den Chile, aus einem Lappen und pflückte von den Schoten kleine Stückchen ab, die er in die Bohnen warf, um sie zu würzen. Die Tortillas, die er hatte, waren alle bröcklig geworden; er konnte nur die Bröckchen in die heiße Asche legen.

„War einer von euch schon einmal in den Monterias?“ fragte er beiläufig. Er konnte es den Burschen ansehen, daß sie Neulinge waren und von der Monteria nur das wußten, was ihnen erzählt worden war. Darum hätte er eigentlich nicht fragen brauchen. Er fragte auch nur, um denen, die das Feuer angefacht hatten und hier in gewissem Sinne die Gastgeber waren, zu offenbaren, daß er sprechen könne. Diese Frage, obgleich sie eine gute Zeit nach seinem Herhocken an das Feuer gestellt worden war, betrachtete er gleichzeitig als Gruß. Und als

Gruß wurde sie von den Muchachos auch aufgenommen. Die Art, wie er an das Feuer gekommen war und wie er sich hier hingehockt hatte, ohne um Erlaubnis zu fragen, und das Gesicht, das er aufgesetzt hatte, ließen es keinem der Feuergefährten einfallen, mit ihm auch nur einen leichten Händel anzufangen. Er sah durchaus so aus, als ob er nur darauf warte, daß er einen Grund haben möchte, jemand das Maul mürbe zu hauen. Die Burschen, einer nach dem anderen, sagten: „Nein, hier von uns ist noch keiner in einer Monteria gewesen.“

„Ich war“, sagte er darauf, seinen Kaffee beobachtend, „zwei volle Jahre. Bin gestern zurückgekommen.“

„Und du gehst nun wieder in die Monterias hier mit uns?“ fragte einer.

„Ja, ich gehe nun mit euch.“

„Dann gehst du diesmal freiwillig.“

„Genauso freiwillig, wie ihr geht, ihr Nenes, ihr Säuglinge von gestern.“

So lässig, wie er gekocht hatte, so lässig aß er nun. Obgleich das Essen kaum drei Eßlöffel hätte füllen können, aß er dennoch wohl eine Stunde daran.

Zwei der Burschen waren inzwischen aufgestanden, hatten ihre Packen unter der Aufsicht eines dritten Burschen gelassen und waren losgetrottet zur Plaza, wo der Festlärm sich zu beleben begann, um gegen sieben Uhr abends seinen Höhepunkt zu erreichen.

Celso kramte seine Pfannen und Kännchen zusammen, wischte sie rein von Speiseresten, packte sie in das Netz und schnürte den Packen zusammen, nachdem er sich rohe Tabakblätter herausgeholt hatte.

Er drehte sich andächtig eine Zigarre, zündete sie an, rutschte einige Schritte weit fort vom Feuer, legte sich auf dem dürren Gras nieder, zog seinen Packen als Kopflehne heran und rauchte, dem leichten Nebel, in den die Tabakwolken rasch zerflatterten, nachsehend. Er versuchte, einige Fetzen des zerflatternden Nebels so weit zu verfolgen, wie es seine Augen vermochten. Aber der Nebel zerfloß, und Celso sah nur den weiten, offenen

Himmel.

Celso begann sich wohl zu fühlen, so unter dem offenen Himmel liegen zu können und die Zuversicht zu haben, auch in den nächsten Monaten Himmel, Sonne, Sterne und den grünen Dschungel sehen zu können. Er wälzte sich unruhig einige Male auf dem mageren Boden, als er, angesichts des offenen Himmels, an die Carcel dachte, in der er drei oder vier Monate hätte zubringen müssen, wenn nicht Don Gabriel gekommen und ihn herausgekauft hätte.

So lässig auf dem Erdboden zu liegen, sorgenlos eine Zigarre zu rauchen, den Magen angewärmt von Pfefferschoten, gedörrtem Fleisch und Bohnen und reichlich heißem Kaffee, begann an Celso ein Gedanke zu rütteln. Erst zaghaft, dann deutlicher und endlich stark und mit Nachdruck. Celso konnte sich nicht gleich auf diesen wachsenden Gedanken konzentrieren. Der Gedanke schien sich bald hier, bald dort, in seinem Körper und in seinem Gemüt festsetzen zu wollen. Aber als Celso endlich völlig sorgenlos in den weiten Himmel sah, dessen Farbe mit dem nahen Untergang der Sonne

sich brünstig vertiefte und sättigte, als er sich der Behaglichkeit der warmen, schimmernden Luft bewußt wurde und sich eine müde Schwere, die er seit vielen Stunden in seinem Kopfe gefühlt hatte, aufzulösen begann, als er sich freute, am Leben zu sein, da fegte durch seine Seele wie ein Hieb die Erinnerung an sein Mädchen und mit ihr, die fünfzehn Kinder, die er ihr verschaffen wollte. Er riß hastig die Zigarre aus dem Mund, und mit einem Ruck setzte er sich auf.

„Verflucht“, sagte er, mit trockener Kehle, „verflucht, gottverflucht und gottverschitt. Die zwei Jahre sind um. Verflucht. Sie kann nicht warten. Sie wird alt, und niemand nimmt sie. Der Vater kann nicht warten. Nicht mehr. Er hat mir zwei Jahre gegeben. Zwei schöne, lange Jahre. Sie kann nicht mehr warten. Sie wird zu alt.“

Durch ewige Wiederholung seiner Worte versuchte er sich die Situation klarzumachen, in die er geschlittert war, ohne auch nur einmal an das Mädchen zu denken. Er hatte nur an die Sonne und an den Himmel und an den grünen Dschungel gedacht. In diesen Himmel und in diese Sonne und in das Grün, an die er seit dem

Augenblick, als man ihn in die Carcel stieß, gedacht hatte, war sein Mädchen mit einbegriffen gewesen, ohne daß er sich das Einbegriffensein in Einzelheiten klargemacht hätte. Es war der gesammelte Begriff dessen, was er als seine irdische Glückseligkeit empfand. Das Mädchen und die fünfzehn Kinder waren in jener Einheit seiner Glücksvorstellung verschmolzen gewesen. Aber jetzt erkannte er mit rasch anwachsendem Schreck, daß sein Mädchen und seine ungeborenen Kinder aus der Begriffseinheit seiner Glückseligkeit herausgerissen seien und daß es keine Möglichkeit für ihn gab, diese Zerissenheit wieder zu einer Einheit zu verweben.

Wenn er nach diesen weiteren zwei Jahren zurückkam, fand er sein Mädchen mit einem anderen Manne wohl und sicher versorgt. Das zu sehen hätte er kaum ertragen können. Viel härter aber war es zu ertragen, auf dem Gesicht des Mädchens und auf dem Gesicht ihres Vaters die bittere Anklage zu lesen, daß er ein zweites Mal geprüft worden war als Mensch und, daß er ein zweites Mal gefehlt habe, daß er sein Wort nicht eingelöst habe gegenüber dem Vater des Mädchens, daß er einen

Treuebruch an dem Mädchen verübt habe, der, unter diesen Sitten, durchaus dem Treuebruch gleichkommt, einem Mädchen die Ehe zu versprechen, ihr Kinder zu verschaffen und sich dann mit einer anderen zu verheiraten. Er war verachtet nicht nur von dem Mädchen und von dessen Vater, sondern von allen Männern und Frauen im Dorfe, ohne deren Achtung er unter den Seinen nicht hätte leben können.

Der Gedanke, daß er von denjenigen seiner Stammesmitglieder, die er schätzte, ehrte und liebte, verachtet werden könnte, wurde in ihm so unerträglich, daß er glaubte, es sei besser, zu sterben.

Freiwillig körperlich zu sterben ist für einen Indianer schwer. Es geht gegen seinen Instinkt. Er kann, gleich einem gefangenen Tier, so unendlich traurig werden, daß er nicht mehr ißt und an Verhungerung zugrunde geht. Aber die Natürlichkeit seines Wesens ist so gesund, daß er eine Verhungerung nicht bis zu ihrem Ende durchzuführen vermag. Der Erhaltungsinstinkt ist bei ihm noch nicht degeneriert. Einen Tod freiwillig durch mechanische Mittel irgendwelcher Art herbeizuführen, ist

ihm in seinem Wesen fremd.

Dennoch kam er, im Gedanken an das Sterben, auf einen Ausweg, den er für gut und für den einzigen hielt.

Er kehrt weder jetzt noch später in sein Heimatdorf zurück. Er gibt auch keine Nachricht von sich. So wird man daheim glauben, daß er in den Monterias gestorben und verschollen sei. Damit bleibt ihm das erhalten, was er gegenüber seinem Stamme am meisten schätzt: die Achtung seiner Sippe. Er wird sich freiwillig zu den Toten zählen, zu den vielen freiwilligen und gezwungen Toten, die in den Monterias arbeiten. Eines Tages wird er dann auch wirklich sterben. Vielleicht erschossen von einem wütenden Verwalter oder erschlagen von einem Arbeitsgefährten, eines Monteriakätzchens wegen, oder gefällt vom Sumpffieber oder getroffen von einem vorzeitig stürzenden Mahagonibaum oder gestochen von einem Skorpion oder gebissen von einer Giftschlange oder zerfleischt von einem Jaguar oder ertrunken beim Abschwemmen der Bäume oder auf irgendeine selbstverständliche Weise wird er ja in den Monterias sterben können. Diese Ehrenrettung wird ihm das

Schicksal wohl gönnen.

Nun ist Celso alles gleichgültig. Er gehört zu den Toten und kann tun, was ihm beliebt. Er kann sich jeden Tag betrinken, solange das Geld reicht. Er kann sich mit einer verseuchten Helferin aus Leibesnöten hinter der Kirche niederlegen, unter dem abbröckelnden Bogen des zerfallenen Klosters. Er kann fliehen. Nur darf er sein Dorf nicht erreichen, weil alles sonst vergebens gewesen wäre; er muß sich vorher ergreifen lassen und, um die tausend Peitschenhiebe zu vermeiden, den Häscher angreifen und sich erschießen lassen wie einen verpesteten Hund. Er kann mit einem Capataz Händel anfangen, ihm Widerworte geben und sich von ihm mit dem Machete zerfleischen lassen. Das geht alles genau auf dasselbe heraus. Er ist tot, und einmal kann der Mensch nur sterben. Und weil ihm alles gleichgültig ist, kann er recht gut oben auf der Liste anfangen und von seinen Freiheiten, die ihm als Toten von Teufels wegen zustehen, gut Gebrauch machen.

Er kümmert sich nicht um seinen Packen, den er unbewacht am Feuer zurückläßt. Er geht auf die Plaza

und kauft eine ganze Flasche Aguardiente. Wenn er schon mit dem Trinken beginnen will, so kann er ebenso gut es auch wirtschaftlich tun, um mit dem Gelde recht weit auszukommen, und in ganzen Flaschen ist der Branntwein immer billiger als in Gläsern, gleich, ob sie klein oder groß sind.

Er trank auf einen Zug die Viertelflasche, gab einigen indianischen Burschen, die vor der Tienda, wo er den Branntwein gekauft hatte, herumlungerten, einen Schluck zu kosten, und dann zog er wieder einen heftigen ein.

Nach einer Stunde bekam er Lust, irgendwen zu ermorden oder doch wenigstens niederzuschlagen. Es blieb aber so viel Besinnung in ihm, daß er sich nicht einfallen ließ, nach Don Gabriel zu suchen, um seine Mordlüste an ihm zu befriedigen. So sinnlos berauschen kann sich kaum ein Indianer jener fernen Distrikte, um zu vergessen, daß einen Ladino anzugreifen weder zu den Rechten noch viel weniger zu den Gelüsten eines Indianers gehört.

Aber er begann in der dösen Benommenheit seiner Sinne und seines Urteilsvermögens nach den beiden Zutreibern zu suchen. Er würde sich auch begnügt haben mit dem Burschen, der geschworen hatte, daß er von ihm ins Bein gestochen worden sei. Gegenüber diesen drei Burschen war kein Zweifel, daß, wenn Celso sie getroffen hätte, er sie geschlachtet haben würde. Aber entweder waren sie hinter anderen Opfern her, oder sie hatten Celso herumstreichen sehen, betrunken und mit Kampfgier im Gesicht. Seine Trunkenheit ließ es auch nicht zu, daß er mit Bedacht und Ausdauer gesucht hätte. Er wurde schwerfällig, und weil er sonst nicht wußte, wohin zu gehen, torkelte er zurück zu dem Kamp. Er hockte sich hier am Feuer hin, redete Unsinn, polkte Steine aus dem Erdboden heraus und warf sie gegen verkümmerte Sträucher.

Da kam zu dem Feuer ein Neuer. Es war Andreu, der auch von Don Gabriel für die Monterias angekauft worden war und nun auf dem Felde nach den Gruppen suchte, die zu dem Trupp des Don Gabriel gehörten. Obgleich er nach Indianerart einen schweren Packen

trug, so unterschied er sich in der Kleidung und im Hute von den indianischen Burschen, die hier lagerten und auf den Befehl zum Abmarsch warteten.

Celso hatte seine Wut nicht kühlen können an den Häschern. Aber der neuankommende Andreu sah so aus, wie wohl ein Capataz zuweilen aussehen mag. Es war die letzte Gelegenheit, daß Celso auf einen Capataz loschlagen konnte, um sich zu rächen für alles, was Capataces ihm angetan hatten. Waren sie erst einmal auf dem Marsche, war es zu spät. Dann verfiel er den grausamen Gesetzen der Monteriadisziplin. Aber hier auf dem Lagerfelde wäre es nur Schlägerei gewesen. Man hätte ihm auf der Polizei eine neue Multa von hundert oder zweihundert Pesos aufgedonnert. Und das war ihm gleich. Ob er eine Geldstrafe von zehn Pesos bekam oder von zehntausend Pesos, machte für sein Schicksal keinen Unterschied. Don Gabriel hätte die Multa bezahlen müssen, um ihn nicht zu verlieren. Es wäre die beste Strafe gewesen, die Celso an Don Gabriel hätte verüben können. Weil Celso sich zu den Toten zählte, so war es nun völlig gleich, ob er zwei Jahre oder hundert Jahre in

den Monterias zubrachte. Er hatte nicht die Absicht, zurückzukehren zu den Lebenden. Darum konnte ihn keine Geldstrafe treffen, so hoch sie auch sein mochte.

So kam es, daß er, um seine Wut zu kühlen, sofort den ankommenden Andreu zu schimpfen begann und gleich auf ihn losschlug, so heftig, daß es wirklich aussah, als ob Andreu hier die Erde zu schlucken haben würde.

Aber Andreu war harte Arbeit ebenso gewohnt wie Celso, und obgleich er bis auf das letzte Restchen seiner Kraft müde war von dem anstrengenden Marsch über das Hochgebirge, mit einem ungemein schweren Packen auf dem Rücken, so war er Celso dennoch überlegen, weil er völlig nüchtern und Celso betrunken war.

Celso überdauerte nicht lange. Das Ende kam rasch und schmerzvoll. Er schloß Waffenstillstand und torkelte mit verbeultem Gesicht zu dem Bach, wo er seinen eigenen Doktor und seine eigene Krankenschwester machte.

Kapitel 04

01

Das Candelariafest hatte seinen höchsten Glanz erreicht. Es begann nun rasch zu erblassen. Die Leute fingen an, nüchtern zu werden, nüchtern sowohl vom Trinken als auch von den lauten Freuden und den Genüssen, dem Tumult, dem Geschrei, dem Feilschen und dem verwirrenden Durcheinander und Übereinander des jetzt aufgewühlten täglichen Lebens. Die Bewohner des sonst so stillen und abgelegenen Städtchens wurden nun ernstlich müde der wilden Jägerei der Händler. Sie sehnten sich nach ihrer behäbigen Ruhe zurück. Sie wurden so lau im Kaufen und so träge im Herumschlendern zwischen den Verkaufstischen, daß die Händler zu gähnen begannen und froh waren, daß für den nächsten Tag das offizielle Ende der Feria vom Bürgermeister angekündigt worden war. Viele der Händler beeilten sich, aufzupacken und sich für den Abmarsch zu rüsten.

Nun wurden auch die Enganchadores, die Arbeiteragenten, rührig, ihre Trupps zu organisieren und für den langen harten Marsch durch den Dschungel bereit zu halten. Mit Eile wurden die letzten Verträge auf dem Bürgermeisteramt bestätigt und gestempelt. Und mit noch größerer Eile fegten die Zutreiber hin und her, um noch einige Burschen in letzter Stunde einzufangen und in den Trupp zu bringen.

Da waren stets einige Dutzend verlorene Schäflein übrig bei einem so wilden und ausgelassenen Feste. Burschen, die sich betrunken und auch den letzten Centavo verspielt hatten, und die nun nicht wußten, was sie anfangen sollten. Andere, die sich mit ihren Familien so verzankt hatten, daß sie es wie eine Erlösung ansahen, sich von ihren Familien trennen zu können. Wieder einer oder ein anderer hatte sein Mädchen verloren, die jemand gefunden hatte, der ihr besser gefiel, und der ehemalige Liebhaber aus Verzweiflung oder aus Scham vor den übrigen Burschen oder aus Furcht, folgenschwere Dummheiten zu machen, lief den Agenten nach und bat sie sogar darum, ihn anzuwerben, weil ihm nun alle

gleichgültig geworden war und er eine Anwerbung für die Monteria nur als eine andere Form des Selbstmordes betrachtete. Es war eine Art des Selbstmordes, von dem man unter außerordentlich günstigen Umständen vielleicht einmal wieder auferstehen könnte.

So vermehrte sich der Arbeitertrupp, häufig ganz unerwartet für die Agenten, um zehn oder gar zwanzig Burschen, die drei Tage vorher nur mit Schrecken daran gedacht hatten, zu einem Trupp gehören zu müssen.

Don Ramon Velasquez war der Hauptunternehmer und der eigentliche Kapitalist des Trupps Ramon. Don Gabriel, der für diesen großen Trupp durch rühriges Arbeiten, durch ungemein geschickte Kniffe, durch betrügerisches Schachern mit den Finqueros, mit Ortssekretären und Polizeichefs, durch süßes Locken, durch Versprechen paradiesischer Freuden und Genüsse, durch Branntwein und durch aufgedrängtes Geldverborgen mehr als doppelt so viele Leute anzuwerben verstanden hatte als Don Ramon selbst, war hier nur Geschäftsteilhaber. Aber schon jetzt, ehe er die Früchte seiner Tätigkeit einkassiert hatte, nahm er sich vor, die Teilhaberschaft mit Don Ramon aufzukündigen und das Geschäft allein zu machen. Er hatte zwar einen Kontrakt mit Don Ramon. Aber was kümmert man sich um Kontrakte und Verträge, wenn man bessere Vorteile erhaschen kann durch einen Bruch der Verträge. Don Gabriel war bereits so weit in seinen Gedanken angelangt, daß er, um den Kontrakt mit Don Ramon lösen zu können, für die Sicherheit der Person des Don

Ramon keine Bürgschaft mehr gegenüber der Heiligen Jungfrau hätte geloben können. Er wartete nur darauf, daß sich ein Umstand ergeben möchte von einer Art, daß er vor sich selbst sagen konnte, das Schicksal habe es so gewollt oder Gott habe es so gefügt und er selbst habe eben nur Glück gehabt.

Don Gabriel hatte bereits im vorigen Jahr Arbeiter für die Monterias angeworben, und dann auch als Teilhaber des Don Ramon. Ehe er Teilhaber im Geschäft des Don Ramon geworden war, hatte er, durch Freundschaft mit dem Jefe Politico, eine Stelle als Ortssekretär einer indianischen Kommune innegehabt.

Im vorigen Jahr hatte er nur Arbeiter angeworben, diese Arbeiter am Candelariafest versammelt und hier in Hucutsin unter amtlich bestätigten Kontrakt gebracht. Aber das Werbegeld, das die Monterias für jeden angeworbenen Arbeiter zahlten, war beträchtlich höher, wenn die Agenten die Arbeiter in den Monterias selbst ablieferten. In einem solchen Falle hatten die Monterias keinen Verlust; denn die Agenten übernahmen das Risiko, daß die angeworbenen Arbeiter auch wirklich auf

ihren Arbeitsplätzen eintrafen. Wenn hingegen die Aufseher der Monterias die Arbeiter in Hucutsin übernahmen, so war es Aufgabe der Monterias, die Arbeiter in die Monterias zu bringen, und die Leute, die auf dem Marsch ausbrachen und flohen oder zugrunde gingen, hatte die Monteria als Verlust zu buchen, weil die Werbegelder in Hucutsin bezahlt worden waren und die Agenten das Risiko für das Eintreffen der Arbeiter nur bis Hucutsin übernommen hatten.

Ogleich die Aufseher der Monterias durchaus keine Schafhirten waren, sondern recht brauchbare Henkersknechte für die Kompanien, für die sie arbeiteten, so war dennoch ein Marsch der angeworbenen Arbeiter, der von jenen Aufsehern geführt wurde, ein Sonntagsspaziergang, verglichen mit einem Marsch, den die Agenten selbst übernommen hatten. Wenn die Aufseher einen Mann verloren durch Flucht oder Nachlässigkeit, so wurden sie von dem Kampmanager, dem Arbeitsdirektor der Monteria, elendiglich angebrüllt, und es wurde ihnen angedroht, daß man ihnen den Verlust vom Gehalt abziehen würde.

Aber das geschah natürlich nicht; mit dem Anbrüllen war der Fall abgetan und am selben Abend saßen die Aufseher mit den Beamten in der Messe und tranken zusammen. Der Verlust der verlorenen Arbeiter ging auf Kosten der Kompanie.

Jedoch, wenn die Agenten auf dem Marsch Leute verloren, so war das eine andere Sache. Die Kompanie zahlte den Verlust nicht. Es ging aus der Tasche der Agenten. Zuweilen kostete ein einzelner Mann für die Agenten zweihundert, nicht selten dreihundert Pesos. Es waren Auslösegelder, Schulden, Geldstrafen, die von den Agenten bezahlt wurden, um den Mann freizubekommen und ihn anwerben zu können. Und weil ein Verlust an Leuten aus der Tasche der Agenten ging, darum war ein Trupp, der von Agenten zur Monteria geführt wurde, nicht zu vergleichen mit dem Festzug eines Schützenvereins. Eine solche Vorstellung zu haben, würde das wirkliche Leben in Traumgebilde verwandeln.

Don Gabriel würde wahrscheinlich schon in diesem Jahr die Teilhaberschaft mit Don Ramon aufgekündigt oder einfach zerrissen haben, um das vorzügliche Geschäft des

Anwerbens allein zu tun. Aber Don Gabriel kannte den Dschungel nicht. Er hätte sicher keine zehn Mann durch den Dschungel gebracht, wenn sie nicht freiwillig gegangen wären. Da er früher, in seinen jüngeren Jahren, Viehhändler gewesen war, so wußte er, wie man Vieh zum Markte treibt. Die Arbeitermassen wurden zwar durchaus ebenso wie Vieh zu den Monterias getrieben. Aber es waren dennoch mehr Kniffe zu lernen, um den Trupp zusammenzuhalten, als für Viehtransporte zu kennen nötig war. Die indianischen Burschen, so eingeschüchtert sie auch waren, so verlassen sie sich auch fühlten, sie hatten, trotz der Kümmerlichkeit ihres Lebens, trotz der völligen Unkenntnis, in der sie aufgewachsen waren, mehr Intelligenz als Kühe, Schafe und Schweine. So mochte es ihnen, ob es den Agenten gefiel oder nicht, gelegentlich beifallen, von der Krume Intelligenz, die sie noch übrig behalten hatten, Gebrauch zu machen und auf dem Marsche zu verschwinden. Daß einige der intelligenteren Arbeiter unter ihren Leidensgenossen eine Meuterei oder eine Rebellion anzetteln könnten, dieser Gedanke kam nie einem Agenten. Das nahmen sie nie in Rechnung. Alles, was die

Burschen unternahmen oder zu unternehmen sich ausdachten, unternahmen sie allein, jeder für sich und jeder in anderer Weise. Es geschah, daß zwei ausbrachen, nach zwei verschiedenen Richtungen und daß alle Capataces und Treiber aufgeboten wurden, hinter diesen beiden Flüchtlingen herzureiten und sie zu fangen. In einem solchen Falle war der Trupp so gut wie ohne Aufsicht. Alle hätten fortlaufen können, und die Verwirrung wäre so groß geworden, daß die Agenten mit ihren Treibern hätten zurückreiten müssen, um mit Hilfe der Polizei die Leute in ihren Dörfern wieder einzufangen. Aber das geschah nicht. Waren zwei oder drei Mann ausgebrochen und der Trupp war unbewacht, so lagerte sich der ganze Trupp an der Stelle hin, wo er gerade war, kochte das Essen und schlief, bis die Treiber zurückkamen, und es fehlte auch nicht ein Mann mehr, als gefehlt hatte in jener Stunde, wo die Treiber sich auf die Suche nach den Entlaufenen begaben. Genau so benahmen sich die Viehherden, wenn die Treiber hinter verstreuten Rindern her waren. Die Herde blieb an dem Platze, graste und ruhte und wartete, bis die Peitschen der Cowboys sie wieder auftrieben, um sie zu Markte und

zum Schlachthaus zu transportieren.

An der vollständigen Schulung, die Don Gabriel benötigte, um das Geschäft allein zu machen, fehlte ihm noch die Erfahrung des Transportes der Arbeiter zu den Monterias. Sobald er erst einmal mit einem so erfahrenen Agenten, wie es Don Ramon war, einen Transport geführt hatte, brauchte er Don Ramon nicht mehr; dann hatte er ausgelernt und war Meister in diesem Fach. Das war der Grund, warum Don Gabriel so eifrig hinter Don Ramon hergewesen war, die Arbeiter nicht in Hucutsin abzuliefern, sondern sie bis nach den Monterias zu bringen. Und weil ein erheblich höherer Gewinn dabei in Frage kam, so ließ sich Don Ramon leicht überreden. Im allgemeinen zog es Don Ramon immer vor, die Arbeiter in Hucutsin an die Vertreter der Monterias abzuliefern; denn er war mit den Jahren bequem geworden und scheute sich vor den Mühen des großen Marsches.

Man muß beide Wege kennen und auf beiden Wegen Transporte von Menschen geführt haben, um mit Gewißheit sagen zu können, ob ein Marsch über die Alpen oder ein Marsch durch jene Dschungel schwieriger ist.

Hannibal, der ein Heer über die Alpen führte, hat nie ein Heer durch die Dschungel Zentralamerikas geführt; und Cortez, der ein Heer durch jene Dschungel führte, hat nie Gelegenheit gehabt, eine Armee über die Alpen zu bringen.

Cortez verlor vier Fünftel seiner Armee, erreichte nicht die Ziele, die er sich gesteckt hatte auf jenem Marsch, und brachte einen Rest heim, der verzweifelter war als der Rest der Armee Napoleons, der von Rußland zurückkehrte.

Wer jenen Dschungel kennt, und wer in Erwägung zieht, unter welchen Bedingungen Cortez marschierte ohne Nachschub, ohne Reserven, ohne Führer, ohne zu wissen,

was im Dschungel war, und was jenseits der Dschungel lag, als Landkarte ein Stück weißes Papier besitzend, wer alles das erwägt, darf annehmen, daß Cortez eine Armee über die Alpen im Parademarsch mit klingender Musik geführt haben würde.

Der Marsch Hannibals über die Alpen ist ein sehr wichtiges historisches Ereignis, dessen Vorgang in Einzelheiten von Schülern auswendig gelernt werden muß; der Marsch des Cortez nach Zentralamerika wird selbst in Mexiko in den Geschichtsbüchern nur mit einigen Zeilen nebenbei erwähnt; und wenn der Marsch überhaupt nicht erwähnt wird, findet niemand eine Lücke in der Geschichte Mexikos. Den einen Marsch sowohl als den anderen zu unternehmen und unternommen zu haben, ist durchaus gleichwertig, gemessen an der Kühnheit und der Willensstärke eines Menschen. Der Marsch eines Heeres, sogar mit Geschützen, durch jenen Dschungel ist, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, schwieriger als der Marsch über die Alpen. Aber der eine Marsch bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte und in der Zivilisation der

europäischen Völker, die, beginnend mit den Folgen jenes Marsches, die Erben der karthagischen Mittelmeervormacht wurden, während der Marsch des Cortez ohne irgendeinen Einfluß auf die Geschichte Amerikas war und bis heute nur als ein kühner Marsch angesehen wird. Selbst wenn Cortez die Regionen erreicht hätte, die er zum Ziele hatte, so würde der Marsch dennoch ohne geschichtliche Bedeutung geblieben sein; denn in jenen Regionen befand sich nichts von Wichtigkeit, eine Tatsache, die man heute kennt, die aber Cortez nicht wußte. Das Reich der Peruaner und die Landenge von Panama wurden auf anderen Wegen gefunden. Und dennoch, selbst heute noch, vierhundert Jahre später, denselben Marsch zu unternehmen mit denselben Massen an Menschen und demselben Kriegsmaterial, würde auch heute noch ein Unternehmen sein, das dem Führer die Hälfte seines Heeres kosten würde und das dem General, wenn er ein Drittel seines Heeres ungeschunden zurückbringen würde, den Rang eines Marschkommandanten geben würde, wie ihn der der letzte Krieg nicht geschaffen hat.

Der Marsch der Arbeitermassen durch den Dschungel kann nun freilich nicht verglichen werden mit dem Marsch eines Eroberungsheeres. Denn der Marsch ist kürzer, sein Ziel ist bekannt, und der Weg, so schlecht er auch sein mag, kann von den Eingeweihten gut verfolgt werden. Der Marschführer weiß, wieviel Tage der Marsch dauert, und er kennt alle Verpflegungsmöglichkeiten.

Aber weil es sich hier um den Marsch von Menschen handelt, die nicht alle freiwillig gehen, von denen keiner sich auch nur einen Wiff aus Ehren und Abenteuern macht, Menschen, die nicht einmal ein schwaches Band von Kameradschaft und gegenseitiger Hilfsbereitschaft füreinander fühlen, weil alle mißmutig und störrische sind und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne dem Truppführer Schwierigkeiten zu machen, weil sich alle gleich Sträflingen und Galeerensklaven fühlen, ohne Hoffnung auf ein Ende ihrer Strafzeit, darum hat ein solcher Marsch Schwierigkeiten, die sowohl Hannibal als auch Cortez erspart blieben. Die Agenten, die jene angeworbenen Arbeiter durch den Dschungel führten, brauchten keine Strategen sein. Aber sie mußten in ihrer

Weise ganz hervorragende Diplomaten sein. Es half ihnen nichts, einen Mann zu erschießen oder einen anderen so zu zerpeitschen, daß er liegenblieb. Das waren Verluste. Sie mußten im Gegenteil jeden Mann zu erhalten suchen. Wenn es nicht anders möglich war, selbst mit Küssen auf den Hintern und Schokoladeplätzchen auf die Zunge. Sie mußten fähig sein, Streit zur Zufriedenheit aller zu schlichten, damit sich die Streitenden nicht gegenseitig zerfleischten und so die Agenten gleich mehrere Mann auf einmal verloren. Sie mußten die Tränen stillen können von jenen, die Heimweh bekamen und nicht essen wollten und dann nach zwei Tagen so schwach waren, daß sie von den Moskitos und Garrapatas lebendig aufgefressen wurden und verkamen, ehe man die Seen erreicht hatte. Sie mußten denen, die Gedanken zur Desertion in sich aufkommen ließen, mit gut geölten Reden die Überzeugung beibringen, daß sich eine Desertion nicht lohnt, daß die Flüchtlinge auf jeden Fall wieder eingefangen würden auch wenn es fünfhundert Pesos kosten sollte, und sie mußten genügend zahlreiche Beispiele mit Namen und näherer Beschreibung nennen

können, um zu beweisen, daß Flüchtlinge ganz gewiß eingefangen werden, auch wenn sie sich drei Jahre verborgen haben sollten und inzwischen verheiratet und Vater von Kindern seien. Die Agenten und Treiber mußten fähig sein, die Leute immer bei guter Laune zu halten, ihnen Witze zu erzählen und ihnen sogar Lieder vorzusingen. Und weil das beste Mittel, Menschen bei guter Laune zu erhalten, gutes und reichliches Essen ist, darum ließen es sich die Agenten, die ja Gewehre hatten, nie verdrießen, auf die Jagd zu gehen, um für den Trupp gelegentlich frisches Fleisch zu haben. Der Dschungel war ja so unermesslich reich an wilden Schweinen, Antilopen, Fasanen und Truthühnern, daß mit einigem Jagdeifer die Agenten genügend Fleisch heranschaffen konnten. Frisches Fleisch war für die Indianer, die in der Kümmerlichkeit ihres Lebens auf den Fincas und in ihren unabhängigen Dörfern frisches Fleisch nur selten erlangen, immer die Gelegenheit, ein Fest zu feiern. Denn Fest und frisches Fleisch sind für einen Indianer untrennbare Begriffe.

Die Marschierenden wurden Tag und Nacht mit dem

Revolver oder mit dem Karabiner bedroht, und es wurde in ihnen der Eindruck erweckt, daß die Agenten ewig den Finger sehr wacklig am Abzug haben. In Wirklichkeit unterblieb das Schießen. Nicht aus Menschenliebe, sondern weil ein Schuß für den Agenten zu teuer wurde. Er hatte nicht zweihundert Pesos für den Mann ausgegeben, um ihn auf dem Wege bei der ersten Gelegenheit zu erschießen. Auch mit dem Auspeitschen auf dem Marsche wurde vorsichtig verfahren. Es war immer zu befürchten, daß ein zuviel gepeitschter Mann marschunfähig wurde, seinen Packen nicht schleppen konnte, daß seine Striemen zu eitern begannen und sich Blutvergiftung oder Genickstarre oder Eiterfraß einstellte und der Mann am Wege starb. Eine andere Gefahr des Auspeitschens war, daß der Mann störrisch wurde wie eine alte Mula, daß er streikte, sich am Wege hinsetzte und dann, gleich übermüdeten Mules und Eseln, weder durch Hiebe noch durch Stiche mit spitzen Hölzern, noch durch Verheißungen des Paradieses zum Aufstehen und Weitermarschieren gebracht werden konnte. Der Indianer verfällt in einem solchen Zustand bis zu völliger Gleichgültigkeit gegen die Umwelt und alle ihre

Schmerzen und Freuden, daß er selbst dann sich weigert, aufzustehen und zu gehen, wenn ihm im Ernst gestattet würde, nach Hause zu gehen und frei zu sein von jeglichem Kontrakt. Er stirbt, und nichts kann ihn retten, weil er den Willen zum Leben aufgibt und ihn, einmal aufgegeben, nicht zurückgewinnen kann.

Aber wie der Revolver und der Karabiner immer und fortwährend vor den Augen der Arbeiter hin und her blinkerten, so zwitschte gleichfalls alle paar Minuten die lange Peitsche der berittenen Agenten und der Treiber über die Köpfe der Marschierenden hin, damit die Leute nicht vergessen sollten, daß die Peitsche noch nicht vom Sattelkloben verloren gegangen war. Bei diesem Hinundherzwitschen der Peitschen fegte natürlich die eine oder andere Peitsche bald dem einen oder dem anderen über den Hals oder Rücken oder Kopf. Der Berittene, der die Peitsche sausen ließ, gab sich immer den Anschein, daß er eigentlich keinen der Marschierenden habe treffen wollen, daß der Peitschenhieb eigentlich für die Mula, die er ritt, gemeint war und das nur darum, weil er nicht genügend

treffsicher war, der Hieb ausrutschte und auf dem Nacken eines der Arbeiter landete. Aber daß der Mann dennoch ein besserer Schütze war als er sich hier den Anschein gab, zeigte sich darin, daß er zufällig gerade immer einen Mann traf, der ein wenig träge wurde oder zu hinken begann. Und der Mann, der den Hieb bekam, raffte sich zusammen, hörte auf zu dösen und erinnerte sich daran, daß er auf dem Marsche sei und daß man auf einem Marsche zu marschieren habe. Sah der Bursche gleichzeitig auf, um zu erfahren, wo der Hieb herkam, so traf sein Blick auf das Gesicht des Agenten. Der Agent war nicht böse, lachte und sagte gut gelaunt: „Habe ich dich getroffen, Muchacho? Siento mucho, es tut mir sehr leid, aber ich mußte meiner Mula eins draufgeben, die alte Ziege scheint von grünen Weiden zu träumen und wird schläfrig.“

Der Bursche war nie sicher, ob es wirklich so war, wie der Agent sagte, oder ob wirklich der Hieb für ihn bestimmt war und er nur zufällig auch die Mula getroffen hatte. Aber das lachende Gesicht des Agenten ließ ihn vergessen, daß der Schmitz der Peitsche auf dem Nacken

brannte, und so nahm er es nicht übel und sah sogar ein, daß er eigentlich einen Hieb recht gut verdient habe, weil er wirklich anfang, träge zu werden, und den Burschen, die ihm folgten, auf die Zehen trat.

Nun trugen die Burschen alle ohne Ausnahme ihren Packen auf dem Rücken, so daß nicht jeder ausgerutschte Peitschenhieb den Rücken oder Nacken traf. Zuweilen wurde nur die Backe getroffen oder der nackte Oberarm oder das nackte Bein. Und weil nach Annahme der Burschen nicht das getroffen wurde, was von dem Peitschenzwitcher gemeint war, so wurde der Vorgang weit mehr als ein Vergnügen angesehen denn als ernste Strafe. Die Burschen gingen sogar so weit, daß sie die Agenten als schlechte Treffer auslachten, wenn nur der nackte Schenkel getroffen wurde anstatt des Nackens, auf den gezielt worden war. Es trug dazu bei, daß es bei dem Marsch lustig zuging trotz der Peitschenhiebe und trotz der geschwenkten Revolver.

Wenn die Treiber das gleiche taten, was die Agenten übten, so wurden die Burschen schon mißmutiger. Zwischte ihnen ein Treiber einen über, so kam es darauf

an, ob der Bursche noch sehr grün oder ob er schon durch andere Wasser gegangen war. Der grüne brummte nur und murrte; der andere aber, der mehr gesehen hatte als nur sein Dorf, fuhr sofort auf: „He, du Hurenbrut, noch mal einen Hieb und verflucht noch mal, ich schmeiße dir einen Stein in die Fresse, daß dir nicht ein Zahn stecken bleibt.“ Daraufhin wurde selbst ein sonst großmäuliger Treiber etwas weniger rasch im Peitschenzwichen, und er suchte sich nur die aus, die ihm grün genug erschienen und wie die Ratten liefen, wenn er die Peitsche hochhob. Denn der Treiber, der während des Tages das Maul am weitesten aufhakte und sich wie ein Stierbändiger benahm, wurde gewöhnlich recht winzig, wenn die Nacht kam. Die Nacht im Dschungel ist verflucht schwarz. Und wenn hinter einem dicken Strauch ein Messer hervorflitscht, dem Treiber mitten in den Rücken, ohne daß er sieht, wer das Messer in der Hand hat, so ist das nicht so erfreulich für ihn wie der Peitschenhieb, den er so freigebig verschenkte und der ihn so belustigte, daß er noch Witze machen konnte über das verzerrte Gesicht des getroffenen Burschen.

Den Agenten geschah so etwas nicht. Wenn sie Hiebe austeilten, so nahm es ihnen keiner der Burschen übel. Der Agent hatte seine Sorgen, das sahen selbst die Burschen ein; aber die Treiber waren doch nur bezahlte Proleten so gut wie sie. Der Oberst ist gefürchtet, und der Soldat geht ihm aus dem Wege, aber der Unteroffizier ist gehaßt, und er wird unauffällig in den Ursch getreten, damit er in die Schitt fällt.

Wie immer man es auch beurteilte, die Agenten waren kluge Diplomaten in der Behandlung ihrer angeworbenen Burschen. Mit so wenig Kräften so viele gesunde und oft erboste Männer durch den dichten Dschungel zu bringen, ohne erschlagen zu werden und ohne Burschen durch Desertion zu verlieren, von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen, das erforderte Gaben, die nicht jedem verliehen sind, Gaben, die selbst unter berühmten Heerführern selten sind.

Die Trupps waren nicht immer gleich groß an der Zahl. Es hing davon ab, wie viele Leute die Monterias benötigten, und davon, wie viele die Agenten hatten anwerben können.

In diesem Jahr war der Bedarf an Arbeitern ungemein hoch. Eine Fieberepidemie hatte etwa vier Fünftel der Arbeiter hinweggerafft. Zahlreiche neue Lizenzen für Ausbeutung der tropischen Waldungen waren von Don Porfirio ausgegeben worden, und alle Lizenzen, die abliefen, waren erneuert worden. In USA wie auch in Europa war eine rege Nachfrage nach Mahagoniholz; der Preis stand hoch.

Alles das trug dazu bei, daß die Monterias ihre Agenten beauftragt hatten, so viele Arbeiter heranzuschleifen, wie sie nur immer finden konnten. Ohne Arbeiter zu haben, war auch die schönste und teuerste Lizenz wertlos. Wenn die Lizenz einmal erteilt und bezahlt war und wenn die Regierung einmal in ihrem Staatshaushalt eine hohe Ziffer aus den Einnahmen für Ausfuhrgebühren von

Edelhölzern angesetzt hatte, so waren die Behörden mehr oder weniger verpflichtet, die Monterias in jeder Hinsicht zu unterstützen in der Anwerbung von Arbeitern. Diese Unterstützung bedeutete in allen Fällen Ungerechtigkeit oder Tyrannei gegenüber dem Individuum und der persönlichen Freiheit des Individuums. Denn wo es gerecht zugeht, wo beide Parteien, der Werber und der Angeworbene, sich einigen und sich über die Bedingungen, unter denen die Werbung und der Kontrakt sich vollziehen, friedlich verständigen, da ist eine Unterstützung der Behörden nicht vonnöten. Regierung und Behörden werden immer nur dann zur Unterstützung angerufen, wenn eine Vergewaltigung der Person und der Rechte des Individuums ausgeübt werden soll. Das Individuum hat keine Rechte, wenn der Staat Geschäfte machen will. Aber wer ist der Staat? Und wer ist es, der seine persönliche Ansicht für die allein richtige hält, nach der das Wohl des Staates beurteilt werden soll? Ein Individuum oder ein halbes Dutzend von Individuen, die sich auf eine gemeinsame Ansicht hinsichtlich dessen, was dem Staate und der Nation dienlich ist, geeinigt haben. Es ist immer das Individuum,

das vergewaltigt wird, wenn eine winzige Gruppe von Demagogen genügend Brutalität und Überredungsgabe besitzt, allen übrigen Menschen ein System aufzudrängen. Wie das System heißt, ist gleichgültig. Ob irgendein System einem Volke nützlich oder schädlich ist, hängt nicht von dem System ab. Nach jedem System können Völker zu deren Nutzen oder zu deren Unheil verwaltet werden. Es hängt von den Individuen ab, in welcher Weise sie das eine oder andere System verwirklichen; denn es gibt weder gute noch schlechte Regierungssysteme. Und es gibt kein System, was immer auch die Propagandisten des einen oder des anderen Systems predigen mögen, das auch nur ein Viertel der Menschen, denen gegenüber das System ausgeübt werden soll, glücklich und zufrieden machen könnte.

Der Trupp, in dem Andreu und Celso marschierten, umfaßte hundertneunzig angeworbene Arbeiter. Unter diesen Leuten waren junge, sehr junge Burschen, wie auch Männer, die schon nahe an die fünfzig kamen. Es waren unter ihnen rüstige Leute und schwächliche, träge und hurtige und schwerfällige. Viele konnten laufen wie die Rehe, andere nur bedächtig wie alte Mules.

Zahlreiche ermüdeten unter ihrem Packen rasch und mußten häufig ausruhen, während andere fünfzig Kilo schleppten, so unbetroffen von der Last, als wäre es ein leerer Zuckersack. Es war eine der schwierigsten Aufgaben der Agenten und der Treiber, den Trupp dicht zusammenzuhalten. Die eiligen Burschen durften nicht so weit vorausmarschieren, die schwächlichen und ungewohnten sollten nicht so weit zurückbleiben. Ein Trupp Soldaten marschiert leichter. Die Soldaten sind alle annähernd gleich im Alter, haben alle die gleiche Nahrung, sind alle in derselben Weise im Marschieren ausgebildet, und sie tragen alle das gleiche Gewicht auf dem Rücken. Hier aber wäre es schwerlich möglich

gewesen, auch nur zwanzig Mann zusammenzustellen, die man zu derselben Marschklasse hätte zählen können.

Es erforderte Übung, einen solchen Trupp zu führen. Und es war eine der Tätigkeiten, die Don Gabriel auf diesem Marsche zu lernen gedachte. In dem Trupp marschierte gleichzeitig eine Karawane von hundertdreißig Maultieren, alle schwer beladen mit Waren, die nach den Monterias gebracht werden sollten. Don Gabriel und Don Ramon hatten ebenfalls Waren aufgekauft, die sie in den Monterias mit hohem Gewinn weiterzuverkaufen gedachten. Sie verfügten über eine Karawane von achtunddreißig Tieren, alle beladen. Diese Tiere waren nicht ihr Eigentum, sondern sie hatten die Tiere mit den Arrieros, den Karawanenführern, für den Marsch gemietet. Sie zahlten nicht nach der Anzahl der Tiere, sondern nach dem Gewicht der Waren. Sie zahlten demnach nur Fracht, und die Eigentümer und Führer der Tiere waren Frachtunternehmer.

Die übrigen Tragtiere waren teils Eigentum von Händlern, teils gleichfalls Eigentum von Frachtunternehmern, von Händlern für den Transport

geworben.

Es war den beiden Arbeiteragenten halb angenehm, halb unangenehm, daß sich die große Handelskarawane dem Trupp angeschlossen hatte. Unangenehm war es darum, weil sich an den Rastplätzen nicht genügend Futter für so viele Tiere gleichzeitig vorfand. An vielen Rastplätzen war überhaupt keine Weide, sondern die Leute mußten das Laub von den Bäumen rupfen und herunterschlagen, um die Tiere füttern zu können. Je mehr Tiere gleichzeitig an einem Platze rasteten, um so tiefer mußten die Muletreiber in den Dschungel gehen, um das Laub in den erforderlichen Mengen heranschaffen zu können. Die Karawanen führten genügend Mais mit sich. So reichlich in der Tat, daß auf je zehn Tragtiere drei kamen, die keine Ware trugen, sondern nur den Mais zum Füttern. Aber von Mais allein konnten die Tiere nicht leben. Sie bekamen dann leicht Kolik und Krämpfe und gingen verloren. Sie mußten sehr reichlich grünes Futter haben, um marschfähig und tragfähig bleiben zu können.

Aus diesem Grunde war es für die Agenten unangenehm, so viele Tiere im Trupp zu haben, weil die Führer der

Tiere, die jene Handelsgüter der Agenten trugen, zu hart arbeiten mußten und übel gelaunt waren. Aber kein Trupp wollte einen oder zwei Tage hinter dem ersten Trupp zurückbleiben. Denn in einem solchen Falle fand der zweite Trupp alle Rastplätze abgenagt und abgefressen bis zum letzten dünnen Hälmchen. Selbst bei einem so unglaublich raschen Wachstum, wie es im Dschungel der Fall ist, dauert es dennoch drei bis vier Wochen, ehe wieder genügend Laub auf den Bäumen nachgewachsen ist, um Futter dicht beim Rastplatz zu finden.

So geschieht es, daß, wenn am Abmarschort zwei oder gar mehr Karawanen eintreffen, jede einzelne Karawane alle möglichen Tricks anwendet, um der nächsten Karawane vorausmarschieren zu können. Weil aber keine Karawane hinter einer anderen um einen oder zwei Tage zurückbleiben will, des grünen Futters wegen, darum sind alle Karawanen am selben Tage frühmorgens um drei Uhr abmarschbereit, und kein Trick, sei er auch noch so geschickt ausgedacht, hilft, um die eigene Karawane mit einem Tage Vorsprung marschieren zu lassen.

Darum hatten sich hier alle Karawanen in diesem großen Trupp zusammengefunden, und alle marschierten am gleichen Tage ab. Und weil sie alle am gleichen Tage abmarschiert waren, so blieben sie auch alle bis zu ihrem gemeinsamen Ziel beieinander.

Auf dem Marsche konnte keine Karawane, auch wenn sie sehr klein war, den übrigen einen Tag Vorsprung abgewinnen.

Warum das nicht gut zu machen war, hatte wieder einen anderen Grund. Im Dschungel kann eine Karawane oder selbst eine kleine Gruppe von Reisenden nicht an jeder beliebigen Stelle Rast machen. Selbst wenn ein Tier zusammenbricht, so wird es abgeladen, die Last auf die übrigen Tiere verteilt, und die Karawane versucht, gut oder schlecht, bis zur nächsten Raststelle zu kommen. Das Tier, das zusammenbrach, wird dann später gesucht, und es wird, wenn es gehen kann, nachträglich zum Rastplatz gebracht.

Die Rastplätze sind nicht nach der Willkür von den ersten Karawanen, die hier marschierten, gewählt worden.

Ein Rastplatz muß zuerst einmal Wasser haben, oft ist es nur ein Regentümpel, übrig geblieben vom letzten Regen. Wasser ist nicht überall im Dschungel.

Der Weg ist über große Strecken hinweg so sumpfig, daß es schwer für die Tiere ist, zu marschieren. Hier ist keine Stelle zum Rasten, noch weniger zum Übernachten.

Meilenlange Strecken sind so felsig und so gebirgig, daß auch dort kein Rastplatz ausgemacht werden kann.

Andere lange Strecken sind aus allerlei Gründen verpestet von Moskitos, andere von großen Pferdefliegen. Kein Mensch und kein Tier vermag hier zu rasten. An den meisten Stellen ist der Dschungel so dicht, daß nur ein schmaler Pfad offen bleibt zum Marschieren, der natürlich nicht genügt, um hier zu rasten.

Die Rastplätze sind klug verteilt worden von jenen erfahrenen Karawanenführern, die hier zuerst gereist sind. So sehr lange ist das nicht her. Einige dieser Karawanenführer, die jene lange Reise nach den Monterias durch den Dschungel zuerst unternahmen, sind noch am Leben. Es ist kaum vierzig Jahre her. Und jene Pioniere kannten ihre Tiere, sie wußten, wieviel sie

ihnen aufladen konnten und wie weit jeder Tagemarsch gehen mußte und wie weit er gehen konnte. Darum ist von jedem Rastplatz zum nächsten ein Tagemarsch für beladene Tragtiere. Weil aber der Weg an einzelnen Strecken infolge von Sümpfen und felsigen Bergen schwieriger zu marschieren ist als an anderen Strecken, so liegt der eine Rastplatz, nach der Entfernung gemessen, vielleicht näher als der andere. Aber die Marschdauer von dem einen Rastplatz zum nächsten ist so ziemlich die gleiche. Sie schwankt zwischen sechs und acht Stunden. Selbst, wenn auf dem Marsche im Dschungel eine Stelle gefunden wird, wo Lager geschlagen werden könnte, weil Wasser vorhanden ist, und Laub, so ist dennoch die Arbeit, den Platz zu lichten, so hart für die ermüdeten Leute und nimmt so lange Zeit in Anspruch, daß nur ein ganz verzweifelter Fall die Ursache sein könnte, hier ein Lager außerhalb der bestehenden Plätze einzurichten.

Es kann darum nicht geschehen, daß, wenn einmal mehrere Karawanen zugleich abmarschiert sind, eine Karawane durch rasches Marschieren gegenüber den

anderen einen Tag oder auch nur einen halben Vorsprung gewinnen könnte. Denn wenn auch die eine Karawane mit zwei Stunden Vorsprung auf dem nächsten Rastplatze anlangen sollte, so ist der darauf folgende nächste Rastplatz noch so weit, daß er am gleichen Tage nicht erreicht werden kann. Die Karawane muß darum, ob sie will oder nicht, auf dem Platze bleiben, auf dem die übrigen Karawanen, wenn auch zwei Stunden später, gleichfalls eintreffen müssen. Und wenn eine Karawane mit beladenen Tieren so rasch marschiert, daß sie zwei Stunden Vorsprung gewinnen kann, so langten die Tiere so ermüdet an, daß sie selbst unter Martern keine weiteren zwei Stunden vorwärts gebracht werden könnten. Versucht der Karawanenführer derartige Gewaltmärsche zwei Tage lang, so bleibt er am dritten liegen und hinter den übrigen Karawanen einen Tag zurück. Es kann aber nun auch keine Karawane, die einen Tag Vorsprung hat, von einer anderen Karawane eingeholt werden. Nur mit unbeladenen Tieren kann eine Karawane gegenüber einer Karawane mit beladenen Tieren einen Vorsprung gewinnen.

Diese so beschränkte Verteilung der Rastplätze im Dschungel hat aber auch zur Folge, daß ein flüchtiger Arbeiter nicht entwischen kann. Wenn seine Flucht bemerkt ist und der Jäger, der hinter ihm her ist, ein Pferd hat, so kann der Flüchtling nicht entkommen. Im Dschungel nicht. Außerhalb des Dschungels ist es leichter. Aber im Dschungel ist er an einen bestimmten Pfad und an bestimmte Rastplätze gebunden. Wer den Dschungel kennt, weiß das und ein Indianer, der den Dschungel gut kennt, unternimmt auch keinen Fluchtversuch, wenn er weiß, daß seine Flucht innerhalb dreier Tage entdeckt werden kann. Nur wenn er einen Vorsprung von vier Tagen und vier Nächten hat, gibt es für ihn eine schwache Möglichkeit, zu entwischen. Freilich, nur aus der Monteria und nur vorübergehend.

Hatten die Karawanen, die sich dem Transport anschlossen, Nachteile für die Agenten, so hatten sie aber auch wieder ihre Vorteile.

Die Händler und die Muletreiber jener Karawanen waren keine angeworbenen Mahagoniarbeiter. Sie waren Ladinos, einige der Muletreiber konnte man vielleicht

halbe Ladinós nennen. Und diese Leute vergrößerten den Generalstab und das Offizierskorps der Agenten. Sie waren in jeder Hinsicht eine Art von Miliz oder Hilfspolizei. Denn sollte es geschehen, daß unter den Massen der angeworbenen Burschen eine Meuterei ausbrach, so waren die Händler und deren Muletreiber eine gute Waffenhilfe für die Agenten. Die Händler wie auch die Führer der Karawanen trugen Revolver im Gürtel, und einige der Händler und deren Helfer hatten außerdem noch Jagdgewehre bei sich.

Aber weder diese Agenten hier noch irgendwelche andere Agenten, die Leute nach den Monterias führten, zogen je die Möglichkeit einer Meuterei in ihre Rechnung.

Während der zwanzig Jahre, seit in jenen Regionen die Ausbeute der Edelhölzer betrieben wurde, hatte sich nur eine Meuterei ereignet. Diese Meuterei war der Grundstock der vielen Erzählungen schauerlicher Art, mit denen sich die Händler und Agenten die langen Abende vertrieben, wenn sie auf ihren Reisen durch die Dörfer und Fincas waren und mit den Finqueros und Rancheros nach dem Abendessen im Portico saßen, rauchten und sich in Schaukelstühlen wiegten oder in Hängematten rekelten. An den Lagerfeuern auf Reisen durch den Dschungel wurden meist solche Erzählungen vermieden. Sie wurden vielleicht gelegentlich erwähnt, aber jeder beeilte sich, rasch auf eine andere Geschichte zu kommen, die sich zugetragen hatte in Gegenden, die weiter entfernt lagen, und unter Umständen, die denen nicht so sehr ähnlich waren, unter denen sich die Männer, die am Feuer saßen, gerade befanden.

Wurden diese Geschichten an den Lagerfeuern im Dschungel erzählt, gleichfalls jene zahlreichen

Geschichten, in denen Tiger Kinder und schlafende Erwachsene nachts vom erloschenen Lagerfeuer weggeschleppt hatten, so berichteten die Erzähler die Geschichten klar und eindeutig, wie sie sich wirklich zugetragen hatten. Hier schwindelte niemand, und jeder vermied es sorgfältig, zu übertreiben.

Wenn aber jene Geschichten in den Ranchohäusern oder in den Herrenhäusern der Fincas aufgetischt wurden, dann erlebten die Ereignisse eine Erweiterung zu ihren Gunsten. Sie wurden ausgeschmückt, aufgeblasen, geschminkt und bemalt in einer Weise, daß sich jeder fürchtete, vom Tische aufzustehen und allein in den Garten zu gehen, um seine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen.

Gelangen dann die Geschichten auf weiten Umwegen in den Speisesaal eines Hotels in der nächsten Stadt, wo die Handelsreisenden der großen Häuser in Mexico City zusammenhockten und Erfahrungen über Land und Leute austauschten, dann waren es die echten und unverfälschten Fünf-Cent-Romane geworden, von denen man wenigstens hundert kaufen muß, wenn man wissen

möchte, wer denn nun eigentlich der Mann mit der schwarzen Maske ist, der auf einem Motorrad fahren kann und gerade immer dann auf dem Schauplatze erscheint, wenn der Held des Romans über einen Pfuhl voll schnappender Alligatoren an einem zu neun Zehntel durchschnittenen Strick hängt, während die Heldin sich genau zur gleichen Zeit eingeschlossen in einem Blockhause, im tiefen Walde befindet und ein Mann auf sie losgeht, der das Aussehen und den Charakter eines Gorillas hat. Wenn man endlich den Roman bis zu seinem letzten Heft gekauft und gelesen hat, so weiß man, wo der Großvater, als er betrunken war, die acht Dollars versteckt hatte, die seine Nichte braucht um die fällige Hypothek für das Blockhaus bezahlen zu können, damit es nicht in die Hände des Schurken fällt, der allein weiß, daß das Blockhaus über dem Eingang einer reichen Goldmine steht, die seit dreihundert Jahren vergessen worden war. Und zum allergrößten Erstaunen der Leser, und damit alle leicht erkennen können, daß es sich nicht etwa um einen Schundroman handelt, sondern um einen psychologischen Roman, stellte es sich in der vorletzten Zeile heraus, daß der Mann mit der schwarzen Maske,

der immer auf dem Motorrad fährt, um stets rechtzeitig überall zur Stelle sein zu können, wenn der schöne starke Held und die sanfte keusche Heldin irgendwo in der Falle sitzen, keiner ist von den Leuten, die der Leser hundert Hefte hindurch in Verdacht gehabt hat. Wäre es einer jener Leute, dann freilich könnte man mit Recht von einem Schundroman sprechen. Aber es ist diesmal nicht der junge, ernste, sympathische, neue Methodistenprediger aus dem nächsten Ort, wo er gegen Trunkenheit, Wollust und Unzucht wettet; es ist diesmal auch nicht der Detektiv Wumbster Hillup Blatterstone; auch nicht der alte knorrige Sheriff Mike mit dem bedeutenden Zunamen Two-Guns-Ready oder Zwei-Revolver-Schußbereit, nein, es ist, und das macht den Roman zu einem psychologischen Roman, der Schurke; derselbe Schurke, der das Blockhaus, die Goldmine und die Heldin haben will, und der den Helden von seinen zahlreichen Feinden nur rettet, weil er ihn nur für andere Pläne braucht, die ein voreiliger Tod des Helden zerstören könnte.

Ganz so lustig und vergnügt geht es freilich bei den wahren Erlebnissen nicht zu. Jedenfalls wurde bei jener Meuterei recht ernsthaft gehandelt. Don Anselmo Espindola war ein tüchtiger und erfahrener Agent. Er hatte den Auftrag übernommen, zwanzig oder fünfundzwanzig Mann anzuwerben und nach den Monterias zu bringen. Von den Fincas konnte er nur sechs Mann aufkaufen, weil er nicht genügend Geld besaß die hohen Schulden anderer anderer vorzustrecken.

Er kam in die Region der Bachajonteken, die in freien Dörfern und unabhängigen Siedelungen wohnen. Hier brachte er wohl sechzehn oder achtzehn Mann auf, Leute, die aus irgendwelchen Gründen bares Geld benötigten, keine Aussicht hatten, das Geld zu beschaffen, und sich genötigt sahen, sich ein Jahr für die Monterias anwerben zu lassen, wofür ihnen sofort eine bestimmte Summe als Vorschuß ausgehändigt wurde. Don Anselmo konnte nicht auf das Candelariafest warten, um mit großen Trupps marschieren zu können und sich anderen

Agenten anzuschließen. Er mußte die Leute sofort zu den Monterias bringen.

Zur Hilfe hatte er einen Burschen von etwa fünfzehn Jahren.

Alle jenen Agenten, so rücksichtslos sie auch ihr Gewerbe des Einfangens und Aufkaufens von Indianern ausüben mögen, sind nun keineswegs etwa, wie man vielleicht denken könnte, im Typus den Händlern gleichzustellen. Sie sind ungemein robuste Gesellen. Eine Art von Menschen, wie sie nur dieses Land zu erzeugen vermag. Furcht ist ihnen unbekannt. Sie verziehen keine Miene, wenn ihnen jemand den geladenen Revolver auf den Leib preßt, oder wenn sie erwachen, jemand über ihnen steht und die Spitze des Machete gegen die Kehle pickt. So wenig aber, wie es Furcht ist, so wenig ist es Tapferkeit. Es ist mehr eine Gleichgültigkeit gegenüber dem Wert des Lebens. Der Agent sieht dem Revolver in die Mündung und sagt sich: „Pues, na, meine Stunde hat nun geschlagen, und da ist nichts zu machen.“ Aber damit ist nicht gesagt, daß er sich nicht verteidigt. Wenn er eine Möglichkeit sieht, verteidigt er sich bis zum letzten

Atemhauch. Ist er bereits so zerfetzt, daß er sein Leben nicht mehr retten kann, so kämpft er dennoch weiter; nun nicht mehr, um noch etwas zu retten, sondern jetzt nur noch, um sich zu rächen und den Angreifer nicht leer ausgehen zu lassen. Wenn er im Augenblick seines Sterbens sieht, daß sein Angreifer gleichfalls am Sterben ist, dann versöhnt er sich nicht, um nun noch in letzter Minute das Himmelreich zu erwerben. Er hat sein Paradies, wenn er den Angreifer eine halbe Minute früher sterben sieht, als es mit ihm selbst zu Ende geht.

Don Anselmo machte keine Ausnahme von diesem Typus.

Diese mehr als zwanzig Indianer, die mehr oder weniger unwillig zu den Monterias zogen, waren infolge der Trennung von ihren Familien in der denkbar schlechtesten Laune; sie gehörten einem unabhängigen Stamme an, von dem bekannt war, daß seine Mitglieder aufsässige, störrische, angriffslustige, streitsüchtige Männer waren. Diese Leute zehn bis vierzehn Tage allein durch den Dschungel zu treiben war eine Aufgabe, die zu übernehmen sich ein gewöhnlicher Mann nicht

erdreistet. Niemand, der mit den Dingen vertraut ist, wird den, der diese Aufgabe ablehnt, bezichtigen, daß er Furcht habe. Daß Don Anselmo aber diese Aufgabe übernahm, ohne lange darüber nachzudenken, wie es ausgehen könnte, zeigt, daß er ein nicht alltäglicher Mann war; denn er kannte den Weg, kannte die Leute, die er führte, und er kannte deren Ruf und deren Charakter. Er sagte sich: Bekomme ich die Muchachos durch, habe ich ein gutes Klümpchen verdient; bekomme ich sie nicht durch, dann fressen mein Fleisch die Geier, die Ameisen und die wilden Schweine. Nehme ich mir drei Mann mehr zur Hilfe, verdiene ich nichts. Also muß ich allein gehen mit dem kleinen Würmchen von Jungen und sehen, wie es ausgeht.“

Die drei Tage Marsch bis zu den ersten Bäumen des Dschungels, bis dort, wo der kleine Rancho lag, der die Reisenden mit den letzten notwendigen Lebensmitteln versorgte, ging es gut.

Verhältnismäßig gut, wie Don Anselmo zugestehen mußte. Geölt freilich ging es nicht. Er bemerkte, daß gemurrt wurde, daß die Burschen unter sich stritten, daß

nach jedem Rasten am Wege das Aufstehen und Weitermarschieren mit trägen und widerstrebenden Gesten begleitet wurde.

Aber er tröstete sich damit, daß es im Dschungel besser gehen würde. Die Leute treffen dann niemand mehr, den sie kennen; sie werden dann nicht mehr durch Hütten, die sie bisher gelegentlich sehen konnten, an ihre eigenen Dörfer erinnert, und sie fallen dann in eine Stumpfheit, wie Soldaten auf langen Kriegsmärschen, die dahintrotten, ohne noch länger zu denken, warum sie marschieren, wohin sie marschieren, wie lange sie marschieren. Sie würden sogar stundenlang im Kreise marschieren, ohne zu denken, das es Unsinn sei.

Don Anselmo hatte genügend Erfahrung mit solchen Märschen. Er wußte, daß die Burschen mit ihren schweren Packen auf dem Rücken und unter dem Einfluß ewig gleich bleibender Umgebung, und immer marschierend und rastend und auf und wieder marschierend, in eine Monotonie verfallen, in einen Zustand, der wie Schlaf oder Hypnose ist, daß sie jegliche Denkfähigkeit zu verlieren scheinen und sich ihr Denken

und Sorgen nur um den einen Punkt dreht: Wann wird der nächste Rastplatz erreicht.

Am ersten Tag im Dschungel heiterte sich die Stimmung der Burschen auf. Es war grundlos. Aber auf der Reise durch diese monotonen Dschungel und Urwälder wird die Stimmung der Menschen, ob Indianer oder nicht Indianer, beeinflußt von Dingen, die man in ihrer Eigenschaft als Einflußursache nicht wahrnimmt. Den einen Tag ist man fröhlich, und man weiß nicht warum; am nächsten Tag ist man sterbenstraurig, und man weiß nicht warum. Am Morgen ist man mißmutig, am Mittag gleichgültig, am Nachmittag verärgert, am Abend gelangweilt. Den einen Tag möchte man die Welt erobern, am nächsten lästert man Gott von früh bis spät, und heult ihn an, warum er Moskitos, Zecken, Beißfliegen, Flöhe, Spinnen, Sümpfe, Stacheln, Dornen, ätzende Pflanzensäfte, Steingeröll, stürzende Bäume und nicht eine einzige eßbare Frucht auf tagelangen Wegen schuf.

Diese Stimmungen mögen abhängen von Temperaturschwankungen, von der heißen Feuchtigkeit

und der dunklen Schwere unter dem dichten Laub, von wechselndem Luftdruck, von der unbeschreiblichen Eintönigkeit der Nahrung, von dem Stich oder dem Biß gewisser Insekten und von zehntausend anderen Dingen.

Hier war es so, daß die Burschen am ersten Tage im Dschungel so vergnügt waren wie bisher nicht ein einziges Mal. Einer spielte auf einer Mundharmonika, einige piffen dazu, zwei kreischten und dachten, es wäre gesungen, hier und dort im Trupp wurde gelacht und ewig geschwätzt.

Am zweiten Tag waren die Leute gleichgültig, am dritten übel gelaunt. Sie sprachen kaum untereinander.

Die Burschen marschierten in langer Linie, Mann hinter Mann. Der Pfad ließ es nicht anders zu.

Don Anselmo hatte zwei Maultiere im Trupp, die sein geringes Gepäck und das des Jungen trugen sowie die Lebensmittel für die beiden und den Mais für sein Pferd, das des Jungen und für die beiden Tragtiere selbst.

Der Junge ritt an der Spitze. Hinter ihm trotteten die

beiden Packtiere, und hinter denen ritt Don Anselmo.

Die indianischen Burschen marschierten teils dem Kern des Trupps, also den Tieren, voraus, teils marschierten sie hinter ihnen her.

Zuweilen, etwa zweimal in der Stunde und wo es der Pfad zuließ, hielt Don Anselmo sein Pferd an, stieg ab, zog die Gurte nach, stellte sich gegen einen Baum, zündete eine Zigarette an, stieg dann gemächlich wieder auf und ritt dem Zuge nach. Er tat das, als wäre es einer Laune wegen. Aber in Wahrheit tat er es, um den ganzen Zug zuweilen an sich vorbeimarschieren zu lassen, um zu zählen, ob nicht einer zurückgeblieben sei. Daß einer zurückblieb, brauchte durchaus nicht darum sein, daß er fliehen wollte. Er hatte etwas aus dem Packen nehmen wollen oder er hatte umpacken müssen, um die Last anders zu verteilen, oder er hatte sich einen Dorn in den Fuß getreten oder eine Zehe an den Steinen wund gestoßen oder er hatte hinter einen Baum gehen müssen oder was sonst der Grund sein mochte. Fehlte ein Mann, so wartete Don Anselmo eine Weile. Wenn der Mann nicht aufkam, ritt er zurück, um zu sehen, wo er bleibe.

Fand er ihn und sah er, daß der Bursche einen Grund gehabt hatte zurückzubleiben, dann rief er ihn: „He, du, que paso, was ist los? Ein Dorn im Fuß. Laß mal sehen. Warte, ich schneide ihn dir heraus... So, nun los und hurtig. Die anderen sind schon weit voraus. Los, los!“

Sah er, daß alles in Ordnung war, so ließ er den Burschen ruhig zurück, und er ritt nun dem Trupp wieder auf.

Würde freilich einer am Abend fehlen, dann blieb ihm nichts anderes zu tun übrig, als wieder aufzusatteln und den Burschen zu suchen. Es mochte sein, daß der Bursche gefallen war und nicht weiter konnte. War es sicher, daß der Bursche desertiert war, dann wäre er ihm nicht nachgeritten, um ihn wieder einzufangen. Aber vielleicht würde er auch das getan haben, und er hätte den Trupp an einem der Rastplätze warten lassen.

Am vierten Tage war es ungemein heiß. Die Burschen schienen sehr müde zu sein, oder der Marsch fiel ihnen infolge der Hitze und der schweren feuchten lastenden Luft im Dickicht besonders schwer. Beinahe an jedem Bach hockten sie nieder, kühlten ihre Nacken, nahmen

ihre Schalen hervor und tranken. Meist tranken sie nicht nur, sondern sie rührten ihren Posol an, um das Getränk erfrischender zu machen und ihm gleichzeitig einen Nährwert zu geben.

Don Anselmo sagte nichts zu diesem häufigen Rasten.

Als sie aber innerhalb zweier Stunden zum dritten Male Rast machten, ihre Packen ablegten und sich zu verzögern begannen, rief er: „He, Muchachos, das geht aber nicht. Wenn wir das so weiter machen, dann erreichen wir heute Nachmittag den Rastplatz nicht, und wir können uns hier in den Morast am Pfade niederlegen.“

Einer der Burschen murrte etwas. Don Anselmo war klug genug, nicht zu fragen, was er meine. Mehrere der Burschen taten, als hätten sie nicht gehört, was er gesagt habe. Sie rührten weiter lässig in ihren Schalen herum und ließen sich viel Zeit, ehe sie wieder aufzupacken begannen. Das taten sie so umständlich, als wüßten sie nicht, wie aufgepackt würde. Die Mehrzahl der Burschen jedoch beeilte sich, nahm die Packen hoch und war

bereits auf dem Marsche, als die übrigen noch am Bach hockten und ihre Schalen ausspülten.

Als der Marsch nun eine gute Weile fortgesetzt und Don Anselmo zurückgeblieben war, um zu sehen, ob niemand fehle, und als er dann wieder dicht hinter den Packtieren ritt, fiel es ihm auf, daß die Burschen merkwürdig still waren. Keiner sprach, keiner rief dem anderen etwas zu. Alle Burschen waren barfuß. Darum war ihr Marsch geräuschlos. Das einzige Geräusch, das Don Anselmo aufnahm, war das Knarren und Knistern des Sattelzeuges seines Pferdes und das Knirschen und Schaben der Packen auf den Maultieren.

Und jetzt, zum ersten Male in seinem Leben, empfand Don Anselmo Furcht. Eine ernsthafte, heftige Furcht. Er hatte allmählich begonnen, darüber nachzudenken, in welcher Lage er sich befand. Durch dieses Nachdenken begann seine Phantasie rege zu werden. Die Phantasie begann zu wuchern. Er stellte sich vor, was alles geschehen könnte und was alles mit ihm gemacht werden würde, wenn die Burschen meutern sollten. Er sah etwas, was er vorher nie gesehen hatte: daß er allein im

Dschungel war mit mehr als zwanzig Indianern vom bösesten Ruf im Staate, die kein Interesse daran haben, ob er glücklich sei oder nicht, die, im Gegenteil, keine Ursache haben, ihm etwas Gutes zu wünschen. Er fühlte, daß er völlig wehrlos sei; denn wenn er auch so gut treffen sollte, daß er sechs von ihnen erschießt, es bleiben immerhin noch achtzehn übrig, die ihm keine Zeit lassen, seinen Revolver aufs neue zu laden.

Bei dieser Windung seiner Gedanken angelangt, verfällt er in einen tiefen Schreck. Wahrscheinlich hat er den Revolver verloren, und wahrscheinlich hat einer der Burschen den Revolver aufgenommen. Das ist der Grund, warum die Burschen am Bach so störrig waren und einer sogar murrte. Mit einer hastigen Bewegung faßte er nach hinten und stößt mit der Hand auf den schweren Revolverschaft.

Er atmet befreit auf, als sei er nun von allen Gefahren erlöst. Daß achtzehn Burschen, die ihre Kameraden mit Sicherheit rächen, übrigbleiben, wenn er den Revolver abschießt, hat er vergessen.

Er zieht den Revolver aus dem Gurt, und während er lässig weiter reitet, prüft er, ob die Kammern gefüllt sind und der Revolver schußbereit ist. Er schiebt den Revolver zurück in den Gurt und zündet sich eine Zigarette an.

Aber die Burschen, die dicht hinter ihm marschierten, hatten die hastige Bewegung nach dem Revolver gesehen. Sie sahen sich an und zogen den Mund grinsend breit. Die hastige Bewegung des Don Anselmo nach dem Revolver hatte ihnen verraten, was Don Anselmo glaubte, für ewig verborgen zu halten: daß er Furcht habe.

Am nächsten Bach, an dem die Burschen Rast hielten, sagte Don Anselmo nichts. Er ließ die Leute ruhig gewähren. Auch er rührte sich, gleich den Burschen, seinen Posol an und schüttete aus einem Blechkännchen etwas Zucker darauf, um das Getränk schmackhafter zu gestalten.

Eine halbe Stunde später kam der Trupp an ein Fließchen, das von den ersten Karawanenführern, die hier eintrafen, den Namen Las Tazas erhielt, die Tassen, nach den merkwürdig geformten Gesteinen, die sich hier im

Flußbett befinden.

Als die Burschen hier schon wieder alle ihre Packen ablegten und ihre Schalen hervornahmen und so den Anschein hervorriefen, daß sie gewillt seien, eine längere Rast zu halten, wurde Don Anselmo aufs höchste erbost.

Er rief mit schreiender Stimme: „He da, ihr faule Stinkbrut, vorwärts und marschieret, oder wir kommen nicht nach der Monteria bis vier Wochen nach dem Allerseelenfest. Los und Beine, ich werde euch sagen, wo ihr Halt macht!“

Er hatte sein Pferd mitten im Fluß angehalten. Die Tragtiere und der Junge auf seinem Pferde hatten bereits das nächste Ufer erklommen, und sie trotteten gerade hinein in das Dickicht, ohne einen Blick zurück zu tun. Die Tiere hatten kein Bedürfnis zu trinken, denn sie hatten während des häufigen Haltens des Trupps reichlich getrunken.

Don Anselmo kannte Indianer lange genug, um genau zu wissen, wann und wie oft sie trinken müssen, um

marschfähig zu bleiben. Der Tag war sehr heiß. Aber der Indianer vermag stundenlang in viel größerer Hitze zu marschieren, ohne nach Wasser zu wimmern. Daß sie tranken, wann immer sie an ein Wasser kamen, hätte Don Anselmo ihnen so wenig verboten, wie er es seinen Pferden und Mules verbot. Was ihn zur Wut brachte, war, daß die Burschen in den letzten drei Stunden an jedem Wässerchen eine solche Rast gemacht hatten, wie sie nur zweimal während eines Marschtages getan werden kann, wenn die gesteckten Rastplätze für die Nacht erreicht werden sollen.

Ein Bachajonteke, der auf einem jener Gesteinsgebilde im Wasser saß, schrie ebenso gellend, wie Don Anselmo geschrien hatte: „Du gotteslästerlicher Hund von einem erbarmungslosen Teufel, du verbietest armen sterbenden Indianern einen Schluck Wasser, das uns von Gott hier an den Weg gebracht wurde. Zur Hölle und zu den Schlangen sollst du fahren, du Heidensohn einer Hure.“

Daß ein Indianer, ein Peon, jemals so etwas zu einem Ladino hätte sagen können, würde Don Anselmo nie jemand geglaubt haben. Selbst wenn ein Indianer sinnlos

betrunken sein sollte von dem elendsten Aguardiente, den eine unlizenzierte Branntweinfabrik in Jovel hätte ausquetschen können, so würde er etwas Derartiges nicht sagen, nicht zu einem Ladino. Aber die Bachajonteken waren ja keine Peones, sondern Männer aus einer unabhängigen Indianergemeinde.

Es durchfuhr Don Anselmo, daß Branntwein im Trupp sein mußte. Auf andere Weise war das Verhalten der Burschen nicht zu erklären. In den ersten zwei Tagen auf Märschen war gewöhnlich Branntwein in den Packen. Aber die Leute machten so tüchtig und so unberechnend Gebrauch davon, daß am Abend des zweiten Tages selten noch so viel übrig geblieben war, daß es zum Betrinken reichte.

Aber ob einige Burschen betrunken waren oder nicht, das kam jetzt nicht in Frage. Die Stimmung war geschaffen, und Don Anselmo wußte, daß es eine Meuterei war.

Der Junge war mit den Tieren nun schon ein gutes Stückchen voraus. Für einen Sekundenhauch dachte Don Anselmo, den Jungen durch einen Pfiff zurückzurufen.

Aber im selben Gedanken kam es zu Don Anselmo, daß er besser daran täte, den Jungen ruhig marschieren zu lassen; denn wenn der Junge zurückkäme, würde auch er noch mit erschlagen. Und Don Anselmo betrachtete das als ein unnötiges Opfer. Er durchflog hundert Ideen, wie er sich aus dieser Lage befreien könnte, ohne allzusehr geschunden herauszukommen.

Er wußte nicht, ob unter den Burschen auch nur ein einziger zu ihm stehen würde. Die sechs Peones der Finca waren sicher, die würden ihn nicht angreifen. Sie hatten zu tiefen Respekt vor einem Ladino. Daß er sich auf einen Bachajonteken verlassen konnte, der ihm ihm vielleicht wenigstens den Rücken decken würde, glaubte er nicht. Selbst wenn einige unter ihnen waren, die ihm nicht feindlich gesinnt waren, so würden sie ihm dennoch nicht beistehen, weil sie Furcht vor denen hatten, die jetzt zu kommandieren schienen.

Alle diese Gedanken ruhig und mit Bedacht zu Ende zu denken, hatte freilich Don Anselmo keine Zeit. Die Handlungen warteten nicht auf die Abwicklung von Gedanken. Don Anselmo hatte nicht einmal Zeit, mit

raschen Blicken festzustellen, wo die Feinde und wo die Neutralen standen.

Er war mit seinem Pferde mitten im Fluß, als er den Muchachos zurief, nicht schon wieder Rast zu halten. Da aber Burschen voraus waren während des Marsches und andere zurück, so hatte er in diesem Augenblick Burschen an beiden Ufern. Nicht nur das, es saßen auch mehrere Burschen zu beiden Seiten auf den Tassen, jenen Gesteinen im Fluß.

Der Fluß war nicht tief an dieser Stelle, darum war hier die Furt. Das Wasser reichte den Burschen nicht ganz bis an die Hüften. Wenn sie geschickt waren, so konnten sie hier den Fluß überschreiten, ohne sich die Oberschenkel naß zu machen, dadurch, daß sie von einer Tasse zur nächsten Tasse sprangen bis zum gegenüberliegenden Ufer.

Don Anselmo war völlig umzingelt. Das war so rasch gegangen und so unerwartet geschehen, daß er es erst bemerkte, als er nicht mehr entweichen konnte. Jetzt half ihm auch nicht einmal mehr ein kühner Sprung mit dem

Pferde. Die Tassen waren so ungleichmäßig im Fluß verstreut, daß, wohin er auch immer mit dem Pferde sprang, um das andere Ufer zu erreichen, das Pferd gestürzt wäre und sicher einen Beinbruch davongetragen haben würde.

Mit einem raschen Ruck hatte Don Anselmo den Revolver heraus. Er dachte nicht daran, den Mann, der das große Maul geführt hatte, zu erschießen. Er wollte überhaupt keinen erschießen. Das würde ihm vielleicht auch nicht viel genützt haben. Er zog den Revolver nur, um ihn schußbereit zur Hand zu haben, um sich die nächsten abzuwehren und vielleicht eines der Ufer zu erreichen, wo er ein Stück weit fortreiten konnte, um wenigstens Zeit zu gewinnen, einen Plan zu entwerfen und abzuwarten, ob nicht die Burschen vielleicht sich beruhigen würden.

Aber alles vollzog sich anders, als er sich ausrechnete.

Im Augenblick, als er den Revolver zog, bekam sein Pferd einen ungemein heftigen Hieb mit dem Machete über den Schinken gerissen, von einem der Burschen, der mit

einem Satz von einer Tasse heruntergesprungen und mit dem Sprung dicht beim Pferde war.

Durch den unerwarteten Hieb, den das Pferd erhalten hatte, bäumte es auf. Weil der Reiter das nicht erwartet hatte, so rutschte er ab und fiel in das Wasser. Da er der Länge nach hineinfiel, so ging er in dem Wasser unter.

Er richtete sich auf und schleifte sich auf die nächste Tasse zu. Als er an der Tasse hochkletterte, um auf ihr stehen zu können und von da weiterzuspringen zum Ufer, sprang einer der Burschen von der gegenüberliegenden Tasse herunter, auf dieselbe Tasse hinauf, wo Don Anselmo sich gerade hochzuklimmen versuchte, und hieb ihm den scharfen Machete quer über das Gesicht. Ehe er zu einem zweiten Hieb ausholen konnte, kam ein anderer Indianer vom Rücken her und hieb Don Anselmo einen kräftigen Schnitt in die rechte Schulter. Der Hieb hätte in den Kopf gehen sollen. Hätte er das getan, wäre der Kampf damit zu Ende gewesen, soweit Don Anselmo beteiligt war. Aber Don Anselmo hatte während des Hinaufklimmens zu der Tasse den Kopf im selben Augenblick auf die Seite gehalten, als der Hieb sauste.

Der Hieb in die Schulter hätte gleichfalls sein Ende herbeiführen können. Aber er trug eine Ledertasche an einem starken breiten Riemen über der rechten Schulter, und gerade auf die Schulter hatte sich während des Hochklimmens die starke Eisenschnalle geschoben, die das Kürzen und Verlängern des Riemens besorgte.

So hatte auch dieser Hieb seine Wirkung verfehlt, und nur ein dünner Schnitt war der Erfolg.

Don Anselmo winselte nicht um Gnade, flehte niemand an, den Vater seiner Kinder und den Erhalter seiner Frau doch nicht zu ermorden. Er war Mexikaner. Ehe die beiden Burschen wieder ausholen konnten, um ihn nun völlig in Stücke zu hacken, hatte er sich mit dem Oberleib völlig auf die Tasse gezogen und mit dem Revolverschaft dem Indianer, der ihm das Gesicht aufgehackt hatte, einen solchen Hieb gegen die Kniescheibe gepflastert, daß der Bursche für den Rest der Woche ungefährlich war. Mit einem Ruck weiter war Don Anselmo nun völlig auf der Tasse. Aber er richtete sich nicht auf. Er wußte, daß er einen der Burschen hinter sich hatte. Er brauchte es nicht zu sehen, denn er hatte ja den Hieb über die

Schulter gefühlt. Sobald er sich auf die Tasse gezogen hatte, drehte er sich in einem kurzen, raschen Schwung um, und mit dem schwerbespornten Stiefel stieß er den Burschen, der schon wieder den Machete hoch hatte, so nachdrücklich in die Eingeweide, daß der Bursche sich mit einem Aufschrei zusammenkrümmte, von der Tasse stürzte und sich im Wasser herumwand wie ein angeschossener Alligator. Auch er war für den Rest der Woche zu nichts zu gebrauchen.

Die Indianer haben wenig Organisationstalent. Das haben die Mexikaner von ihnen mit in das Blut bekommen. Darum sind sie ja auch nur die Bewohner von Mexiko, während sie andernfalls die Herren der beiden amerikanischen Kontinente sein könnten.

Und weil auch hier die Bachajonteken kein Organisationstalent bewiesen, so saßen die übrigen, die nicht unmittelbar am Kampfe beteiligt waren, ruhig auf ihren Plätzen und sahen sich den Kampf an, als wäre es eine Komödie im Zirkus. Es war ihnen viel angenehmer, der Komödie zuzusehen, als an ihr aktiven Anteil zu nehmen.

Dieser Mangel an Organisationstalent, der vor vierhundert Jahren die Ursache war, daß Hernan Cortez einer hoffnungslosen und verzweifelten Lage entchlüpfen konnte, war auch jetzt für Don Anselmo der Grund, daß er mit dem Leben davonkam. Nur einer oder zwei der übrigen Leute, die herumhockten und dem Kampfe zusahen, als ob er sie auch nicht das geringste angehe, brauchten aufstehen, einen Stein zu nehmen und ihn dem Don Anselmo an den Kopf zu werfen. Mit einem Ast, der im Fluß dahinschwamm, hätte der schwächste der Burschen den Agenten erschlagen können. Es brauchte nur einer schreien: „Schlagt ihn doch schon endlich tot, den Hurenhund!“ und die Burschen wären alle über ihn hergefallen.

Aber niemand tat etwas gegen Don Anselmo. Die beiden, die am wütendsten gewesen waren, hatten jetzt mit sich selbst zu tun. Sie dachten nicht mehr daran, einen zweiten Angriff zu versuchen. Und bei allen Burschen setzte sich rascher und rascher das alte Gefühl der Unterwürfigkeit, des Gehorsams und des Respektes gegenüber dem Ladino in die Hirne. Sie wurden ganz

demütig, und Don Anselmo hätte sie nun alle, selbst die Angreifer, mit dem Zeigefinger heranwinken können, und sie wären gekommen. Dieses Fehlen einer energischen Nachstoßoffensive ist es, das den Proletarier von dem Nichtproletarier unterscheidet. Der Proletarier sonnt sich in seinem ersten Siege. Er ist überrascht, daß es so leicht war, den Gegner zu Fall zu bringen. Und er glaubt, daß nun der Gefallene Furcht haben werde und einsehen müsse, daß er nicht wieder auf die Beine kommen kann. Weil es ihnen an Zähigkeit und unermüdlicher Ausdauer am Nachstoßen fehlt, darum gewinnen Proletarier nie eine Stellung, die dauert.

Ogleich Don Anselmo fühlte, daß er die Situation durchaus wieder in der Hand hatte, daß er den Trupp jetzt sicherer zur Monteria bringen würde als vorher, so war er doch nicht fähig, das entfallene Kommando wieder aufzunehmen.

Der Hieb, den er mit der Machete über das Gesicht bekommen hatte, brachte ihn nieder. Die Stirn war aufgespalten, die Nase war geborsten, und die Backe klaffte bis ins Kinn hinein offen, so daß die Zähne frei

lagen. Das dicke Blut strömte ihm über das Gesicht, daß er nichts sehen konnte. Er badete sich im Fluß das Gesicht, aber das Bluten ließ nicht nach. Wie ein sterbendes Tier schleifte er sich zum Ufer. Er wäre jetzt nicht mehr fähig gewesen, sich zu wehren.

Als er sich am Ufer hochgezogen hatte, begann er sein rotgeblühtes Taschentuch ins Wasser zu tauchen, sich damit das Gesicht abzuwaschen und das Tuch auszuwringen und abermals das Blut abzuwaschen. Medizin irgendwelcher Art oder Verbandzeug auf einer so gewöhnlichen Reise mitzunehmen würde einem Mexikaner nur lächerlich erscheinen. Er würde sich schämen, es hervorzunehmen, auch wenn er es mit sich hätte, weil vielleicht seine Frau es ihm in die Satteltasche gesteckt hat. Mit Sicherheit würde er es in den Fluß werfen, sähe ihn jemand. Verflucht noch mal, er ist doch kein altes Weib. Während der Revolution schnitten sich die mexikanischen Soldaten und Offiziere gegenseitig mit ihren Taschenmessern oder Machetes ihre zerfetzten Gliedmaßen ab, lachten dabei, rissen Witze und verzogen keine Miene. Es hätte ihnen nichts anderes geholfen;

denn bei den meisten Revolutionstruppen gab es weder Ärzte noch geübte Krankenpfleger, noch Verbandzeug, noch Chloroform. An solche Dinge denken mexikanische Soldaten und Offiziere zuallerletzt, weil es überhaupt nur europäischer Unfug ist. In einer Revolution siegt man oder stirbt man, alles andere ist unwichtig.

Der Agent, gehaßt von allen Burschen, erstens, weil er Agent ist, und zweitens, weil er den Leuten nicht jeden Tag zwei gebratene Hühnchen und eine halbe Flasche Branntwein für den Weg gibt, hockt auf dem Rand des Ufers, durch und durch naß, seine klaffende Wunde im Gesicht mit einem Baumwollhalstuch waschend und kühlend. Er ist völlig hilflos und wehrlos; infolge des Kampfes ist er ermüdet und hat auch nicht den geringsten Willen mehr, irgendwelchen Widerstand zu leisten, falls er nochmals angegriffen werden sollte; denn es fehlt ihm die Kraft, weil der Blutverlust, den er hatte und noch weiter hat, körperlich und zugleich seelisch schwächt. Mit einem nassen Lappen könnte einer der Burschen ihn jetzt angreifen, und der Mann würde umfallen wie ein morscher Baum.

Ringsherum, auf beiden Ufern und auf den Tassen im Fluß, hocken die Sieger. Einige, weil sie nicht wissen, was sie sonst tun sollen, rühren aufs neue Posol an; andere beschäftigten sich an ihren Packen, wieder andere pricken sich Sandflöhe aus den Fußsohlen oder suchen ihre Beine, Arme und nackten Oberkörper nach jenen ungemein feinen Stacheln ab, die sich im Dschungel von den Pflanzen abstreifen und die man kaum sehen kann, ihrer Feinheit wegen, und die dennoch so sehr schmerzhaft und belästigend sind. Um die beiden Burschen, die Angreifer, von denen der eine sich die Kniescheibe und der andere den Bauch massiert, kümmert sich niemand.

Die Sieger hocken da, unentschlossen in jeder ihrer Gesten, unentschlossen in ihren Gesprächen, die sie sehr leise führen, als wollten sie vermeiden, daß jemand erwache, und unentschlossen selbst in ihren Blicken, die sie gelegentlich auf Don Anselmo richten. Sie sind die Sieger, und nun wissen sie nicht, was sie mit dem Siege anfangen sollen. Sie können zurückgehen in ihre Dörfer, niemand hindert sie jetzt. Wenn sie Don Anselmo den

Gnadenhieb geben und ihn eingraben, versucht nicht einmal die Polizei, sie wegen Kontraktbruchs einzufangen, denn es ist kein Ankläger vorhanden, der den Antrag stellt. Sie können auch nun alle in die Monterias marschieren, nachdem sie Don Anselmo eingegraben haben. Sie können freiwillig in die Monterias gehen und hier zu arbeiten beginnen. Da kein Agent da ist, der Ansprüche auf die vorgestreckten Vorschüsse bei der Verwaltung der Monteria erhebt, so erhalten sie nun den vollen Lohn ausgezahlt, und nach zwei Jahren können sie vielleicht eine schöne Summe mit sich nach Hause nehmen. Was aus Don Anselmo geworden ist, braucht keiner von ihnen zu wissen. Sie sind ja nicht seine Schutzgarde. Der Junge, der als Bursche des Don Anselmo im Trupp ritt, hat nichts gesehen, denn er war auf dem Wege voraus. Die Muchachos erzählen, daß auf dem Marsche Don Anselmo eine Herde wilder Schweine sah, daß er ihnen nachsetzte, eines oder zwei zu erjagen, weil es an Fleisch fehlte, und daß die Burschen am Wege einen ganzen Tag und eine Nacht auf ihn gewartet haben, daß er aber nicht wieder aus dem Dickicht des Dschungels hervorgekommen sei. Wahrscheinlich haben

die wilden Schweine ihn zu Fall gebracht und ihn dann halb lebendig aufgefressen, oder er ist einem Löwen zur Beute gefallen, der auf einem Baume saß, unter dem Don Anselmo herging, und der Löwe ist auf ihn gesprungen. Oder er ist von einer Schlange gebissen worden und im Dschungel verkommen. Oder eine von dreihundert anderen Ursachen, die im Dschungel den Tod eines Menschen im Gefolge haben können, hat sich begeben.

Aber die Burschen hocken unschlüssig da, freuen sich im stillen, daß der Agent seine Prügel bekommen hat und nun einsehen wird, daß er nicht wie ein Despot über sie verfügen kann. Und mit dem Bewußtsein, daß sie, wenn sie wollen, selbst einen Ladino unter ihre Füße bringen können, geben sie sich zufrieden. Mehr wollen sie nicht.

Drei Burschen, die am selben Ufer sitzen wie Don Anselmo, sprechen miteinander. Dann raufen sie grüne Blätter von bestimmten Pflanzen, die sie sorgfältig suchen, ab und kommen auf Don Anselmo zu.

Als Don Anselmo sie kommen sieht, ergreift er den Revolver, der neben ihm liegt. Er glaubt, daß die

Burschen ihm nun den letzten Hieb geben werden, weil sie Äste in den Händen halten. Wenn es auch schon gestorben sein soll, so will er als guter Mexikaner denn doch nicht so ganz geduldig dahinsterven wie ein kranker Hund. Es sollen wenigstens noch so viele mit ihm zur Hölle gehen, wie er im letzten Augenblick noch zu treffen vermag.

Er zielt nicht genau, denn seine Hand zittert, der großen Schwäche wegen, aber er hält doch so ziemlich richtig auf die Leute hin, und wenn ein Mexikaner ernsthaft im Sinne hat, jemand zu treffen, dem er Venganza geschworen hat, so trifft er auch dann noch, wenn ihm beide Augen verbunden sind.

Don Anselmo zog ab, aber der Revolver machte nur pfisch. Er zog ein zweites Mal ab, und der Revolver machte diesmal pfafft.

Don Anselmo fluchte sofort gräßlich auf die Heiligen, rief den Teufel an und alle Donnerwetter und flehte im selben Atemzuge die Heilige Jungfrau an, alle Munitionsfabriken mit der Pest und mit den schwarzen

Pocken und mit Syphilis zu schlagen, weil sie so schlechte Munition machen, daß ein Mexikaner nicht einmal mit seinem Revolver und seinem Patronengürtel ins Wasser fallen kann, ohne sofort wehrlos gegenüber allen seinen Feinden zu werden.

Alle Burschen hatten gesehen, daß der Revolver zweimal nicht losging. Damit war der Agent nun völlig entwaffnet, und die Burschen brauchten nun nicht einmal mehr einen nassen Bindfaden nehmen, um Don Anselmo von diesem traurigen Erdendasein zu befreien.

Aber auch jetzt rührten sich die Burschen nicht. Sie blieben hocken und sahen sich das alles interessiert an, wie sich Leute einen Film ansehen, ohne daß es ihnen einfallen würde, in den Geschehnissen des Films mitzuwirken.

Ob Don Anselmo erbleichte, als er sah, daß sein Revolver unbrauchbar war, und gleichzeitig bemerkte, daß alle Burschen es gesehen hatten, läßt sich nicht sagen. Denn sein Gesicht war an jenen Stellen, die dem Hiebe nahe lagen, von Blut gerötet, und die übrigen Teile des

Gesichts und des Nackens waren infolge des Blutverlustes so bleich, daß sie auf keinen Fall bleicher werden konnten, auch wenn Don Anselmo sich erschreckt haben würde. Sicher darf man annehmen, daß er einer solchen Kleinigkeit wegen nicht erbleichte.

Ohne auch nur den geringsten Anschein zu erwecken, daß irgend etwas mit dem Revolver nicht in Ordnung sei, schwang er geschäftsmäßig die Trommel heraus, stieß die Patronen aus, schleuderte sie mit weiteren Flüchen auf die Munitionsfabrikanten in den Fluß, zog dann neue Patronen aus dem Patronengürtel und schob sie in die Trommel. Er schloß die Trommel, warf den Revolver hoch, so daß er zweimal in der Luft überkugelte, fing ihn geschickt am Schaft wieder auf und steckte ihn nun mit einem energischen Ruck in den Gurt zurück. Er wußte, daß durch diese theatralische Handlung der Revolver auch nicht um ein Pulverblättchen nützlicher geworden war, denn die Patronen im Gürtel waren ebenso zerweicht, wahrscheinlich viel nasser als die Patronen, die zum Teil wenigstens von der Trommel geschützt waren. Er nahm an, daß die Burschen, die nur

Vorderlader kannten und nur Vorderlader gebrauchten, wenn sie jagen gingen, nicht wissen würden, daß die Patronen aus dem Gürtel um nichts brauchbarer seien als die, die er in den Fluß geworfen hatte. Es war eine Kriegstaktik, die sehr alt ist, die aber Kriege gewinnen und Revolutionen in größerer Zahl verlieren ließ, als Geschichtsschreiber mitgeteilt haben.

Die Burschen, die auf den Agenten zukamen, waren stehengeblieben, als er den Revolver zog. Ob aus Mut oder aus Gleichgültigkeit oder weil sie wußten, daß ein Fortrennen nicht immer hilft gegen herumfliegende Revolverkugeln, war nicht zu sagen.

Daß der Revolver nicht losging, machte auf sie keinen Eindruck. Jedenfalls zeigten sie sich nicht erstaunt. Sie ließen Don Anselmo ruhig laden, während sie dort stehenblieben, wo sie waren, als Don Anselmo den Revolver hochnahm.

Als er den Revolver in den Gurt zurückgeschoben hatte, sagte der eine von ihnen, laut rufend:

„Patroncito, wir wollen Ihnen ja nur die Yervas buenas, die heilkräftigen Blätter, bringen, um sie auf die Wunde zu legen, damit das Bluten aufhört, sonst bluten Sie sich hier ganz aus, Patroncito, liebes Herrchen.“

„Bueno, bueno, muchachos“, sagte Don Anselmo, während er das Halstuch im Wasser auswrang, „bring die Yervas her, werde sehen, ob sie gut sind.“

Wie alle auf dem Lande lebenden Mexikaner, die im steten Verkehr mit der indianischen Bauernbevölkerung leben, hatte er mehr Zutrauen zu der Heilkraft der Yervas, die die Indianer gebrauchten, als zu den Medizinen in den Flaschen, Pulvern und Pillen.

Die Burschen kamen heran. Sie nahmen Steine, tauchten sie ins Wasser, damit sie abgewaschen würden von Erde, und dann stampften sie die Blätter und dünnen Zweigchen zu einem Brei. Sie halfen Don Anselmo, den Brei auf die Wunde zu legen, und dann halfen sie ihm, das rotgeblümete Baumwolltuch fest darüberzubinden.

Als er verbunden war, drehte er sich um nach links und

nach rechts und sagte: „Gottverflucht noch mal, und wo ist denn der verfuckte Hurensohn von einem Chivo, dieser elende Ziegenbock von einem Pferd hin?“

„El caballito esta atras de los otras bestias ya bien en el camino“, rief einer der hockenden Burschen, „das Pferdchen ist schon weit auf dem Wege hinter den anderen Tieren her!“

„Dann müssen wir ja nun wohl laufen bis zum nächsten Rastplatz“, sagte Don Anselmo, sich schwerfällig aufrappelnd.

Als er stand, taumelte er. Aber er faßte sich, schwankte mit zwei langen, schleppenden Schritten auf einen Baum zu und lehnte sich gegen ihn. Hier schüttelte er sich wie ein nasser Hund. Dann fluchte er erneut auf die Heiligen, auf die Regierung, auf die schlechten Geschäfte, die ihn zwangen, sich einem so gottversessenen Berufe wie dem, armen verschuldeten Indianern Arbeit und Brot zu geben, widmen zu müssen, und dann rief er: „He, ihr Teufel und Hurenböcke, Cabrones und Diabolos, hat einer von euch Gesindel einen Trago, einen Schluck

Branntwein? Her damit!“

Einer der Burschen, die auf den Tassen saßen, rief:
„Tengo, Patroncito, ich habe ein Fläschchen.“

„Ich hab's doch gewußt, ihr Puercos, ihr infamen Schweine, daß einige den gottverdammten Aguardiente mitschleifen. Daß dich die Heilige Allerreinste Mutter Gottes mit Blindheit und Knochenfraß schlagen möge, du Hundesohn, du gottverfluchter, komm her mit der Flasche!“ Der Bursche zerrte die Flasche hervor, eilig sprang er über die Tassen und brachte die Flasche. Sie war noch

halb voll.

Don Anselmo korkte sie auf, roch daran und sagte: „Den hat die alte gemeine Hexe, Doña Emilia, in ihrem Schitthaus gebraut, ohne Lizenz, und was weiß ich, was sie hier alles hineingepißt hat, die alte Sau. Das Gebräu kenne ich. Mich hat nun Nuestro Señor Jesus Christus auch verlassen, daß ich diese Jauche der Doña Emilia hier schlucken muß.“ Er sagte das alles nicht, um etwa

die Burschen mit Witzen zu unterhalten, sondern er war im Zuge des Fluchens, und wer ihm jetzt in den Weg kam und was ihm in den Weg kam, wurde verflucht, damit er sich die Brust und wahrscheinlich auch die Schmerzen, die nun brennend wurden, abwälzen konnte. Ein sterbender oder schwerverwundeter Krieger oder Revolutionär, der gotteslästerlich flucht, ist des verstehenden Wohlgefallens eines großen Gottes sicherer als der Mann, der nach dem Unterrock seiner Mutter winselt und nach der Salbaderei eines Kaplans. Stirb oder lebe, aber tue das eine wie das andere nachdrücklich und halte dich nicht bei dem Nebensächlichen auf.

Don Anselmo tat einen mörderischen Schluck. Dann setzte er die Flasche ab, spie die im Munde verbliebenen Reste in weitem Bogen aus und sagte: „Eine so gotteserbärmliche Jauche muß man hier trinken, wenn man kaum auf beiden Füßen stehen kann. Diese alte verhurte Schlutter, gehenkt sollte sie werden für diese Schittjauche; sie schämt sich nicht, diese Pisse auch noch Comiteco Añejo zu nennen. Gott wird ihr das schon heimzahlen, der Giftmischerin. Kein Wunder, daß bei

einer solchen Jauche die Muchachos Dummheiten machen.“

Darauf setzte er an und zog einen zweiten Schuß durch die Kehle, heftig und andauernd wie den ersten.

Dann setzte er ab, spie wieder mit einem Fluch aus, guckte die Flasche an, hielt sie prüfend gegen sich, und als er sah, daß nur knapp zwei Finger breit in der Flasche geblieben waren, reichte er die Flasche dem Burschen, dem sie gehörte, zurück und sagte: „Gracias. Und wenn du dich nicht vergiften und deine Mutter eines Tages wieder sehen willst, dann trinke besser keinen Schluck mehr von diesem Aguardiente.“

„Si, Patroncito, ja, Herrchen“, erwiderte der Bursche. Er nahm die Flasche, trug sie zu seinem Packen, packte sie sorgfältig zwischen ein Hemd und eine Hose, damit sie nicht etwa zerbrechen sollte, und riemte seinen Packen wieder zusammen.

„He, komm her!“ rief Don Anselmo den Burschen zurück. Er langte in die Tasche, zog sein Geldbeutelchen hervor

und sagte: „Hier hast du einen Toston für den Branntwein, den ich dir ausgetrunken habe.“

Don Anselmo fühlte in seiner Hemdtasche nach den Zigaretten. Er zerrte das Päckchen hervor, aber es war nur ein brauner Brei in dem zerweichten und auseinandergegangenen Papier.

„Ich habe Zigaretten, Patroncito“, sagte einer der Burschen, die in seiner Nähe standen. Er hatte keine Zigaretten in Päckchen, sondern nur die losen Zigaretten, die in gewöhnliches Packpapier anstatt in weißes Zigarettenpapier gerollt sind. Der Tabak ist vorzüglich, aber das gewöhnliche Papier macht ihr Rauchen nicht zum Vergnügen.

Don Anselmo nahm die fünf Zigaretten, die ihm der Bursche reichte. „Ich gebe dir am Abend in dem Parejo, am Rastplatz, ein Päckchen neue, ich habe genügend in den Packen.“

„Gracias, patron“, sagte der Bursche. „Soll ich das Pferd suchen gehen und zurückbringen, Patroncito?“

„Nein, das lasse nur sein, Muchacho. Das Pferd ist bei den übrigen Tieren und weit voraus. Ehe du wieder zurück bist, wird es Nacht sein. Wir werden alle marschieren.“

Don Anselmo zündete eine Zigarette an. Er rauchte mit Behagen, obgleich die Zigaretten verschwitzt waren von dem Schweiß des Burschen, der die Zigaretten in der Uhrtasche seiner Hose trug, wo sie unmittelbar gegen den Bauch des Burschen gepreßt waren.

Als Don Anselmo einige Züge getan hatte, rief er: „He, Muchachos, nun aber los, vorwärts, auf den Marsch und gut getummelt. Wir müssen bis zum nächsten Rastplatz kommen, verflucht und verdammt, oder wir schlafen hier wie die wilden Schweine am Wege. Los, los!“

Ohne abzuwarten, ob die Burschen auch wirklich kommen würden, zog er den Hosengurt hoch, zog den Riemen fester an, stülpte den Hut auf eine Seite des Kopfes, weil er der Binde wegen nicht richtig sitzen konnte, und machte sich auf den Weg.

Zu Anfang ging es hart. Er schwankte mehrere Male, mußte stehen bleiben und sich gegen einen Baum halten, um neue Kräfte zu gewinnen. Nach einer halben Stunde ging es besser. Er marschierte nun lustig drauflos. Nicht ein einziges Mal wandte er sich um. Er überließ es ganz und gar den Leuten, ob sie nachkommen wollten oder ob sie die Meuterei vollständig machten und heimkehrten.

Der Rastplatz war so gelegen, daß er auf den üblichen Märschen gegen drei Uhr nachmittags erreicht wurde. Don Anselmo kam zwischen sechs und sieben Uhr an.

Der Junge war ängstlich geworden, weil er niemand von dem Trupp sah. Aber weil der ganze Trupp zurückgeblieben war, meinte er, daß alles in guter Ordnung sei. Es verwunderte ihn nicht besonders, daß das Pferd des Don Anselmo allein angetrottet kam und von den übrigen Tieren, die bereits am Rastplatze waren, mit Schnauben und Prusten begrüßt wurde.

Als dann nach zwei Stunden weder Don Anselmo noch einer seiner Burschen kam, wurde der Junge unruhig. Aber er konnte nichts tun. Wenn er sich auf sein Pferd

gesetzt hätte und zurückgeritten wäre, konnten die übrigen Tiere ausbrechen. Dann sagte er sich, daß Don Anselmo ja in Gemeinschaft von den mehr als zwanzig Burschen sei, die, wenn ihm etwas auf dem Wege geschehen sein sollte, ihn auf jeden Fall herbringen würden.

Nach einer Weile unschlüssigen Wartens lud der Junge die Tiere ab, sattelte die Pferde ab, ließ sie sich wälzen, dann nach Gras suchen, richtete das Lager notdürftig unter einem Palmenschutzdach her, zündete endlich das Feuer an und begann Bohnen, Reis, Trockenfleisch und Kaffee zu kochen. Dann kam Don Anselmo. Er fiel gegen das Feuer. Der Junge rückte ihm den Sattel heran, damit sich Don Anselmo dagegen lehnen könnte. Dann gab er ihm Kaffee zu trinken.

„Que paso, Don Anselmo? Was ist Ihnen zugestoßen?“ fragte der Junge. Don Anselmo trank den heißen Kaffee, schob einige trockene Tortillas in das Feuer und sagte: „Eh, nichts von Wichtigkeit. Kaum darüber zu reden. Ein paar der Muchachos hatten sich besoffen. Und ich habe eins mit dem Machete über den Kopf gekriegt. Das ist

alles. Und weißt ja, wie das geht. Da ist es dann spät geworden. Und während ich mir das Blut hier abwaschen wollte, da ist das Pferd allein losgegangen. Das ist alles. Es todo.“

„Haben Sie denn nicht geschossen, Don Anselmo?“ fragte der Junge.

„Aber ich bin doch nicht selbst besoffen. Was denkst du dir denn, Chamaquito? Ich werde doch nicht schießen. Es ist ja mein eigenes Geld, das ich da zerschieße. Und ich bin doch nicht loco, wahnsinnig, daß ich mir zum reinen Vergnügen mein Geld zerschieße. Gib mir mal die Zigarette her, meine sind ganz zerweicht. Mache eine Büchse Sardinen auf, ich habe Appetit darauf. Haben wir noch einen guten Schluck Comiteco in der Flasche?“

„Die ist doch mehr als die Hälfte voll“, erwiderte der Junge. „Wollen Sie die Flasche haben, Don Anselmo?“

„Jetzt nicht, später, nach dem Essen, ehe ich mich hinlege. Ich habe den ganzen Bauch voll Jauche, die muß ich ausspülen. Gib her die Sardinen. Wo ist das Salz? Sind

die Mules wundgescheuert?“

„Nein, Don Anselmo, die Mules sind in guter Ordnung.“

„Du hast dich doch nicht gefürchtet, allein, Chamaquito?“

„Aber, Don Anselmo, ich werde mich doch nicht fürchten. Ich hatte nur Angst, daß Ihnen etwas geschehen sei, vielleicht mit den Muchachos.“

Don Anselmo lachte: „Meinetwegen brauchst Du keine Angst zu haben. Das weißt du doch. Und die Muchachos sind gute Burschen.“

„Pues“, wandte der Junge ein, „ich bin nicht ganz sicher mit den Bachajonteken. Das sind Matadores, Mörder. Da kommen die Muchachos.“

Don Anselmo sah hinüber, wo der Pfad auf den Rastplatz traf. Die Burschen kamen an, einzeln, einer nach dem anderen.

Es wurde nun rasch finster. Und ehe der letzte der Burschen angekommen war, war die Nacht völlig

hereingebrochen.

Auf dem Rastplatz sah man nur die flackernden Feuer und das Hinundherlaufen der Burschen, ohne sie zu erkennen.

Don Anselmo wußte nicht, ob alle Burschen hier waren, und wenn sie nicht hier waren, ob sie später, vielleicht erst morgen kommen würden. Am nächsten Morgen, lange vor Sonnenaufgang, war das Lager rüstig. Einige der Burschen fingen die ausgestreuten Tiere ein und halfen dem Jungen beim Aufladen.

Dann wurden alle Feuer ausgelöscht und ausgetreten und mit Erde beworfen. Don Anselmo rief: „Los, Muchachos!“

Er saß bereits im Sattel, und der Junge trieb die beiden Tragmules vor sich her. Don Anselmo folgte hinter dem Jungen. Dann hieß er den Jungen, sobald sie auf dem Wege waren, wieder voranzureiten, um den Tieren Führung zu geben, und er ritt hinter ihnen. So wenig wie er sich gestern am Fluß gekümmert hatte, ob die Burschen kamen oder nicht, so wenig er sich am Abend

gesorgt hatte, festzustellen, wie viele Burschen gekommen waren, so wenig bemühte er sich jetzt darum, zu erfahren, wie viele Burschen auf dem Wege waren.

Seine Wunde schmerzte heftig. Er hatte die Binde nicht abgenommen in der Nacht. Sie klebte nun fest, und wenn er eine unvorsichtige Bewegung mit dem Kopfe tat, riß das an der Wunde und erhöhte den Schmerz. Am Abend hatte er die kurze Wunde an der Schulter untersucht. Sie war nur einen Finger lang und einen halben Zoll tief. Darum legte er keinen Wert darauf, sie war zu unbedeutend.

Der Trupp erreichte die Monteria. Und jetzt fand es Don Anselmo notwendig, die Burschen, die er brachte, zu zählen. Er hatte nur vier verloren. Vier Bachajonteken, von denen zwei jene Burschen waren, die ihn angegriffen hatten. Er ließ sie auch später nicht einfangen wegen Kontraktbruchs. Er betrachtete sie als Verlust, als wären sie auf dem Marsche gestorben.

In der Monteria wurde er gefragt, wo er seine Wunde her habe. Er sagte, einer der Burschen habe sie ihm mit dem

Machete versetzt und sei dann desertiert. Die näheren Umstände erwähnte er nicht. Sie kamen aber dennoch mit der Zeit zur weiteren Kenntnis; denn die Burschen erzählten den Vorgang anderen Burschen.

Die Narbe hat Don Anselmo heute noch; sie ist so kräftig, daß sie niemand übersehen kann und er sie nicht zu verstecken vermag. Wenn jemand nach ihm sucht und er ihn nicht kennt, so wird gesagt:

„Der Mann mit dem zerfetzten Gesicht, du kannst ihn gar nicht verwechseln mit einem anderen.“

Don Anselmo ist heute noch Werbeagent für die Monterias. Und ein dutzendmal seit jenem Marsche hat er ein halbes Hundert Burschen, nur von einem Jungen begleitet, durch den Dschungel in die Monterias gebracht. Er tut es nicht aus Vergnügen oder aus Abenteuerlust. Aber er hat eine Familie zu erhalten. Es ist das einzige Geschäft, das er versteht und das genügend Geld einbringt, um seine Familie zu ernähren und zu kleiden. Immer, wenn er glaubt, daß nun das jüngste Mädchen endlich aus dem Schlimmsten heraus sei und er

daran denken könne, sich einen kleinen Laden zu kaufen und den Rest seines Lebens ruhig in der behaglichen Nachbarlichkeit einer kleinen Stadt zu verbringen, da sagt seine Frau: „Du, ich glaube, das nächste ist wieder ein Junge.“ Was bleibt ihm übrig? Er muß wieder Arbeiter anwerben und sie zur Monteria führen. Er hängt so gut an seiner Kette, wie die Burschen, die er anwirbt, an ihrer Kette hängen; und wenn er nicht seinen Kopf besser gebrauchen könnte als jene Indianer, die er zu den Monterias bringt, dann könnte es geschehen, daß er nicht als Werber zur Monteria käme, sondern als Angeworbener.

Kapitel 05

01

Zuweilen werden Menschen, die sich bei ihrer ersten Begegnung verprügeln, später die besten und zuverlässigsten Freunde.

So trug es sich auch zwischen Andreu und Celso zu. Noch vor dem Abmarsch, als Celso wieder genügend nüchtern geworden war, um die Umwelt mit klaren Augen zu sehen, hatte er sich mit Andreu ausgesöhnt. Er verstand es, Andreu klarzumachen, daß dieser ebensoviel Schuld an der Prügelei trug wie er selbst.

Andreu hatte durch seine lange Jahre währende Tätigkeit als Carretero völlig die Gewohnheiten und die Art des Sprechens der Indianer der kleinen Dörfer abgestreift. Er erweckte durch die Art, wie er sich kleidete und wie er sich unter den Ladinos bewegte sowie dadurch, daß er lesen und schreiben konnte, bei jedermann den Eindruck, daß er zu der Klasse gehöre, aus der die Monterias und die Kaffeeplantagen ihre Aufseher und Capataces und

bevorzugten Arbeiter, von denen man einen gewissen Grad von Intelligenz erwartet, herholen.

So war es durchaus natürlich, daß Celso in Andreu, als er sich dem Lagerfeuer der Monteriaarbeiter näherte, einen Capataz, einen Spion und Aushorcher und Angeber der Arbeiter erblickte. Und weil die Wut, die Celso gegen die Capataces fühlte, ihren Hochpunkt erreicht hatte, so war es zu entschuldigen, daß er Andreu scheinbar ohne Ursache angriff. Andreu verstand das Verhalten des Celso, als er dessen Geschichte kannte, besser, als manch ein anderer es verstanden haben würde. Er war ja wie Celso auch ganz ohne Schuld und ohne etwas dazu tun zu können, in die Fänge eines Werbeagenten, in die des Don Gabriel, geraten. Er war der Finca, zu der er gehörte wie die Viehherden und wie das unbewegliche Land, durch mehrere Umstände entkommen. Einmal für längere Zeit dieser Halbleibeigenschaft ledig und fern der Finca, wo die Macht der Finqueros geringer ist und wo das gleichzeitige Nebeneinanderbestehen von freizügigen Arbeitern und von gebundenen Arbeitern undurchführbar ist, geht der indianische Landarbeiter

und seine zukünftige Familie der Finca und dessen unbeweglichen Werten verloren.

Aber die Finqueros mögen zuweilen einen Peon scheinbar entweichen lassen, sie werden immer, wenn sie glauben, daß es für sie günstig sei, Mittel und Wege finden, den Peon wieder zurückzubringen zu dem Erbgut der Finca.

Auf der Finca, von der Andreu stammte, lebten der Vater, die Mutter und die jüngeren Geschwister des Andreu. Der Vater des Andreu hatte bei dem Finquero Schulden stehen, und der Finquero beschloß, die Schulden des Peons, der ohne Vermögen und Besitz war, dadurch einzutreiben, daß er ihn für die Schuldsomme an einen Werbeagenten der Monterias verkaufte. Der Mann wurde ältlich und war wahrscheinlich nicht mehr lange als vollwertige Kraft anzusehen. Das sagte auch der Agent Don Gabriel. Aber der Finquero beruhigte Don Gabriel über diesen Punkt: „Habe keine Sorge, du brauchst den Alten nicht zu nehmen, du bekommst den Jungen, kräftig und gesund wie ein vierjähriger Stier.“

Der Junge kam auch wirklich und übernahm den Kontrakt seines Vaters, weil er es nicht ertragen hätte, seinen Vater in der Monteria verkommen und sterben zu wissen.

So erhielt der Finquero die Schuldsomme in bar ausgezahlt von dem Agenten, gleichzeitig konnte er seinen Peon, den Vater des Andreu, behalten, und damit hielt er auch die heranwachsenden jüngeren Geschwister des Andreu an der Finca fest und mit Sicherheit die Familien, die jene heranwachsenden Kinder in wenigen Jahren gründen werden. Dann kam auch eines Tages Andreu aus der Monteria zurück, sobald er die Schuldsomme seines Vater abgearbeitet haben würde, und, einmal von der Monteria zurück, wird er die Finca im Vergleich mit der Monteria als Paradies ansehen. Damit nicht genug. Der Finquero hat inzwischen mit einem seiner Peones gesprochen, der eine heiratsfähige Tochter hat. Der Finquero verspricht jenem Peon, daß er der Tochter als Heiratsgut ein besonders schönes Stück Land, wo sie ihre Hütte erbauen kann, zum Lehen geben wird und außerdem zwei Schafe und zwei kleine

Schweine, unter der Voraussetzung, daß sie sich mit Andreu verheiratet, wenn er zurückkommt. Andreu, von der Monteria heimkehrend, hat Verlangen nach einer Frau wie ein Stier, der drei Monate eingesperrt war, nach einer Kuh hat. So heiratet er das Mädchen so rasch, wie es nur die Sitte unter seinen Leuten zuläßt, und die Finca hat eine neue seßhafte Familie von Peones. Eine Finca ohne ständige Arbeitskräfte ist wertlos, und die einzigen Arbeitskräfte, die eine Finca in jenen Regionen haben kann, sind die Familien, die zu jener Finca gehören.

„Du bist ebenso tief in der Schitt wie ich, das will ich dir schon sagen“, meinte Celso, als Andreu ihm erzählte, wie er zu dem Trupp gekommen sei.

„In jeder Hinsicht sind wir tief drin; du hast ein Mädchen auf dich warten und ich habe eines auf mich warten; beide werden wohl warten können, bis ihnen das kleine Mäuschen vertrocknet ist“, sagte Andreu.

„Ich bin immer noch ein wenig besser dran als du“, erklärte Celso. „Ich kann fortlaufen, mein Vater braucht nicht zu büßen, ich habe auch keinen Bürgen, den sie

holen können für mich. Aber bei dir, bei dir muß dein Vater heran. Und dann bist du genau da, wo du warst, als du noch bei deinen Karren arbeitetest und dein Mädchen neben dir auf dem Sitz saß.“

„Aber, du Esel, warum rennst du denn nicht fort“, fragte Andreu, „wenn weder dein Vater noch sonst wer für dich heran muß?“

„Esel. Esel du. Wo will ich denn hin? Wenn ich mein Mädchen haben will, muß ich ins Dorf zurück. Sie verläßt das Dorf nicht. Dort ist ihr Land, und dort sind ihr Vater und ihre Mutter. Und gehe ich zurück nach dem Pueblcito, hat mich die Polizei am nächsten Tage, schleift mich zurück zur Monteria, ich kriege fünfhundert übergezogen oder vielleicht tausend und sitze mit hundert Pesos für das Einfangen tiefer drin. So dumm bin ich nicht. Und wenn ich nicht in den Pueblo zurück kann zu dem Mädchen, was hat es für einen Sinn, irgendwo anders hinzugehen. Überall mußst du arbeiten und verflucht hart arbeiten. Nicht ein Centavito wird dir geschenkt. Dann kann ich ebensogut in der Monteria arbeiten. Fortrennen. Frei bewegen nach eigenem

Gutdünken! Wohin? Von einem Arbeitsplatz zum anderen. Der Lohn ist doch kaum sehr verschieden. Kaffeeplantage, Monteria, Carreta, Arriero und Muletreiben. Wie viele Jahre hast du als Carretero gearbeitet, sagst du? Nun gut. Kannst du dir vielleicht nun eine Milpa kaufen, ein ganz kleines Stückchen Maisfeld? Schitt. Nichts. Nichts hast du. Jahre und Jahre hast du Carretas gefahren und gearbeitet, härter und mehr als alle deine Ochsen, und nun kannst du nicht einmal für deinen Vater auf der Finca die Schulden bezahlen, und du hast noch sogar die Schulden mit in den Vertrag überschreiben lassen müssen, die du bei deinem Fuhrherrn hattest. Fortrennen? Sage mir wohin. Hier nimm die Zigarre, ich weiß sie besser zu drehen als du. Das wirst du auch in der Monteria lernen, wie man gute Zigarren dreht.“

Am ersten Tage kam der Trupp bis zu einer kleinen Rancheria. Ihr Name war Chiquiltic, ein indianisches Wort, das heißt: kitschige Stelle. Das Herrenhaus war eine Lehmhütte, die auf einer Anhöhe stand, von wo aus der Besitzer alle die ärmlichen Hütten seiner Peones übersehen konnte, die weiter unten lagen.

Der Trupp lagerte sich teils auf der Neigung der Anhöhe, teils unten zwischen den Hütten der Indianer, teils am Rande der Waldung, teils sogar ein Stück in die Waldung hinein.

Obgleich der Marsch nicht allzu hart gewesen war, so galt die Strecke als die übliche Jornada, die Tagesleistung. Auf dem Wege war ein Fluß zu kreuzen. Das hatte seine gute Arbeit. Alle Tiere mußten da abgeladen werden. Die Lasten wurden auf den Köpfen der Burschen an das andere Ufer getragen. Wären die Lasten auf den Rücken der Mules geblieben, so wären sie zerweicht, denn das Wasser stand so hoch, daß es den Leuten bis an den Hals reichte.

Auf der anderen Seite mußte den Tieren etwas Zeit gegeben werden, daß sie trocknen konnten, um zu vermeiden, daß sie sich zu leicht wundscheuerten. Dann mußte wieder aufgepackt werden. Das alles nahm eine gute Zeit in Anspruch und kürzte den Tag, so daß es schon weit in den Nachmittag hineinging, als der Trupp in Chiquiltic ankam.

Andreu und Celso hockten am selben Lagerfeuer.

„Sieh einmal zu“, sagte Andreu, „ob du für zehn Centavos Manteca, Fett, oben im Haus oder in einer Hütte kaufen kannst. Hier, nimm diese Blechflasche.“

Celso machte sich auf den Weg. In allen Hütten wurde gehandelt. Eier, gedörrtes Fleisch, Fett, Tortillas, Chile-Pfefferschoten, Rohzucker.

Als er endlich mit dem gekauften Fett zurückkam, sagte er: „Wir haben einen neuen.“

„Was neuen?“ fragte Andreu.

„Einen neuen Geschnappten. Wieder einer ganz

freiwillig, der in die Monteria geht. Er ist hier zwei Tage herumgelungert in der Rancheria und hat auf den Trupp gewartet. Er ist auf Don Gabriel zugekommen, als ich gerade oben im Hause war und nach dem Fett fragte. Don Gabriel hat seine Hängematte für die Nacht oben im Portico des Hauses aufgehakt. Ich möchte da nicht schlafen. Dick mit Flöhen. Da hat der Neue gefragt, ob ihn nicht Don Gabriel anwerben wolle für die Monteria. Da hat ihn Don Gabriel von allen Seiten angesehen und abgefühlt, du weißt ja, wie er das macht, und dann hat er gesagt: „Bueno, kannst mitgehen, einen Toston den Tag. Schulden? Nein? Wieviel willst du Enganche? So? Bueno, hier sind fünf Pesos Enganche, Vorschuß, kaufe dir für den Marsch ein. Den Kontrakt schreiben wir in der Monteria. Sparst eine Menge Geld, brauchst keinen Stempel zu zahlen. Suche dir da unten ein Feuer aus, wo du dich zu den Muchachos hinsetzen kannst. Wie heißt du? Santiago. Bueno. Adios.“ Dann winkte ihm Don Gabriel ab und schaukelte sich wieder in der Hängematte. So fallen dem die gebraten Truthühner ins Maul. Man macht ihm das Maul auch noch auf, damit er sich nicht totarbeiten soll.“

„Wo ist er denn jetzt, der Neue?“ fragte Andreu.

„Er läuft in den Jacales, in den Hütten, herum und kauft sich seine Rationen ein. Du, da kommt er angewischt.“

Der Neue kam gerade auf das Feuer des Andreu zu, wahrscheinlich, weil er hier nur zwei sitzen sah, während an allen anderen Feuern sechs, acht und sogar zwölf Mann hockten.

Als er nur noch etwa fünf Schritt entfernt war, rief Andreu: „He, du, du willst mir doch nicht etwa im Ernst sagen, daß du Santiago bist von Cintalapa.“

„Halt dein gottverfluchtes Lästernaul, Andrucho, dem stinkigen Hund von Enganchador habe ich gesagt, daß ich von Suchiapa bin, und ich schlage dir die Fresse breit, wenn du einer Seele erzählst, daß ich Carretero bin. Und dich geht das auch an, Bursche“, wandte er sich Celso zu. „Wer ist denn das, den du hier mit dir hast, Andrucho?“

„Brauchst dich nicht zu sorgen um den, das ist Celso. War früher in Soconusco in den Kaffeefincas und ist nun schon ein alter Knüppel in den Monterias. Der beste

Muchacho hier in der ganzen Caobaarmee.“

Santiago setzte sich zu dem Feuer und begann aus dem Netz alles auszupacken, was er sich eingekauft hatte, um sein Abendessen zu kochen.

„Du, Celso“, sagte Andreu, „hier Santiago war mit mir Carretero, wir sind jahrelang zusammen in derselben Kolonne gefahren. Bei meiner heiligen Ochsenseele, Hombre, Santiago, dich hätte ich hier zuallerletzt zu sehen erwartet. Nun kann es ja nicht ganz so hundetraumig mehr werden, seitdem du auch noch hier bist.“

„Weißt du, mi hijo“, meinte Santiago, während er die schwarzen Bohnen ans Feuer setzte, „es ist immer meine Sehnsucht gewesen, einmal in die Monterias zu kommen. Wenn du Carretero gewesen bist für einige Jahre, so spart dir Gott das Fegefeuer, sagen sie. Aber sie sagen auch, die Leute, wer zwei Jahre in der Monteria war, wird von keinem Teufel für die Hölle angenommen, weil ihm der Teufel mit keinem Feuer und mit keiner Marter erschrecken kann und ihm jedes Vergnügen versauert.“

Und weil das immer meine große Sehnsucht war, zu sehen, wie das ist in der Monteria, darum bin ich hier.“

„Aber, Mann, Hombre“, lachte Andreu, „rede uns doch keinen kalten Erbsenbrei mit Garbanzas. Sage schon lieber gerade heraus, que pelo tienes en tu supa? Was für ein Haar schwimmt denn in deiner Suppe?“

Santiago zog das Gesicht schief und erklärte: „He, Brüderchen, das Härchen in meiner Suppe sind zehn Jahre Penetenciaria, und wenn der Richter sich vielleicht am Tage vorher den Magen verdorben haben sollte, können es auch ganz gut zwanzig Jahre Gefängnis sein. Vielleicht verstehst du meine Sehnsucht nach der Monteria nun besser, und noch viel besser wirst du nun verstehen, daß ich dir und dem da, wie sagst du, Celso, daß ich euch beiden die Schlapperluken so vermansche, daß nicht einmal mehr ein wackliger Zahn drin hängenbleibt, wenn ihr zu irgendeinem hier oder sonstwo etwas sagt.“

Er rührte in den Bohnen herum, schüttete den gemahlenden Kaffee in das Blechkännchen, warf einige

Brocken braunen Zucker darauf, goß Wasser hinzu bis zum Rand und schob das Kännchen zum Feuer, während er das Gesicht verzerrte und den Kopf weit in den Nacken zurückbog, weil der beißende Rauch des Feuers ihm in die Augen fuhr. Als er alles nach seinem Wunsche am Feuer stehen hatte und nun geduldig darauf warten mußte, bis es gekocht war, wickelte er sich eine Zigarette in ein Maisblatt, zündete sie an und sagte: „Daß ich mit acht Jahren davonkommen könnte, glaube ich nicht. Der kleine Vorfall ist zu dick. Zehn wenigstens. Es liegt da einer zwei Meter unter der Erde, und, wie sie alle sagen, er war in der Blüte seines Lebens, und ich habe ihn hinweggerafft, und so etwas wird einem immer übel genommen. Du kommst zu so einer Sache und weißt gar nicht wie. Mit einemmal liegt er da und murrst nicht mehr, und da hilft dann kein Balsam mehr und kein Manzanillotee, und du mußt dich auf die Beine machen.“

„Aber, Mensch, das ist doch nichts erzählt“, sagte Andreu. „Rede das richtig heraus in guter christlicher Weise und schlappere nicht wie ein alter Heide eine Brühe herunter, von der man nicht weiß, ob sie nun gekotzt oder geschitt

ist. Oder halt 's Maul überhaupt und verdaue das Gedärm.“

Das Maul konnte Santiago natürlich nicht halten, wie es niemand halten kann, in dem etwas herumwürgt. Er muß es von der Leber herunterhaben, und wenn es ihm das Genick kostet. Nicht die Hirne und Hände, sondern die Mäuler bringen das meiste Ungemach über die Menschen.

„Du kennst doch mein Mädchen, die Sinforosa, die ich in Cintalapa hatte?“ sagte Santiago.

„Sicher“, erwiderte Andreu, „jedes Kind wußte, daß sie deine Frau war. Hat sie nicht ein Kind von dir?“

„Eins? Drei hat sie. Zwei sind gestorben, oder ihre Mutter, ich meine die Mutter der Sinforosa, die alte Hexe, hat sie vergiftet. Die konnte mich ja nie leiden, und hundertmal hat mir die Alte ins Gesicht gesagt, daß sie mich zehn Fuß unter der Erde wissen möchte und meine Brut dazu, und dann würde sie glücklich sein. Aber das Mädchen hatte mich gern und ich das Mädchen, und die

Kinder kommen, da brauchst du nur einmal mit dem linken Hüftknochen wackeln. Das ist ja auch ganz natürlich. Zwei Monate oder drei Monate auf dem gottverfluchten Camino mit den Carretas, schuftest dich grün und blau, und dann kommst du gelegentlich wieder einmal mit der Karawane durch Cintalapa und machst zwei Tage Ruhe, und da bist du natürlich immerfort mit dem Mädchen. Bueno. Also gut. Und als ich dann wieder einmal zwei Monate fort war auf dem Marsch, da war eine Fiesta, eine große Rummelei in Cintalapa. Karneval oder Einsetzung des neuen Presidente der Municipalidad oder so etwas. Menge Tanz. Und Bier und Tequila und Moscatel und Anis. Sinforosa war natürlich auch da. Sie ist ja erst zwanzig Jahre und hübsch und tanzt gern, und wenn sie nebenbei gelegentlich ihr privates Vergnügen hat, das gehört dazu und nehme ich ihr auch nicht weiter übel. Eine Flasche muß ja hin und wieder einmal zugedreht werden, sonst verlernt sie gar noch, Flasche zu sein und wird schimmelig.

Aber was mich dann doch geärgert hat, als ich es hörte, war, daß dieser eiterbeulige Hund von einem Krämer, der

da eine Tienda hat, einen verfuckten Kramladen, mein Mädchen, meine Frau, als sie ein wenig aufgeheitert war von dem Moscatel, verlockt hat, zu seinem Haus zu kommen. Seine Frau war nicht daheim, und das wußte die Sinforosa nicht, sonst wäre sie nicht gegangen. Als sie dann eine Weile dort allein im Hause waren, da hat dieser Sohn einer rühdigen Hündin der Sinforosa einen Fausthieb gegen den Kopf gegeben, sie über das Bett gefeuert und ihr gewaltsam den Korken eingedreht.

Sie hat da selbst in Cintalapa ein kleines Krämchen mit Zwirn, Nadeln, Zigaretten, Bändern, Kerzen, die sie selbst gießt, Bananen, Limonade, Bonbons und all solchen Schlums, den die Leute alle Tage brauchen und den ich ihr gekauft und eingerichtet habe von einem Vorschuß, und damit sie was zu tun und zu leben hat, wenn ich auf dem Marsch mit den Karawanen bin. Aber nun hat sie mit dem Krämer richtig angefangen. Mein süßes Schneckelchen hier und mein liebstes Mäusekätzchen da, und dann immer drüber und drüber jeden Abend, wo sie nur Platz fanden, sich hinfallen zu lassen. Seine Frau wußte natürlich gar nichts, und eine Unmasse Kinder hat

er selber genug im eigenen Hause. Wenn ich so daran denke, Schluck und Fuck noch mal, da kann man doch wahrhaftig noch ganz verrückt werden. Und da hat sie mir auch immer gesagt, daß sie nur einen gern hat, und das bin ich, und so, kannst dir ja denken, wie das geht mit diesem Weibervolk. Ewig kitzelt es ihnen, und sie können nicht genug haben, und reden hier Zucker und da Honig, und hier machen sie Seifenschaum und da gut gerührtes Eiweiß, und du weißt doch nie, was nun eigentlich hinter dem allen das Richtige ist und was nun wahr ist und was gelogen und wie das vorn und wie das hinten geht.

Bueno. Da komme ich nun eines guten Tages an mit meiner Kolonne. Ich fuhr damals mit der Karawane des Pedro. Du warst schon weg, Andrucho. Also, ich komme an, und alles ist gut und mollig, und es geht frisch weg wie immer. Am ersten Tage war ich wahrscheinlich zudringlich, und da habe ich nichts bemerkt. Aber dann am zweiten Abend, da kam mir doch einiges so ungewohnt vor. Sie hatte da einen oder zwei Tricks, die ich nicht kannte. Waren nicht so ganz unvergnügt. Aber nach einer Weile dachte ich dann, gottverflucht noch mal,

das muß sie irgendwo gelernt haben, natürlich von einem anderen. Aber dann dachte ich gleich wieder, es kann ihr ja auch eine andere Frau erzählt haben. Die machen das ja unter sich aus. Und jetzt will sie das natürlich gleich einmal probieren mit mir.

Am nächsten Tag war Sonntag. Ich hätte ja eigentlich nun fortgemußt mit den Carretas. Aber ich redete mit Pedro, und es traf so gut zusammen, daß uns ein Maisaufkäufer in den Weg kam und Fracht anbot, aber erst für den nächsten Tag, und so konnten wir gut den Sonntag noch dableiben. Ich ging in den Billardsaal, wo die anderen Burschen, auch die aus dem Ort, waren. Einer war heftig angepiffen; er kam auf mich zu, grientete und schrie: „Holla, 'miguito, Santiago, wie gefällt dir dein Korkenschwager?“ „Halt's Maul“, riefen ein paar Burschen, und einer sagte zu mir: „Der weiß nicht, was er sagt, der ist ja seit gestern so voll, daß er an allen Seiten überläuft.“

„He, du, was meinst du denn?“ fragte ich den Burschen und zog ihn am Hemdkragen heran, daß er rot wurde im Gesicht. Er quäkte heraus: „Frage deine Mujer, die kann

dir das besser erzählen als ich.“

Ich stieß ihn über den Billardtisch und lief zu ihr. „Nun komme doch einmal heraus mit der Flöte“, sagte ich zu ihr. „Ich weiß, was los ist. Kannst mir auch den Rest noch erzählen.“ Ich wußte nichts. Aber das war ihr nicht bekannt. Im ganzen Cintalapa war die Frau des Kaufmannes die einzige Person, die nichts wußte, und ich war bis jetzt die zweite Person gewesen. Weil Sinforosa glaubte, daß mir die Burschen vielleicht doch schon alles erzählt hätten, und weil sie auch wußte, daß gewöhnlich solche Dinge weit übertrieben werden, wenn sie von anderen erzählt werden, um Skandal zu machen, darum kam sie nun heraus mit allem, um die Übertreibungen abzuschwächen. Sie sagte mir, daß sie gar nichts dafür könne, daß der Mann sie nicht nur verführt hätte, sondern daß er sie auf den Kopf geschlagen und sie dann genommen habe, als sie von nichts wußte und nicht einmal schreien konnte. Das brachte mich in Wut, kannst dir denken. Sie sagte nun auch, daß sie freilich weiter mit ihm zusammengewesen sei, weil er bei der Heiligen Jungfrau geschworen habe, daß er sie kalten Blutes

erstechen werde, wenn sie sich nicht dreingebende. Und dann sagte sie: „Santiago, mi vida, mi alma, meine Seele und mein Leben, du weißt doch, daß du alles für mich bist.“

Ich hin zu dem Krämer: „He, du Cabron, du Hurensohn, du infamer, was hast du denn mit meiner Frau gemacht?“ „Ich“, sagte er gienend, „ich gemacht mit deiner Frau? Sie hat doch hingehalten, oder hat sie etwa nicht? Und nun raus mit dir, du Vagabund, du versoffener Landstreicher, oder ich pfeife nach der Polizei und lasse dich in die Carcel setzen, verstehst du, du Räuber und Bandit. Raus hier und lasse mich in Frieden; wenn sie huren will, was geht dich denn das an. Und nun ‘raus, oder ich schieße dir den Bauch voll Fünfundvierziger.“ Er langte nach dem Revolver, den er hinten im Gürtel trug. Darauf ließ ich es nicht ankommen. Vor mir stand eine Flasche mit Tequila, mehr als halb voll. Ich packte die Flasche und sauste sie ihm über den Kopf. Er zerrte an seinem Revolver herum, aber der Revolver hatte sich am Knopf der hinteren Hosentasche wahrscheinlich verhakt. Er bekam ihn nicht frei. Ich stieß ihn gegen die Wand und

hieb wieder mit der Flasche auf ihn los. Weil ich nun schon einmal angefangen hatte, kam ich in Wut und schlug so lange, bis die Flasche auf seinem Kopfe zerbrach, dann ergriff ich ein Brett, das mir zur Hand lag, und hieb weiter auf ihn los. Ich wollte ihn so windelweich verprügeln, daß er für Wochen nicht daran denken sollte, mit der Sinforosa herumzufucken nach seinem Wohlgefallen. Er blutete kräftig genug, und ich dachte, daß er nun genug habe. Und da ging ich meiner Wege. Gleich draußen, dicht bei dem Laden, standen zwei Burschen, die mit im Billardsaal gewesen waren. „Für eine Weile wird der Hurenbengel ja nun meine Mujer wohl in Ruhe lassen, der hat seine Prügel weg, und das könnt ihr ihm erzählen, daß, wenn er meine Muchacha nicht in Ruhe läßt, kriegt er dieselbe Wäsche doppelt, wenn ich das nächste Mal heimkomme.“

Ich ging zu meiner Frau und setzte mich nieder, um zu essen. Ich sagte ihr, daß sie wohl nun eine Weile Ruhe vor ihm haben werde. „Was hast du denn mit ihm gemacht, du?“ fragte sie erschreckt.

„Ich habe ihm ein paar an den Schädel gehauen, um

zurückzubezahlen, was er dir an den Schädel gehauen hat.“ Sie begann zu heulen und schluchzte: „Der arme, arme Mann, und er hat doch gar nichts getan, ich bin an allem schuld. Du bist ja der reine Teufel, und ich will doch wahrhaftig nichts mehr mit dir zu schaffen haben.“ Und sie setzte sich hin und heulte sich eine lange Leier herunter. Also so sieht nun die Tunke aus, sagte ich mir, jetzt habe ich die ganze Schuld, und alle anderen sind unschuldig und die reinen Engel. Ich saß da und kam mir ganz entsetzlich dumm vor.

Als ich nun gerade so darüber nachdachte, wie das eigentlich alles zusammenhängt, da kommt Pedro, der Karawanenführer, angelaufen und sagt: „Du, Santiago, laufe was du nur laufen kannst, die Polizei sucht dich, sie glaubt, du bist im Billardsaal, aber gleich ist sie hier; Don Manuel, dem du einen rübergeflicht hast, der ist tot.“ Wie eine wildgewordene Negerin schrie da Sinforosa: „Tot, du Mörder, erschlagen hast du ihn auch noch, du Mörder!“ Und sie sprang zur Tür, lief in den halben Weg hinaus, stellte sich dort in der Straße hin und schrie: „Policia, aqui aca, hier ist der Asessino, der Mörder, hier ist er.“

Ich den Hut genommen und 'raus aus dem Hause. „Zu den Carretas“, sagte Pedro, „ich gehe einen anderen Weg, damit es nicht auffällt. Wir treffen uns dann bei den Carretas. Daran denken sie die nächsten zehn Minuten nicht.“ Ich lief hinter den Häusern entlang auf den Platz vor der Stadt, wo wir unser Lager hatten. „Schnell, schnell, ich muß fort, die Polizei ist hinter mir her“, sagte ich hastig zu den Burschen, die hier waren und die Karren ausbesserten. Ich lief zu meiner Carreta, raffte mir mein Bündel zusammen, und als ich damit absausen wollte, kam Pedro, gab mir vier Pesos und sagte: „Hier hast du etwas Geld, und nun hurtig. Wir sagen nicht, daß du hier warst. Dann suchen sie noch zwei Tage lang in der Stadt herum. Muy buena suerte, viel Glück. Ich werde zu deiner Muchacha gehen und ihr ein paar saftige in das Gesicht kleben, danke deinem Heiligen, daß du sie los bist. Und nun hüpfе und lasse dich nicht erwischen.“ Da kannst du sehen, daß Pedro ein guter Compañero ist.

Ich nun eiligst durch die Felder und die Büsche und dann in den Busch, und jedem Ort, wo Polizei ist, aus dem Wege gegangen. Weil ich weiß, daß am Candelariafest die

Trupps für die Monterias sich sammeln, habe ich gerechnet, daß ich die Trupps ja hier irgendwo treffen muß. Und da bin ich. In der Monteria sucht mich niemand. Denken nicht einmal daran. In zwei, drei oder vier Jahren ist das alles kalt geworden. Die Witwe des Don Manuel ist vielleicht dann recht vergnügt, hat alles geerbt und kann sich einen neuen Knaben aussuchen, der ihr unter die Arme kitzelt, und wenn sie nicht will und ledig bleibt, gefällt es ihr vielleicht noch viel besser. Kann sein, daß sie mir im stillen dankt für die Hilfeleistung, die ich ihr gab, und die sie nichts gekostet hat, jedenfalls nichts weiter als ein Taschentuch voll Tränen, die vielleicht nicht einmal echt waren. Wenn ich die Monteria überlebe, und warum nicht, die Republik ist ja so lang und so weit, wird sich schon ein Platz finden, wo ich mich hinsetzen kann und keiner was will. Und jetzt sind doch endlich die Bohnen weich geworden. Da habe ich doch gedacht, daß sie in aller Ewigkeit hier am Feuer werden stehen müssen, ehe man sie essen kann, ohne daß es zwischen den Zähnen knallt.“

Am zweiten Marschtag erreichte der Trupp den Strom Jatate. Hier genügte es nicht, daß die Tiere nur abgepackt und die Packen dann auf den Köpfen der Indianer auf das andere Ufer getragen wurden. Der Strom war sehr tief und breit.

Alle Tiere wurden abgepackt. Dann wurden sie an lange Lassos genommen. In ein Canoe, das am Ufer lag, stiegen mehrere Burschen ein. Das Canoe wurde abgestoßen, und die Burschen im Canoe zogen an den langen Lassos, während hier am Ufer die Muletreiber mit erschrecklichem Geheul und mit Peitschenhieben die Tiere in das Wasser trieben und so weit trieben, bis die Tiere den Boden unter sich verloren und nun zu schwimmen begannen. Das Ziehen an den Leinen vom Canoe aus half den Tieren beim Schwimmen. Es wurden jedes Mal nur drei oder vier Tiere genommen. Einige der Tiere waren so willig, daß sie in das Wasser gingen ohne Leinen und durch den Strom hinüberschwammen zu den Tieren, die bereits am Ufer warteten.

Als alle hinüber waren, wurden die Packen in dem Canoe verfrachtet und jedes Mal so viel Last hinüberschafft, wie das Canoe tragen konnte. Der Strom war reißend. Die indianischen Canoeführer waren aber sehr geübte Burschen, die es verstanden, das Canoe, das nichts anderes war als ein ausgehöhlter Baumstamm, so geschickt durch die Fluten des Stromes zu lenken, daß es auch nicht ein einziges Mal umkippte. Als alle Lasten hinüberschafft waren auf das andere Ufer, wurden die Burschen des Trupps im Canoe hinübersetzt.

Es war nur ein Canoe vorhanden, um diese große Karawane von einem Ufer zum anderen zu bringen. Es dauerte beinahe fünf Stunden. Und als der letzte Bursche am anderen Ufer anlangte, da war es inzwischen Nacht geworden.

Das Lager wurde auf der Uferanhöhe errichtet, von wo aus man die große Finca La Condesa nur einen halben Kilometer weit entfernt liegen sah. Don Gabriel und Don Ramon waren mit zweien der Händler, die nach besserer Unterkunft trachteten, als das übliche Lager sie bieten konnte, zu der Finca geritten, um hier die Nacht zu

verbringen, wie es ihnen als zivilisierten Menschen gebührte. Es war der vorletzte Rastplatz, wo sie unter einem Dach schlafen konnten. Das Dach, das sie am nächsten Rastplatz vorfanden, war bereits aus ineinander verwirkten Palmblättern und die Wände nichts als roh zugehackte Pfähle, die mit Bast und Lianen nebeneinander zusammengehalten wurden. Hier auf dieser großen und königlichen Finca waren die letzten Tische und Stühle, die auf dem Marsche angetroffen wurden, die letzten Gläser und Porzellantassen, der letzte gepflegte Blumengarten, die letzten mit Ziegeln gepflasterten Fußböden, das letzte Bettgestell und die letzte zivilisierte Küche.

Das alles wollten sich die beiden Agenten und jene unter den Händlern, die sich zu den Caballeros zählten, nicht entgehen lassen. Um ihren Trupp brauchten sie sich hier nicht zu kümmern. Sie hätten nicht einmal die Capataces zurücklassen brauchen, um aufpassen zu lassen, daß kein Bursche desertierte. Über diesen Strom, der den Trupp nun von den Gegenden trennte, wo Städte und Dörfer waren und Bücher gelesen wurden, konnte kein Bursche

entkommen, ohne Gefahr zu laufen, zu ertrinken. Das Canoe war festgeschlossen an einer schweren Kette, und wäre es nicht angeschlossen gewesen, so hätten die Burschen das Canoe nicht fünf Meter weit gebracht, es wäre umgekippt. Zudem war es tiefe Nacht, und alle Burschen waren so müde, daß sie froh waren, nicht desertieren zu brauchen.

Im Herrenhaus war alles guter Laune. Ein Händler kaufte zwei Mules vom Finquero, weil er eingesehen hatte, daß die Mules, die er mit sich führte, überladen waren und wahrscheinlich zusammenbrechen würden, wenn die Lasten nicht erleichtert wurden. Bis hierher war der Marsch ein Spazierweg gewesen, wie es der Finquero und seine Söhne und sein Mayordomo auch bestätigten. Für jemand freilich, der nicht weiß, was das Wort Camino oder Weg in Zentralamerika in seinem wahren Sinne bedeutet, galt der Weg des Weges, der in diesen weiten Tagen zurückgelegt worden war, als das elendste an Wegen, das sich ein Mensch überhaupt nur auszudenken vermag, wenn er sich das Wort „Der gemeinste, nichtswürdigste und jammervollste Weg, den es nur

irgendwo auf Erden geben kann“ in seinem vollen Sinn vorstellen will. Aber die Leute der Finca, die alle Wege dort kannten, nach jeder Richtung hin, sagten: Der Weg von hier nach Hucutsin, pues, den mache ich am Sonntag nachmittag mit einer alten zwanzigjährigen Mula, die hinkt, und da schlafe ich noch dabei. Das ist ja eine asphaltierte Automobilstraße, verglichen mit dem, was für Sie, Señores, übermorgen so ungefähr anfängt. Aber nur nicht den Mut verlieren. Es sind auch andere schon auf jener Strecke geblieben.“

In dieser Nacht hatte dennoch eine Bursche fliehen wollen. Es waren nicht nur die Caballeros hinauf zur Finca gegangen, sondern später auch die Capataces und die kleineren Händler. Während aber die Caballeros in das Herrenhaus gegangen waren, gingen die Capataces in den Pueblo der Peones, wo irgendeiner Familienfestlichkeit wegen Tanzmusik war und die Capataces gehofft hatten, daß im Trubel des Festes, besonders in vorgerückter Nacht, auch etwas für sie abfallen könnte, in Gestalt eines Mädchens, das sich verliebte und guten Willens war. Aber es ereignete sich

nichts dieser Art, und sie mußten so unbelustigt gegen Mitternacht zum Lager zurückkehren, wie sie fortgegangen waren.

Die Abwesenheit jeglicher Aufsicht hatte einer der Burschen, der hier seine letzte Gelegenheit sah, zu fliehen und in sein Dorf heimzugehen, benutzt, sich vom Feuer weggeschlichen, ein kleines Päckchen geschnürt, seinen großen Packen im Gebüsch versteckt, und war dann auf den Strom losgegangen.

Er war ein guter Schwimmer und fürchtete sich nicht vor dem Wasser, nicht vor dem reißenden Strom. Es kostete ihn Mühe, aber er kam am an anderen Ufer an. Er kletterte an der Uferböschung hinauf und wanderte in die Nacht hinein. Er kam auf eine große Weide, und da bemerkte er, daß zwei Tiere geduckt und schleichend auf ihn zukamen. Er konnte sie nicht deutlich erkennen. Als sie jedoch näher kamen, immer schleichend und zögernd, meinte er, es seien Hunde. Dann aber konnte er gegen den schillernden Sternenhimmel wahrnehmen, daß es Löwen waren, die aus dem Dickicht von El Paraiso kamen, die Weiden abzusuchen, oder vielleicht angelockt

von dem Fleisch, das von zahlreichen Burschen im Trupp mitgeführt wurde, und während des Tages erjagt worden war. Es mochte aber auch sein, daß die Löwen nur zum Strom trotten wollten, um zu trinken.

Der Bursche blieb stehen und duckte sich. Er hoffte, daß die Löwen unbekümmert weitergehen und ihn gar nicht beachten würden. Aber wenn er das ernstlich erwartet hatte, so kannte er eben Löwen in der Freiheit nicht. Sie hatten ihn Minuten lang vorher gerochen, als er sie gesehen hatte. Ob sie nun sehr hungrig waren und wirklich daran dachten sich an ihm zu sättigen oder ob sie ihn nicht für wichtig genug hielten, ihnen den Weg zum Wasser wehren, oder ob sie nur mit ihm zu schäkern gedachten, das alles wußte der Bursche nicht. Was er jedoch bestimmt wußte, denn er konnte es sehen, war, daß die Löwen geradewegs auf die Stelle zukamen, wo er sich niedergeduckt hatte. Er ließ es nicht darauf ankommen, zu untersuchen, ob es sich nur um eine Täuschung handle, verursacht durch die Tatsache, daß er die Löwen und deren Weg nur ungenau gegen den nächtlichen, aber klaren Horizont sehen konnte.

Er wartete nicht, sondern huschte gebückt zurück zum Strom. Er hörte ein halb ersticktes, fauchendes Husten, und nun wußte er, daß es sicher Löwen waren. Als er sich umwandte, bemerkte er zu seinem Schreck, daß die Löwen aus ihrem gemächlichen Trott in leichten Galopp übergegangen waren und genau auf die Richtung zu, wo er sich befand.

Schlott und Schoten nochmal, nun aber fing er an zu rennen. Da der Weg, nun schon ganz nahe dem Strom, sandig war und offen, konnte er ebensogut rennen wie die Löwen. Dann aber stolperte er über eine Wurzel. Aber der Agent hatte Glück, er verlor den Burschen nicht. Denn der Bursche fiel so glücklich, daß es gerade an der steilen Böschung war, wo er stolperte. Er vermochte sich nicht aufzurichten, sondern kugelte, schneller als ein Faß, die Böschung hinunter und gleich einige Meter weit in den Strom hinein. Als er Grund hatte, dreht er sich um, wischte das Wasser aus den Haaren und dem Gesicht und blickte zurück zum Ufer. Hier war es licht wie während der Dämmerung, und er konnte nun deutlich sehen, daß es wirklich zwei Löwen waren, die hinter ihm herkamen.

Sie standen abwartend etwa drei Schritte vom Ufer entfernt, schlugen mit dem Schweif und knurrten. Sie wußten offenbar nicht, was nun zu tun sei. Im Wasser erjagten sie keine Beute und warteten, und sie warteten darauf, daß der Bursche zurückkommen würde.

Aber der Bursche zog denn doch die Monteria vor und vergaß sogar sein Heimweh nach dem Dorf. Als er die Löwen sich ducken sah und sie sich anschickten, bis dicht an das Wasser zu schleichen, wartete er nicht länger, um zu erfahren, ob Löwen wirklich wasserscheu seien. Er sprang vorwärts in das tiefe Wasser und begann zu schwimmen mit aller Kraft zurück zum Ufer und zum Lager. Er erzählte seinen Kameraden, daß die Agenten auf der anderen Seite des Flusses Löwen mit Fleisch herangelockt hätten, um hier an dieser letzten Gelegenheit jegliche Desertierung zu verhindern, und daß darum alle Agenten und sogar auch die Capataces und Treiber hinüber zur Finca gegangen seien. Sein kleines Reisepäckchen hatte er nicht verloren. Er hatte es am Gürtel festgeknüpft gehabt; es war nur völlig zerweicht.

Keiner der Burschen verriet den Fluchtversuch an die

Capataces. So blieben dem Muchacho die zweihundertfünfzig Hiebe erspart, die ihn der Versuch gekostet haben würde.

Als der Junge am Feuer hockte, sich wärmte und trocknete und sein Erlebnis erzählt hatte, sagte Paulino, ein Indianer, der in Jovel bei einem Pferde- und Mulehändler gearbeitet hatte, und darum hier unter diesen Burschen, die nur ihre Fincas und die nächsten Dörfer kannten, als ein Weltkluger angesehen wurde, „Ich bin nun schon zweimal in der Monteria gewesen. Immer sind die Zöpfe und die Röcke schuld, daß ich wieder und wieder zurück muß. Aber wenn du dir, Jüngelchen denkst, daß es so leicht ist, zu entwischen, dann bist du oben und unten verkehrt gepackt. Wo dich die Ladinós hinstecken und festhalten wollen, da kommt ein Indianer nicht so leicht wieder los. In der Monteria, weit drin auf den Schlagplätzen, da läßt man dich zuweilen tagelang ganz allein. Die wissen warum. Der Dschungel, den du zu durchrennen hast, ist ein besserer Hüter als alle Capataces zusammengenommen. Die Löwen und Tiger sind viel bessere Polizisten als die, die

einen Revolver oder einen Karabiner haben. Besser, du knetest deine zwei oder drei oder vier Jahre in der Monteria herunter, ohne zu winseln und zu kratzen und zu beißen, und dann hast du eine Aussicht, eine kleine Aussicht, wieder heimzukommen. Aber lasse die Röcke und Zöpfe zufrieden, die du auf dem Heimwege gelegentlich findest. Zöpfe und Röcke sind ein Labsal und eine Trübsal, oder wenn ich dir schon etwas sagen kann, weil du kaum aus dem Ei gerutscht bist, wie alt bist du denn? Sechzehn. Ja, glaube einem alten und erfahrenen Hengst. Wenn du was siehst, wo unten ein schwarzes Mäuschen ist, da ist Labsal und Trübsal; und um nicht in die Schlinge des Mäuschens zu fallen, labe dich in Eile und warte nicht auf das Trübe. Du bist noch jung und kannst noch gerettet werden in guter Zeit. Bei mir ist es zu spät. Und das schlimmste ist, ich habe die Erfahrung und kenne Rammel und Rummel. Und trotzdem ich alles weiß und alle die viele Erfahrung habe, mir ist nicht mehr zu helfen. Denn wenn ich da etwas herumirren sehe und weiß, daß da weiter unten herum ein kleines schwarzes Kätzchen hockt und auf Zucker lauert, da bin ich verloren und gebe dem Kätzchen weißen Honig, soviel es haben

will und soviel es braucht, um satt zu werden. Das ist ja recht vergnügt. Aber, wenn ich dann aufwache und mich umsehe, da sehe ich, daß ich auf dem Marsche bin, auf dem Marsche in die Monterias. Ich kann nichts dagegen tun. Ich habe es auch einmal mit dem Heiraten versucht. Aber der weiße Honig wollte nicht warten, er wollte ein Käzchen füttern. Und als alles fertig war für die Hochzeit, da war ich schon wieder auf dem Marsche in die Monteria, weil aus Versehen und und in der Finsternis die Unrechte unter mir hatte und es einen gewaltigen Lärm gab und ich rennen mußte, wie eine Ameise vor dem Gewitter. Aber ein Gutes habe ich wenigstens gelernt: Ausrücken lohnt sich nicht. Nur der Dumme, der keine Erfahrung hat, versucht es. Es gibt ja so viele andere Vergnügungen in der Monteria, die man nicht übersehen soll. So vielleicht recht wundervoll wütend auf eine Auspeitscher zu sein, und wenn du ihn einmal allein antriffst, ihn freundlich anzulachen, mit ihm gebührend abzurechnen und ihn so gut zu verstecken, daß ihn selbst die Hunde nicht finden können. Das ist beinahe ebenso lustig wie ein Tanz in der Nacht des San-Juan-Festes.“

Kapitel 06

01

In der letzten Siedelung vor dem Einmarsch in den Dschungel blieb der Trupp zwei Tage in Ruhe liegen. Die Agenten hatten einige Tage vorher einen berittenen Boten zu dieser Siedelung geschickt, um die Ankunft eines so großen Trupps anzukündigen. Die wenigen Frauen, die in dieser Siedelung wohnten, alle indianischer Rasse, mit Ausnahme der Frau des Mayordomo, die Mestize war, arbeiteten Tag und Nacht, um die gewaltigen Mengen von Totopostles herzustellen, die der Trupp für seinen langen Marsch durch den Dschungel benötigte. Ein Totopostle ist eine große Tortilla, ein Fladen aus Maisbrei von etwa fünfunddreißig Zentimeter Durchmesser und zwei Millimeter dick. Diese Fladen werden nach Art der gewöhnlichen indianischen Tortillas über offenen Feuern auf Blech oder auf Tonplatten leicht geröstet. Darauf, sobald sie kalt geworden sind, werden sie abermals geröstet; diesmal jedoch hart geröstet. Die gewöhnliche Tortilla beginnt am

zweiten Tage des Marsches unter dem Einfluß der tropischen Hitze und der Feuchtigkeit des Dschungels zu schimmeln, wird am dritten Tage ungenießbar und kann, wenn trotzdem gegessen, schwere Darmerkrankungen verursachen. Im Dschungel am Magen oder Darm zu erkranken ist, um das wenigste darüber zu sagen, in jeder Hinsicht unangenehm, weil es eine Angelegenheit ist, die man recht gut als eine hoffnungslose bezeichnen kann. Totopostles hingegen verkommen nicht. Sie zerbröckeln nur mit jedem Tage mehr und mehr, und man hat an den letzten Tagen nur noch einen Haufen von Krümchen, die man freilich, infolge Mangels besserer Dinge, bei jeder Mahlzeit mit der gleichen Wollust verzehrt, wie man in Europa über warme Semmeln und in Nordamerika über Cookies herfällt. Jeder Mann im Trupp bekam einen halben Sontle Totopostles für den Marsch, das sind zweihundert Stück. Aber zweihundert Stück dieser gerösteten Fladen sind eine armselige Menge an Nahrung für hart marschierende Männer, die außer diesen Totopostles nur schwarze Bohnen und rote und grüne Pfefferschoten haben. Mann kann indianische Mahagoniarbeiter bei weiten nicht so fürstlich füttern wie

die Kohlenzieher und Heizer auf einem Totenschiff; denn dann würde das Mahagoniholz zu teuer, und die Mysterien an den grünen Tischen würden noch unverständlicher, als sie es bereits sind.

Dos dias de descanso wurden die zwei Rasttage der Marschierenden von den Agenten genannt, oder zwei Tage des Ausruhens. Aber es ist überall so, wenn Soldaten oder Arbeitern Ruhetage aufkommandiert werden, so sind es gewöhnlich die arbeitsreichsten Tage. Die Soldaten waschen ihre Windeln an den Ruhetagen, ölen und fetten ihre Stiefel, polieren ihre Gewehre innen und außen, kratzen den Rotz aus den Uniformen ihrer Unteroffiziere heraus und stechen sich die Blasen an ihren Füßen auf; in den Zwischenminuten Strafexerzieren, Antreten und Vorzeigen der polierten Gewehrschäfte und der ausgekratzten Schraubennuten an den Geschützen; Ausflicken zerfauter Hosen und Nachzählen der Nägel in den Stiefelsohlen.

Hier ereignete sich das gleiche. Burschen wurden herangeholt, Mais auszukörnen, Bohnen zu dreschen, Mais und Bohnen in Säcken zur Waage und wieder zu

dem Transport zu schleppen. Man hätte die Waage zu dem Transport tragen und so die doppelten Wege zu einfachen Wegen machen können. Aber an Vereinfachung dachte man hier so wenig wie bei Soldaten, denen sogar das natürliche Laufen noch erschwert werden muß dadurch, daß man sie drillt, wie Automaten mit steifen Beinen zu stampfen. Leute, die nicht ständig beschäftigt werden, machen Revolution. Dann hatten die Burschen Kaffee zu verlesen, ihn zu brennen und zu mahlen. Mühlen gab es keine. Der Kaffee wurde auf Steinen zerrieben, auf den Metates. Andere halfen beim Doktern der Tragtiere und beim Beschlagen der Hufe, die Eisen verloren hatten. Ein Dutzend wurde in den Busch geschickt, Holz zu schlagen. Wieder andere flickten und stopften die Tragsättel der Tiere aus. Ein Dutzend mußte für den Mayordomo einen neuen Zaun bauen, weil er behauptete, einige der Mules im Trupp seien ausgebrochen und hätten seinen Zaun zusammengerissen. Und weil die Burschen nun ja doch einmal dabei waren, so konnten sie auch gleich den Zaun um das Doppelte verlängern und kräftiger bauen, als er gewesen war, um zu verhüten, daß die Mules vielleicht

doch einmal in der Nacht ausbrächen. Die Burschen hatten das Holz und den Bast und die Lianen, alles was sie für den neuen Zaun brauchten, aus dem Dschungel zu holen. Es gab weder Nägel noch Sägen in dieser Siedelung.

Als die beiden Ruhetage dann endlich um waren, hatten die Burschen nicht einmal Zeit gehabt, sich ihre verschwitzten Hemden auszuwaschen. Hier wäre für eine solche Arbeit die letzte Gelegenheit gewesen. In den Monterias wurde gearbeitet und nichts als gearbeitet. Da konnte keine Zeit darauf verwendet werden, Hemden zu waschen. So ist es keineswegs verwunderlich, wenn in den Monterias ein Hemd an das Ende seiner irdischen Laufbahn anlangte, ohne auch nur ein einziges Mal gewaschen worden zu sein. Wenn es ein Bursche doch vielleicht einmal versuchte, so war es sicher, daß der Contratista oder sein Ayudante herbeikam und sagte: „He, du, du bist hier, um Caoba zu schlagen, dafür wirst du bezahlt, aber nicht, um deine verdreckten Hemden zu waschen. Ich werde dir eine Note für fünfzig Azotes anschreiben, für fünfzig gesunde Hiebe beim nächsten

Fest.“ Darum bildete sich der Brauch, daß die Burschen in den Monterias sich in der Nacht von dem Lager fortschlichen, an den Fluß gingen und ihre Hemden wuschen, wenn sie wußten, daß sie dabei von den Aufsehern nicht überrascht werden konnten. Während einige Nationen unter den Indianern den Mexikodreck weder zu fühlen noch zu kennen scheinen, gibt es andere, die den Neid oder die Rachgier einer holländischen Bäuerin erwecken können. Und Burschen dieser Nationen fanden es erträglicher, fünfzig Hiebe auf ihrem Rücken zu haben als ein verdrecktes Hemd.

Am ersten Tage im Dschungel erreichte der Trupp noch vor dem halben Tagemarsch einen See. Nicht groß, aber sehr schön in seiner Stille. Die Agenten nahmen ihre Pfeifen und piffen das Halt zur Rast. Die Burschen ließen sich nieder und warfen ihre Packen ab. Sie gingen an der Böschung hinunter, wuschen sich Hände und Mund und schöpften Wasser in ihre Schalen, um den Posol anzurühren.

Celso, Andreu und Santiago marschierten beieinander. Seit dem Lager bei der Finca La Cendesa hatte sich den dreien auch Paulino angeschlossen, der indianische Bursche, der von den übrigen seiner Nation als Weltkluger angesehen wurde, weil er eine so reiche Lebenserfahrung besaß, die in dem Fangen von schwarzen Kätzchen ihren eigentlichen Ursprung hatte. Auf welche Weise ein Mensch zu Erfahrungen kommt, ist wenig wichtig. Wichtig ist, daß er überhaupt Erfahrungen gewinnt und diese Erfahrungen zu seinem Besten anwendet. Es ist keineswegs verwunderlich, daß ein

Mensch zuweilen, oder sogar häufig, trotz aller Lebenserfahrung immer wieder dieselbe Dummheit macht, die der Ausgangspunkt seiner ersten und damit aller seiner ferneren Lebenserfahrungen war. Völker tun das Gleiche. Seit zehntausend Jahren wissen Völker, daß Kriege keine Lösung sind, sondern nur immer der Anfang neuer Verwicklungen; trotzdem machen sie immer wieder Krieg und haben keinen anderen Gedanken, als alles das zu unternehmen und zu fördern, was unvermeidlich zu einem neuen Kriege führen muß. Die erste Dummheit, die ein Mensch macht und die als Ausgangspunkt seiner Erfahrungen gilt, ist gewöhnlich seine größte Schwäche, und darum kann er ihr nicht entweichen, sondern verübt sie immer wieder. Es waren bei Paulino, wie bei den meisten anderen Menschen die Erfahrungen, die er neben der Haupterfahrung so nebenbei mit erhielt und die darum weniger kostspielig waren; sie hatten ihm den Ruf eingebracht, ein Weltkluger zu sein.

Es war durchaus durchaus natürlich, daß sich diese vier Burschen zusammenfanden. Sie standen auf der gleichen

Stufe angeborener Intelligenz. Andreu, der ehemalige Karrenführer, war der gebildetste. In Zivilisation hatte er es, durch eigene Arbeit und durch eigenen Trieb, am weitesten gebracht. Den übrigen drei hatte nur eine gleiche Gelegenheit und wahrscheinlich auch genügender Trieb gefehlt.

Andreu war der ruhigste, ernsteste und friedliebendste unter den vier Burschen. Celso, Santiago und Paulino verließen sich mehr auf ihre Fäuste und auf ein schnelles Zuspringen als auf ein langes Überdenken und sorgfältiges Überlegen. Andreu war Stratege, die drei Kameraden waren Taktiker. Andreu hatte die Neigung, das Leben zu ernst zu nehmen und es sich dadurch zu erschweren. Die drei anderen nahmen das Leben hin, wie es kam, und rückten es sich dann zurecht, so lange, bis sie glaubten, daß sie sich wohl fühlen könnten. Alle vier, wie der ganze Trupp, waren Mächten verfallen, die stärker waren als sie. Aber jegliche Macht beruht auf Anerkennung. Es gibt keine Macht, die aus sich selbst heraus besteht wie ein sich ewig fort neugebärendes Universum. Kein Diktator ist so mächtig, daß seine

Macht nicht umgangen werden könnte. Kein Diktator kann befehlen, wo ein Wille, ihm zu gehorchen, nicht vorhanden ist. Peitschen, Gefängnisse und Todesstrafen haben ihre engen Grenzen; denn der Wille zum Nichtgehörchen, der Wille einer Gewalt zu widerstehen, ist unendlich viel stärker, als der Wille anzugreifen, oder der Wille Gewalt auszuüben. Darum kann kein Diktator jemals sein Diktat zu Ende führen. Immer muß er es Nachfolgern überlassen, die an seinem Diktat erwürgen. Die Macht, die das Schicksal dieser vier Burschen, wie aller hier, bestimmte, war für diese Menschen unsichtbar und ungreifbar. Für sie lag es zu fern, zu erfassen, daß ihr Schicksal bestimmt wurde von dem Diktator Don Porfirio Diaz, dessen Handlungen wiederum beeinflußt wurden von der Idee, daß die Wohlfahrt der mexikanischen Lande nur gewährleistet sei, wenn der Kapitalismus unbeschränkte Freiheiten besitze und der Peon keinen anderen Zweck in der Welt habe, als zu gehorchen und das zu glauben, was ihm die Autoritäten, die großen und kleinen Diktatoren, befehlen. Wer andere Ideen hatte hinsichtlich der Rechte der Menschen, wurde gepeitscht, bis er seine Meinung änderte, oder er wurde erschossen,

wenn er solche Ideen verbreitet hatte, oder er kam in das Totental, wenn er landwirtschaftliche Arbeiter zur Rebellion aufgehetzt hatte.

Gesetzt den Fall, jeder einzelne der hundertneunzig Burschen, die im Trupp marschierten, würde den mächtigen Diktator Don Porfirio irgendwo persönlich angetroffen haben, so würde keiner von ihnen auch nur einen Augenblick lang gedacht haben, daß dieser alte, knackrige Mann die Macht sei, die sie zur Monteria kommandierte. Er sah aus wie jeder andere gewöhnliche Mensch, nur daß er es liebte, Orden und Ehrenzeichen anzustecken und in Uniform umherzustelzen. Je bedeutungsloser ein Individuum als Persönlichkeit ist, um so mehr fühlt es den Drang, sich in eine Uniform hineinzukneten, die ihm den Anschein geben soll, daß er mehr ist, als er im übrigen scheint. Alle Präsidenten der Republik Mexiko nach ihm, die, von einigen wenigen abgesehen, wirklich Männer waren und Persönlichkeiten, trabten nie in Uniform umher, obgleich sie alle, mit zwei Ausnahmen, Generale waren und das Recht hatten, Uniform zu tragen, wann immer es ihnen beliebte.

Die Burschen, wenn man sie nach New York hätte bringen können und man hätte sie in die Büros der Central American Fine Woods and Chicle Corporation geführt, würden ebensowenig geglaubt haben, daß diese kleine Armee von Männern, Jungen, Mädchen, die hier an Schreibtischchen flegelten, die Macht sei, die sie zu dem Inferno der Monterias verurteilte. Auch die Señores, die in den Häfen Laguna de Carmen und Puerto Alvara Orbegon, damals Frontera, die ankommenden Flöße notierten, auseinanderbrachen, die Stämme aufschichteten und sie dann wieder in große Transportschiffe verfrachteten, hätten die Burschen nicht als die Macht angesehen, die ihr Schicksal bestimmte. Diese Señores, Agenten und Aufkäufer der amerikanischen Edelholzkompagnien, waren freundliche Herren in ihrer Weise; sie waren menschlich, was man daraus ersah, daß sie meist besoffen waren, und wenn man sie brauchte, sie in den Cantinas suchen mußte, wo sie vierundzwanzig Stunden lang in einem Sitz hockten und Domino spielten. Waren sie in keiner Cantina zu finden, so fand man sie ganz sicher im Barrio de Tolerancia, im Freudenviertel des Hafens, wo sie die

Gelder, die außer ihren Gehältern so nebenbei in ihre Taschen rutschten, mit jenen Mädchen verfeigten, die am geschicktesten die Rumba tanzten.

Sogar die Agenten, die Leute für die Monterias anwarben, wurden von keinem der Burschen als die verhängnisvolle Macht angesehen, deren Gewalt man nicht entweichen konnte.

Alle diese Männer, der Diktator, seine Minister, die Direktoren der Mahagonikompanien in New York, die Hafenagenten und die Werbeagenten schienen selbst wieder von einer größeren Macht gezwungen zu sein, Macht nach unten hin, bis zu den Peones auszuüben. Die Direktoren der Mahagonikompanien, soviel sie auch als die eigentlichen Herren erschienen, waren nur Angestellte gegen Monatsgehalt. Sie konnten entlassen werden wie die Stenographisten und Maschinenschreiber in ihren Büros. Ihre Tätigkeit in ihren Grenzen nach oben und nach unten wurde bestimmt von Papierbogen, die man Shares nannte, Acciones, Aktien. Und diejenigen Leute, die jene Shares in ihren Stahlschränken hatten, kommandierten den Direktoren, was sie zu tun und was

sie nicht zu tun hatten.

So weit freilich vermochte wohl auch der intelligenteste unter den Burschen nicht zu sehen, um herauszufinden, wo die Macht war und wer die Macht in Händen hielt, die über sein Leben verfügte. Jeder einzelne in der langen Kette von Menschen, die in diesem Geschäft ihre Interessen hatten, war an sich völlig unschuldig an all den Härten und Mühsalen und Leiden der Caobaarbeiter. Jeder, wenn man ihn befragt hätte, würde geantwortet haben: „Das wußte ich nicht, daß so etwas geschehen kann. Es tut mir sehr leid, und ich will versuchen, ob ich das nicht mildern kann.“

Zuweilen kamen die Schmerzensschreie der Geplagten im Dschungel bis zu dem Diktator. Er wurde sehr erbost und ordnete wieder einmal eine Untersuchungskommission an. Dann kamen wichtigere Dinge auf seinen Tisch, und darüber vergaß er, sich davon zu unterrichten, ob die Untersuchungskommission wirklich abgereist sei und Untersuchungen angestellt habe, oder ob sein Befehl, eine Untersuchungskommission abzuschicken, nur dazu gedient habe, einem Dutzend seiner Parteigänger, die

nach einem gut bezahlten Ämtchen fischten, sechzig Tage hohe Diäten zu zahlen, ohne daß sie auch nur eine Nacht lang aus Mexico City fortgewesen wären, um zu untersuchen, ob Schmerzenschreie wirklich gehört worden waren, oder ob es sich nur um eine Täuschung oder um eine volksvergiftende Propaganda der um sich greifenden Bewegung gegen die Diktatur handelte.

Die Arbeiter in den Monterias hätten freilich, selbst wenn sie erkannt hätten, wo die Urmacht stand, die ihr Schicksal so unheilvoll bestimmte, diese Macht nicht beseitigen, ja nicht einmal an ihr rütteln können, so verwoben war jene Macht mit allen übrigen Mächten und Gewalten im Lande, nein, nicht nur im Lande, sondern auf Erden. Denn jene New-Yorker Corporation war nicht selbstherrlich in ihrer Macht. Ihre Macht hing wieder ab von dem guten Willen und der Kaufbereitschaft der Edelholz-Importgesellschaften in London, in Liverpool, in Havre, in Hamburg, in Rotterdam, in Genua, in Barcelona, in Amsterdam, in Petersburg, in Kopenhagen. Und alle diese hinwiederum hingen in ihrer Macht ab von dem guten Willen der Tausende von Edelholz-

Verbrauchsgesellschaften, die in ihren Zweigen und Ästchen sich bis in die Dörfer auch der allerkleinsten Länder verfolgen lassen. Die Urmacht war so zerstreut, so verzweigt, so verwoben, so verästelt mit allen Tätigkeiten menschlichen Schaffens und menschlichen Verbrauchens, daß selbst ein Gott nicht mit einem Finger auf einen Menschen hätte zeigen können und sagen: „Hier ist die Urmacht verkörpert, die das Schicksal der Monteriaarbeiter bestimmt.“

So wenig, wie es erreichbar gewesen wäre, den Peones mit vielen Worten und noch mehr Beispielen zu erklären, daß ein Büro in New York, angefüllt mit emsig und unermüdlich schreibenden und rechnenden Männern und Frauen, die in ewiger Sorge waren, ihren Posten nicht zu verlieren, das Schicksal des Trupps, der durch den Dschungel marschierte, bestimmte, um noch viel weniger wäre es durchführbar gewesen, die Peones zu überzeugen und es ihnen klarzumachen, daß nicht eine Person oder eine Anzahl von Personen die Schicksale von Proletariern bestimmte, sondern ein System. Und auch der geschickteste Agitator, der feurigste Redner hätte

nicht einen einzigen Burschen in dem ganzen Trupp finden können, dem er auch nur mit ganz geringem Erfolg hätte begreiflich machen können, was ein System sei.

Für diese proletarischen Indianer, selbst den intelligenten Andreu nicht ausgenommen, war alles das, was nicht unmittelbar mit einer Person verknüpft werden konnte, unbegreiflich. Vierhundert Jahre Erziehung durch die Kirche hatten nicht vermocht, daß sich auch nur einer von ihnen Gott hätte vorstellen können, ohne die Heilige Jungfrau oder den heiligen Antonio, in Holz geschnitzt und mit Samtkleidern behangen, so wirklich vor sich zu sehen, daß sie das Kleid anfassen und küssen konnten und daß sie ihre Lippen und Hände auf die hölzernen Füße des heiligen Pedro pressen durften. Wie hätten sie dann ein System, viel verwickelter als das religiöse, begreifen können.

So wie der übliche Soldat, der sich geschunden und gequält und geprügelt sieht, den Militarismus nicht als System erkennt, sondern nur die älteren Kameraden, die ihn nachts verprügeln, und die Unteroffiziere und Feldwebel, die ihn am Tage und in der Nacht quälen, und vielleicht noch seinen Hauptmann als den Militarismus ansieht, der ihm das Leben zur Hölle macht, so sahen auch die Burschen im Trupp nur die als ihre verhängnisvolle Macht an, die ihnen am nächsten waren, die sie sehen konnten, deren Peitschenhiebe sie fühlten. Ihr Haß reichte merkwürdigerweise nicht einmal bis zu den Agenten. Sie entschuldigten die Agenten damit, daß sie sagten, es sei deren Geschäft und deren Auftrag, Leute für die Monterias anzuwerben, wie es das Geschäft von Viehhändlern ist, Vieh anzukaufen für die Fleischverkäufer in den Städten. Die Leute, die sie als die Gewalt und die Macht ansahen, weil sie deren Gewalt und Macht unmittelbar fühlten, waren die Capataces, die Zutreiber für die Agenten und die Treiber hier im Trupp.

Es gab kein Beispiel, daß man Menschen so lange prügeln und so lange unterdrücken kann, daß sie endlich jeglichen Gedanken an Widerstand aufgeben. Je weniger Hirn ein Regent hat, desto mehr versucht er durch Gewaltmaßregeln Widerstände unmöglich zu machen. Selbst unter der rücksichtslosesten Diktatur, die ein Gewalthaber ausüben kann, bleibt ein Fünftel der Bevölkerung unerreichbar. Es ist nicht das schlechteste Fünftel eines Volkes. Sobald die Tyrannei auch nur ein wenig nachläßt, wächst das Fünftel zu einem Viertel an. Diktatoren, weil sie immer mit Unterdrückung von Preß- und Redefreiheit arbeiten müssen, leben in Blindheit. Wird der Diktator in einen Krieg verwickelt oder auch nur in eine außenpolitische Unsicherheit, ist es das unerreichbar gebliebene Fünftel des Volkes, das ihm zum Verderben wird.

Der Diktator, der vielleicht ihr Schicksal hätte ändern können, war den Burschen ebenso fremd, ebenso unerreichbar, ebenso unnahbar, ihnen gegenüber ebenso unerbittlich und ebenso hilflos wie Gott im Himmel, den sie sich nicht vorstellen und zu dem sie nur in eine sehr

ferne Verbindung kommen konnten, wenn sie vor einer hölzernen oder wächsernen Heiligenfigur knieten.

Ihr Diktator, den sie kannten und sahen, war der Capataz. Der Capataz war zu erreichen. Ihn anzuflehen, weniger grausam zu sein, daran dachten sie nicht einen Augenblick. Es wäre besser gewesen, einen Stein anzurufen. Ein Stein würde sich vielleicht bewegt haben, wenn man ihm nahe genug gewesen war und genügend laut brüllte. Aber die Capataces, größtenteils ihres eigenen Blutes und aus ihrer Klasse hervorgegangen, leugneten jegliche Blutsgemeinschaft ab, noch mehr jede Klassengemeinschaft. Wie der Unteroffizier glaubt, dem Offizier näher zu sein als dem einfachen Soldaten, wenn er den Soldaten schindet, so glaubten auch die Capataces, den Ladinos und den Agenten und Contratistas sozial um so näher zu kommen, je brutaler sie die Peones behandelten und je mitleidloser sie ihren Herren halfen, neue Opfer einzufangen.

Die Peones, wenn sie an ihrer eigenen Wut nicht zerbersten wollten, fühlten keinen anderen Ausweg, als ständig in Aufruhr gegen die Capataces zu sein, nicht nur

auf den Transporten, sondern erst recht in den Monterias. Es war ihr steter Gedanke bei Tag und bei Nacht, wenigstens einen Capataz unter ihre Fäuste zu bekommen. So wenig wie ein geschundener Soldat daran denkt, seine Qualen zu enden dadurch, daß er das ganze militärische System zu stürzen trachtet, so wenig und noch hundertmal weniger dachte auch nur einer der Peones daran, die Capataces zu beseitigen durch einen gemeinsamen Angriff auf das Wirtschaftssystem, in dem der Capataz nur ein Werkzeug ist. Das Äußerste, zu dem sie vielleicht in ihrer Hoffnungslosigkeit getrieben werden konnten, war, die Monterias zu zerstören, so wie einige Jahre später die revolutionären Peones im Staate Morelos alle Zuckerfabriken bis auf die untersten Grundmauern völlig vernichteten, weil sie die Zuckerfabriken als die Quelle ihrer Leiden ansahen. Und weil empörte Proletarier immer geneigt sind, das Nächstliegende zu zerstören, wenn sie glauben, die Mühsal nicht mehr ertragen zu können, darum ist eine Diktatur so gefährlich für das allgemeine Wohl eines Volkes. Die Diktatur gibt denen, die sich unterdrückt fühlen, keine Gelegenheit, in Ruhe zu beraten und sich zu

unterhalten, wie ein System, das einem Teil des Volkes ungerecht erscheint, beseitigt oder geändert werden kann, ohne bei Ausbruch einer Rebellion so viel Schaden anzustiften, daß auch das zugrunde gerissen werde, was für den gesunden Weiterbestand der Zivilisation unerläßlich ist. Diktaturen enden immer im Chaos. Und das Chaos ist um so größer je länger eine Diktatur gedauert hat. Aber jeder Diktator glaubt, daß seine Diktatur eine Ausnahme machen werde. Und ob eine Diktatur der Menschheit ein neues System aufzwingen will oder ob eine Diktatur ein altes und vermodertes System auffrischt, neu vergoldet und in neuer Umrahmung den Menschen aufkommandiert, macht keinen Unterschied aus. Die Folgen sind immer die gleichen, weil die Menschen sich immer gleichbleiben und es nie gelingt, auch nur drei Viertel der Menschen desselben Volkes zur Anerkennung einer bestimmten Meinung oder Idee oder zur Annahme eines bestimmten Programms zu bringen. Denn jeder Mensch hat hinsichtlich dessen, was ihn glücklich und zufrieden machen kann und nach welchen Gesetzen er und seine Nachbarn regiert werden sollen, seine eigene Ansicht.

Darum ist er ja Mensch; denn nur Tiere sind zufrieden oder scheinen wenigstens zufrieden zu sein, wenn sie ihr regelmäßiges Futter haben und die Freiheit gelegentlich zeugen zu dürfen.

An dem See, wo der Trupp rastete, verzögerte sich der Marsch eine gute Weile. An dem Urwaldbach, der zu durchkreuzen war, hatten mehrere der Tragtiere Schwierigkeiten gehabt, ungefährdet hinüberzukommen. Der Bach war sehr steinig, mit zahlreichen ausgewaschenen Löchern, in denen die Tiere strauchelten und fielen. Und er war angefüllt mit angeschwemmten Bäumen, die irgendwo abgebrochen waren und nun hier die Furt erschwerten. Es mußte ein neuer Weg weit im Bogen aus dem Dschungel geschlagen werden, um die Tiere durchzubringen. Ein großer Teil des Trupps war bereits am See, während ein beinahe ebenso großer Teil noch nicht den Bach gekreuzt hatte. Darum wartete hier der gesamte Trupp so lange, bis die Reste aufkommen konnten. Dieser Nachtrupp wollte natürlich gleichfalls rasten.

Der Vortrupp war bereits abmarschiert. Und nun wollte der Haupttrupp sich aufmachen. Aber da kam Botschaft vom Vortrupp, daß erst eine Brücke gebaut werden

müsse über einen Sumpf, weil die Tiere versanken. Und weil an jener Stelle der Pfad so schmal war, daß nur immer je zwei Mann oder ein Tier marschieren konnten, kam die Anordnung, daß der Haupttrupp am See lagern bleiben sollte, bis der Marschbefehl da sei. Es wurde gleichzeitig angesagt, daß keine weitere gemeinschaftliche Rast an diesem Tage gegeben werden würde, bis das Ruhelager erreicht sei, das noch eine gute Wegstrecke entfernt war.

Infolge des engen Weges konnten nur wenige Burschen beim Bauen der Sumpfbrücke gebraucht werden, denn zu viele würden sich gegenseitig nur im Wege gewesen sein.

„Dann laßt uns nur ruhig hier ordentlich Vorrat schlafen“, sagte Santiago, und darauf streckte er sich aus.

Andreu wollte gleichfalls schlafen. Aber es schien, daß Celso nicht schläfrig war und daß er nicht allein wach bleiben wollte. Er bemühte sich deshalb, jemand zu finden, mit dem er sprechen konnte. Sein Schicksal, das ihn so mitleidlos von seinem Heimatdorf, von seinem Mädchen und damit von allen Dingen getrennt hatte, die

er benötigte, um für sich selbst sein eigenes Leben aufzubauen, sei es reichlich oder sei es ärmlich, aber es war sein eigen, dieses Schicksal, das sich in seinen Weg gedrängt hatte, würgte stetig in ihm. Er ließ es niemand merken, was in ihm vorging, wie er innerlich litt und in seinem Herzen traurig war, so traurig, daß er zuweilen meinte, sein Gemüt weine nach innen und fülle sein ganzes Wesen mit Tränen. Nach außen hin wußte er wohl kaum, was Tränen seien; denn der Charakter seiner Rasse ließ es nicht zu, daß er sein Gefühl und sein Weh auf dem Antlitz trug. Er war in allem, was er war, Indianer. Ein Indianer stellt sich nicht hin und sagt mit Worten oder Gebärden: „Seht hierher, Menschen, seht, wie ich leide. Habt Mitleid mit mir oder doch wenigstens Verständnis.“ Er hatte wie alle seine Rassengenossen den stoischen Charakter des Widerstandes und der unerschütterlichen Hoffnung auf Rettung in einer Form, die in der weißen Rasse nur die Fanatiker und die gefolterten und gehetzten Kommunisten haben. Aber des Abends, wenn er sich niederlegte zum Schlafen, oder auch am Tage, wenn er rastete und schläfrig wurde, dann begann es in ihm zu würgen und zu wüten. Dann, häufig

schon halb im Traum, zauberte er sich Bilder vor von Rache, die er üben wolle an denen, die an seinem Schicksal unmittelbar schuld waren. Er sah die Capataces und Agenten und Contratistas sterben unter entsetzlichen Qualen, sah sie bitten, ihnen zu helfen, und er sah sich ihnen gegenüber hocken und deren Leiden so erbarmungslos zusehen, wie sie ohne Erbarmen gewesen waren gegen ihn und seine Arbeitsgenossen. Diese Vorstellungen regten ihn auf, machten ihn wild, ermüdeten ihn und erschlafften ihn mehr, als es sexuelle Gedanken vermocht haben könnten. Er fürchtete sich vor diesen Vorstellungen, ihrer zermürbenden Folgen wegen. Er war immer froh, wenn er sich am Tage so überarbeiten konnte, daß er in Schlaf fiel, sobald er sich nur auf seinem Petate ausstreckte. Aber jetzt war er nicht müde genug, um rasch einzuschlafen. Darum suchte er nach Gesellschaft, um plaudern zu können und wach zu bleiben.

Auf der Anhöhe, wo der Trupp lag, standen turmhohe Tannen. Sie wuchsen bis unten dicht an den See heran. Die Tannen erinnerten ihn an sein Dorf und an die

friedlichen Hütten seiner Heimat. Die Hütten waren aus Lehm gebaut, ohne Fenster, ohne Möbel. Das Herdfeuer brannte auf dem gestampften Erdboden in der Mitte der Hütte. Und wenn seine Mutter kochte, war die Hütte immer voller Rauch; denn der Rauch zog nur langsam ab an den Seiten, wo das Palmdach auflag auf den Balken, die die Lehmmauern der Hütte zusammenhielten.

Hier war der Boden dicht bestreut mit den fingerlangen Tannennadeln, die abgeschüttelt waren von den Bäumen. Und das erinnerte ihn an die Festtage in seinem Dorfe, wenn in allen Hütten der Erdboden dicht bestreut war mit grünen Tannennadeln, die schöner waren als der schönste Teppich und die die Hütten mit einem würzigen Duft füllten, lieblicher als das köstlichste Parfüm.

Er hockte und hatte die Arme um die Knie geschlungen. Er rauchte nicht, sah nur hinauf in die Kronen der Tannen.

„Andreu“, sagte er, „habt ihr in eurem Dorfe auch Tannennadeln in euren Jacalitos, wenn ihr Feste habt?“

„Gewiß doch“, gab Andreu zur Antwort.

Andreu, der in diesem Augenblick an seine Carretas dachte und wer sie wohl führte und wie die Jungen vielleicht jetzt irgendwo im Schlamm mit den Carretas stecken mochten, wurde durch diese Frage aufgerüttelt. Auch er wurde durch den Teppich der Nadeln, auf dem sie hier rasteten, an die Heimat erinnert. Und auch er wurde, wie mit einem Ruck, an sein Mädchen Estrellita, das Sternchen, erinnert, das er hatte zurücklassen müssen und mit dem er gehofft hatte, einst in einer Hütte wohnen zu können, wo der Erdboden mit Tannennadeln bestreut war. „Bueno“, redete Celso weiter, „wenn ihr auch Tannennadeln habt in euren Casitas und da auch daran denkst, wie schön das zu Hause ist, dann sieh dir nur diese Tannen hier recht und recht lange an. Nimm Abschied von ihnen. Es sind die letzten Tannen, die du nun für Jahre nicht mehr sehen wirst. Vielleicht sind es überhaupt die allerletzten Tannen, die du in deinem Leben siehst. Denn wir sind die Perdidos, die Verlorenen. Und ob du je zurückkommst und je wieder Tannen sehen wirst, das könnte dir jetzt auch nicht einmal der heilige

Andreas erzählen. Nimm dir eine gute Nase voll mit in die Monteria von diesem Duft der Tannen hier.“

Andreu nahm ein kleines Ästchen auf, das ihm zur Seite lag, spielte damit, roch daran, und wie gedankenlos steckte er es in seinen Packen.

„Das ist eine gute Idee“, sagte Celso, als er das sah. „Das will ich auch tun. Es ist wie ein kleines Stückchen Hoffnung, so ein Ästchen zu haben und es gelegentlich in der Hand zu halten am Abend beim Feuer in der Monteria. Auch wenn es vertrocknet sein wird, es bleibt doch immer Hoffnung, und man vergißt nicht, daß irgendwo Tannen wachsen in der Welt und daß irgendwo jemand ist, der auf dich wartet und an dich denkt, so übel es dir auch gehen mag.“

Andreu hatte nun ebenfalls seine Schläfrigkeit verloren. Er hatte sich aufgerichtet und war dicht neben Celso gerückt. Sie redeten für eine Weile nichts. Sie blickten nur hinunter in den See, wo kleine Wellen in der Sonne spielten.

Um sie herum schwätzten einige der Burschen. Die meisten schliefen. Einige wenige packten an ihrem Gepäck herum.

Dann hörte man ein knirschendes Bersten, ein Krachen und das Fallen einer gigantischen Tanne, dessen Äste beim Stürzen knatterten und zwitschten. Drüben auf der anderen Seite des Sees hatte eine altersmüde Tanne aufgehört, ihre Krone im Sonnenlicht zu wiegen. Sie hatte sich niedergelegt, zu sterben und Raum zu geben den Jungen, die zum Licht wollten und die Hoffnung in sich trugen, daß ihnen nie das gleiche Schicksal werden würde wie dem vom Alter und von verbrauchter Lebenskraft gefällten Kameraden.

„Schneide dir hier genügend Ocote, Kien, heraus“, sagte Celso endlich. „Wenn du hier keinen Ocote schneidest, dann hast du keinen mehr auf dem ganzen Wege, und du kannst dann versuchen, mit vertrocknetem Schitt Feuer anzublasen. Hast du das mal versucht? Geht ganz gut. Aber es muß Pferdeschitt sein oder Muleäppel. Der Schitt von diesen gottverdammten Capataces ist zu nichts zu gebrauchen. Stinkt nur wie die Pest, wie überhaupt die

ganze Bande. Wenn ich doch nur allen diesen Coyotes den Machete durch den Kadaver jagen könnte. M'jito, mein Söhnchen, das wäre noch ein schönes Vergnügen, verflucht noch mal. Ich weiß überhaupt nichts auf der Welt, das ich mit mehr Andacht tun möchte als das. Dafür lasse ich mich sogar mit Wollust henken und hier begraben. Du kennst doch die beiden Räuber, die mich in Hucutsin eingefangen haben für fünf Duros, für fünf beschissene Pesos. Aber ich habe gar nicht nötig, meinen Machete an deren stinkigem Leder zu zerkratzen.“

„Ich weiß nicht, was du meinst, que pienses, Hombre“, sagte Andreu, ohne seinen Blick von dem glitzernden See abzulenken.

„Ich bin ein Adivinador, ein Weissager, mein Söhnchen“, sagte Celso. „Weißt du das nicht? Ich kann ganz genau voraussagen, was diesen beiden Schurken geschehen wird hier auf diesem Marsche. Im letzten Campo, in der letzten Siedelung, von der wir heute morgen abmarschiert sind, da habe ich doch gestern helfen müssen, den Zaun zu bauen, den die Mules eingetreten hatten. Da hatte ich einen Palo eingerammt, einen

Pfosten, und als die Burschen anzogen mit dem Bast zu dem anderen Palo, da stülpte mein Pfosten um. Wie kannst du denn so rasch einen Palo einrammen, wenn du das Loch nur mit dem Machete und mit den Händen graben muß und der Capataz nicht warten will, bis ich den Boden wieder festgestampft habe. Da hat mir der verfluchte Hurensohn einen mächtigen Striemen rübergerissen, daß ich nur so aufwichste, sage ich dir. Verflucht noch mal. Und kaum eine halbe Stunde später stehe ich da und brocke mir Dornen aus den Händen, weil die Dornen sich einbohrten und ich nicht richtig zupacken konnte, da kommt der andere Sohn einer verdreckten Hündin heran und sagt: „He, du Flojo, du stinkige Kanaille von einer Mula, willst wohl hier Fiesta machen, einen Feiertag, ich will dir nur gleich deine Fiesta geben.“ Und da wichste er mir gleich ein halbes Dutzend über mit seiner Mulepeitsche. Ich habe nichts gesagt. Was hat es denn für einen Zweck, sich zu streiten. Man muß nicht reden, man muß tun. Und am Abend, da habe ich getan. Ich habe den beiden Hunden, die mich für fünf Duros verkauft haben und mich nun auch hier noch auf dem Marsch schinden wollen, die Hände

gelesen. Ich kenne jetzt deren Schicksal so gut wie das meine. Ich habe dir ja gesagt, ich bin Weissager. Meine Schuld ist es nicht. Es steht in deren Händen geschrieben, daß die Hündin, die den einen der beiden Wegelagerer zur Welt gebracht hat, diesen unter ihren Söhnen nicht mehr wiedersehen wird und daß jene Tortillahure, die den anderen Muleschitt ausgekotzt hat, ebenfalls einen Sohn weniger haben wird, ehe wir in der Monteria ankommen werden. Ich mache keine Schicksale, ich lese nur in den Händen, was das Schicksal zu vollbringen hat. Diese beiden Knaben, so schön sie auch sind, so stolz sie auch im Sattel sitzen mögen und so herrlich sie auch hier herumflitschen und herumkommandieren mögen, keiner von den beiden bleibt mit uns bis zur Monteria, keiner von beiden kommt wieder zurück, und keiner von ihnen wird auf einem gesegneten Friedhof eingegraben. So sind die Schicksale der Menschen, daran können wir nichts ändern. Und wenn das Schicksal seinen Lauf nimmt, ich werde nichts dazu tun, diesen Lauf aufzuhalten.“

„Es sind in der Tat Schurken“, sagte Andreu, „und ich

glaube, daß es angenehmer in der Monteria sein wird, wenn diese beiden nicht dort sind.“

„Da kannst du sicher sein, Söhnchen, es ist besser dort ohne die beiden. Die Capataces, die wir da haben, sind ja gewiß nicht verweichlicht, und sie wissen verflucht gut auszuschwingen. Aber sie haben wenigstens keine so höllische Freude daran, jemand zu schinden, wie die beiden hier. Die wir haben, dort hinten im Dschungel, machen das ab wie ein Geschäft. Dafür werden sie bezahlt. Aber sie regen sich nicht auf dabei und lassen schon gelegentlich einmal ein paar weiche Lämmchen mit einschwingen, und du kannst schon hin und wieder mal mit einem reden und ihm sagen, daß du Magenbrennen hast, und dann nimmt er dich beiseite und wichst dir eine halbe Ration weniger rüber, als dir notiert sind. Aber diese beiden Mordbrenner haben ihr Vergnügen daran, wehrlose Peones zu vergewaltigen. Die elendsten Schurken auf diesem Erdboden sind die, die sich an Wehrlosen vergnügen. Und dieselben Schufte sind es, wenn du einen allein antriffst, und du bist ihm zufällig überlegen, dann ist es der schäbigste

Winsel­flabber, den du dir nur denken kannst. Zittert und wimmert dann wie ein altes Weib. Das ist es, was mir diese Coyoten so widerwärtig macht, daß sie mir ekliger sind als Läuse. Kannst dasselbe sehen mit den Polizisten und mit den Schreibern auf den Ämtern. Wenn sie dich in der Hand haben und du ziehst auch nur ein schiefes Maul, dann nehmen sie dich in eine Ecke und schlagen dich krumm und lahm, und dann sagen sie, du bist gefallen, weil du besoffen warst. Was für ein elendes Pack, und das sind dieselben, die dir in das Gesicht hineinschreien, was für gewaltige Machos sie seien, ganze Männer und die wahren Helden, die allein das Recht haben, dich zu kommandieren und herumzujagen. Stinkiges Gesindel ist es. Deine dreckige Spucke ist noch zu gut, sie dieser Sorte von Helden ins Gesicht zu spucken. Wenn ich dich verprügeln will, dann nehme ich dich beim Haken und dresche auf dich los; aber ich mache das allein und binde dich nicht an, ich lasse dir die Freiheit, dich zu wehren; ich nehme mir nicht ein halbes Dutzend anderer Burschen zu Hilfe, die mich decken sollen, wenn deine Fausthiebe auf mich sausen. Aber gegen diese Coyoten hier, gegen die du kein anderes

Mittel hast, mußst du ein besonderes Hornsignal blasen, wenn sie dich verstehen sollen. Das Schicksal, das ich ihnen aus ihren Händen vorhergesagt habe, wird ihnen das nötige Signal bald blasen. Kannst dein letztes Hemd mit mir verwetten, m'jito, mein Söhnchen.“

„Hast du den beiden Hunden gesagt, was du in den Händen gelesen hast?“ fragte Andreu unschuldig.

„Dir ist sicher die Sonnenhitze in die Gedärme geflutscht, daß du so etwas von mir glauben kannst“, sagte Celso.

„Es ist doch vielleicht besser, daß du es ihnen sagst, damit sie sich gut vorsehen auf dem Wege und du nicht die Schuld hast, wenn ihnen etwas geschieht.“

Celso sah Andreu mit halb zugekniffenen Augen an. Er wußte nicht recht, ob Andreu das im Ernst sagte oder in Ironie.

„Du meinst das wirklich“, fragte er, „daß ich die beiden warnen sollte, was das Schicksal mit ihnen vor hat?“

„Es ist, ich meine, sie sind doch auch Christen und keine

Heiden“, sagte Andreu zögernd.

Aus dem Ton heraus, mit dem Andreu sprach, fühlte Celso, daß Andreu wirklich das meinte, was er gesagt hatte.

„Christen? Schitt sind sie. Trockener Ochschitt sind sie, aber keine Christen.“ Celso sagte es so, als habe sich das Schicksal an den beiden Capataces bereits vollzogen. „Christen? Meinetwegen. Dann will ich kein Christ sein, sondern lieber Chinese oder ich weiß nicht was, aber jedenfalls nicht dasselbe, was die sind. Und ich es ihnen sagen? Konnten ja ein altes Weib in Hucutsin auf dem Heiligenfeste fragen und ihr zwei Reales geben, damit sie ihnen weissage. Das ist nicht mein Geschäft. Mein Geschäft ist es vielleicht, darauf zu sehen, daß meine Weissagung recht bekommt. Wenn du ein gutes Schicksal für dich haben willst, un bien destino, dann mußst du ihm ein wenig unterm Ursch kitzeln, damit es lebendig wird. Es ist ein Adivinador muy malo, ein übler Weissager, der nicht dem Schicksal hin und wieder ordentlich auf die Zehen tritt, damit es quietscht. Und ich will dir auch gleich noch etwas anderes erzählen: Wenn du diesen

beiden Hurenbrüdern, diesen Cabrones, auch nur eine kurze Silbe sagst von meiner Weissagung oder wenn du auch nur einem anderen Muchacho hier im Trupp, nicht einmal deinem dicken Amigo Santiago, ein Wort sagst, mein Söhnchen, dann haue ich dir so mächtig eins in deine Fresse, daß du vorn und hinten Zähne pißt. Das weißt du nun, und du hältst dein gottverfluchtes Maul und sagst auch später nichts, daß ich aus Händen weissagen kann. Ja, und nun wird es lebendig. Da kommen die Capataces, und da hörst du auch die Pffiffe zum Weitermarsch. Los denn.“

Kapitel 07

01

Der Trupp wurde rasch lebendig. Die Arrieros packten den Tieren auf, und diejenigen, die nicht abgepackt hatten, zogen alle Gurten an den Packen fest und schoben rüttelnd die Packen in gute Gleichgewichtslagen. Dann gellten die Schreie der Muletreiber auf. „Olla Mula, adelante. Que cabron de diablo, caray Prieto, pronto, pronto. Chingarse de pestilencia de una vieja. A donde te vienes, Macho. Al camino, todos. Madre mia y carambola, de dondo quedas, Pintado. Corre, corre, corre, corre. Ya cayo la Chabela, este ching vieja de una bestia. Andele, andele. Pronto, pronto. Vamonos, Flojos, Vamanos, andele.“

Die Schreie und gotteslästerlichen Flüche der Arrieros schallten in vielfachem Echo von den Waldwänden am gegenüberliegenden Ufer des Sees zurück und vergrößerten den Lärm.

Zwischendurch schrien die Capataces und Treiber zur

Regsamkeit des Trupps auf. Es knallten die Peitschen, und es piffen die Signale der Agenten. Die Burschen riefen sich gegenseitig Worte zu, und hier und dort schrie sich der eine oder der andere heiser, einen Kameraden anzurufen, ihm den Packen aufzuhelfen oder einen anderen zu erinnern, daß er seinen Hut oder seine Kürbisflasche auf dem Lagerplatz vergessen habe.

Nach kurzem Marsch kam der Trupp an die neu gebaute Brücke über den Sumpf. Die Brücke, ebenso notdürftig wie rasch hergestellt, lag über einem Bach, dessen Wasser schwarz war von Morast; es erweckte den Eindruck, daß, wenn man einbrach, man sofort bis über den Kopf hinweg im Sumpf steckenblieb.

Die Brücke selbst war wohl die geringste Arbeit gewesen. Was mehr Arbeit gekostet hatte, war die Befestigung des Pfades zu beiden Seiten des Baches. Diese Ufer lagen flach und waren ständig völlig versumpft. Das Dickicht des Dschungels ließ keine Sonne hindurch, die jenen Sumpf zuweilen völlig oder wenigstens teilweise hätte trocknen können. Fallendes Laub, abbrechende Äste, modernde Bäume, die gestürzt waren, bildeten eine

lockere Erde, die dem Ausbreiten und Bestehen des Sumpfes günstig war.

Eine Brücke über diesen Sumpf zu bauen, wäre möglich gewesen. Aber es hätte eine gute Zement- und Stahlbrücke sein müssen. Wenn auf den großen Verkehrsstraßen im Staate, wo die Carretakarawanen reisten, die Brücken nur aus Holz waren und immer sich in einem Zustande befanden, daß man nicht sicher war, ob man diesmal noch heil mit dem Pferde hinüberkommen würde, ohne durchzubrechen, um wieviel, ja um hunderttausendmal weniger war unter solchen Verhältnissen zu erwarten, daß hier im Dschungel Brücken sein konnten. Es lag nun freilich keine Notwendigkeit vor, hier Brücken zu bauen; es war noch nicht einmal irgendeine Notwendigkeit gegeben, eine Straße durch den Dschungel zu bauen. Zwei- oder dreimal im Jahre zog hier eine größere Maultierkarawane nach den Monterias. Dafür zwanzig oder dreißig Millionen Pesos auszugeben, wenn selbst in den reichlich bevölkerten Distrikten des Staates keine Straßen waren, das hätte niemand in der Regierung verantworten

können. Es wäre auch eigentlich nur Sache der Monterias gewesen. Denn die Monterias waren die einzigen Unternehmungen, die Interesse an guten Straßen und Brücken gehabt hätten. Aber dann wäre das Mahagoniholz noch teurer geworden, man hätte es nicht verkaufen können, und die Möbelmacher würden andere Holzarten gesucht haben, um Brautpaaren schöne und verkäufliche Bettstellen und Spiegelschränke anzubieten, und so billig anzubieten, daß sich die Brautpaare mit der Heirat beeilten, um nicht zu spät zu kommen in der Vermehrung hungriger Proleten.

Zwanzig Meter nach der einen Seite des Pfades hin und ebensoweit oder einige Meter weiter nach der anderen Uferseite hin breitete sich der Sumpf aus. Der Sumpf war grünlichschwarz, mit kleinen wässrigen Tümpeln durchsetzt. In der dunkelgrünen, flirrenden, lastenden schweren Eingeschlossenheit des Dschungels erschien der Sumpf viel schwärzer und unheimlicher, als er vielleicht im hellen brütenden Sonnenlicht gewesen wäre. Wagte man sich einen Schritt weiter hinein und trat man fest aus, glitschte man sofort bis zum Knie ein. Der Morast klammerte sich und klebte am Bein, als wäre er ein lebendiges Wesen. Er saugte sich fest, zog nach, und man bekam das Gefühl, daß jemand den Fuß langsam, aber stetig nach unten zöge. Man brachte den anderen Fuß nahe, um den versunkenen Fuß herauszuziehen, aber damit begann nun auch der zweite Fuß einzusinken und sich festzusaugen. Hätte man es darauf ankommen lassen, so würde man entdeckt haben, daß der Sumpf vielleicht nicht tief war, das unten, etwa in einem Meter Tiefe, eine felsige Sohle war. Aber freilich konnte die

Sohle auch drei Meter tief liegen, oder dort, wo man festsaß, war ein Loch in der Sohle. Aus diesem Grunde verleugnete man den Forscher oder Entdecker, kümmerte sich nicht darum, wie tief die Sohle liegen mochte, sondern man machte sich heftig an die Arbeit, hier herauszukommen. Keuchend, schwitzend, atemlos und mit bombardierendem Herzen gelang es einem, sich auf das feste Land zu zerren, wo man sich dann hinsetzte und überlegte, was zu tun sei. Umkehren gibt es nicht. Vorwärts oder verrecken.

So war es sicher den ersten Mexikanern und Spaniern hier ergangen, die den Dschungel nach Pfaden und Wegen absuchten, um zu den versteckten und legendenhaften Städten der Indianer zu gelangen, wo alle Dächer aus purem Golde waren und die Frauen Halsketten trugen mit Diamanten, so groß wie Enteneier. Weil diese ersten Goldsucher dann jene verschwundenen Städte nicht fanden, suchten sie Goldminen und Diamantenfelder. Sie fanden auch diese nicht und begnügten sich endlich mit Caoba, mit Mahagoniholz, das sich bei geschickter Behandlung ja ebenfalls in Gold

verwandeln kann. So waren die Mühen und Wege nicht völlig umsonst gewesen.

Die Karawanen, die nun auf diesen Pfaden zogen, blieben auf dem Pfade und machten auch nicht den geringsten Versuch, die Tiefe von Sümpfen zu erforschen oder Umwege zu machen und andere vielleicht bessere Pfade zu finden. Sie waren dafür bezahlt, die Handelsware auf dem kürzesten und schnellsten Wege zur Monteria zu bringen. Sie wären auch in keiner Weise vorbereitet gewesen, nach anderen Wegen zu forschen. Die Rationen an Mais, die sie für die Tragtiere und die Reittiere mit sich führten, so wie die Rationen ihrer eigenen Verpflegung waren so genau berechnet, daß ein Verlust von zwei Tagen auf dem Marsche verhängnisvoll hätte werden können. Es versucht ja auch kein transatlantischer Passagierdampfer neue günstige Meeresströmungen zu entdecken.

Die Arrieros kannten ihre Tiere. Mules und Pferde, die in Tabasco geboren und in Tabasco aufgewachsen sind, haben den Ruf, gute Sumpfgänger, bestias de lodo, zu sein. Sie sind von Jugend auf an Sumpf und Morast

gewöhnt. Darum sind diese Sumpfgänger sehr begehrt und sehr teuer. In diesen Dschungeln jedoch beginnen auch die Tabascomules Schwierigkeiten zu machen. Die Mehrzahl der Tiere aber, bei diesen Monteriakarawanen zumeist alle, sind jedoch keine Sumpfgänger, sondern Tiere, die an Steppenland gewöhnt sind. Und diese Tiere kann man wohl durch Bäche und tiefe Flüsse bringen, nicht aber durch Sümpfe. Sinken sie auch nur bis über die Hälfte des Unterschenkels ein, so werden sie wie wahnsinnig vor Furcht. Sie schlagen um sich, vertiefen den Morast, befreien sich endlich daraus, und wenn man nun nicht gut acht gibt und sie gut am Lasso hat, rennen sie zurück, und man findet sie erst wieder am nächsten Rancho.

Man läßt sie natürlich nicht ausbrechen. Aber weder mit Hieben noch mit süßem Zureden, noch mit gräßlichem Fluchen kann man sie nun durch den Sumpf bringen. Es mag gelingen, sie vielleicht unbeladen durchzubringen, aber mit einer Last auf dem Rücken ist es aussichtslos. Die Tiere fühlen, daß die Last sie tiefer hineinzieht in den Sumpf und es ihnen härter, vielleicht unmöglich wird,

sich herauszuziehen. Zuweilen hilft es, gute Tabascotiere als Leittiere zu haben und die übrigen folgen zu lassen. Aber oft schlägt auch dieser Trick fehl.

Aus allen solchen Gründen und weil auch wirklich die Gefahr besteht, daß die Tiere mit ihrer Last völlig versinken können, ohne daß man sie zu retten kann, machen die erfahrenen Arrieros keinen langen Versuch, den Durchmarsch durch einen Sumpf zu erzwingen. Erfahrung hat sie gelehrt, daß es weniger Zeit kostet und daß Ladung und Tiere sicherer sind, wenn bei geringsten Anzeichen von Sumpfscheuheit der Sumpf überbrückt wird.

Es werden Stämme, Äste und reichlich belaubte Zweige in Unmassen abgeschnitten und geschickt über den Sumpf gebreitet. Durch die belaubten Äste verliert der Sumpf sein gefährliches Aussehen für die Tiere. Das ist ein Punkt von Wichtigkeit. Und der zweite Punkt ist, daß der Boden eine scheinbare Festigkeit gewinnt. Diese Decke wiegt sich und schaukelt sich auf ihrer sumpfigen Grundlage. Dieses Nachgeben macht die Tiere unsicher, sie gehen sehr behutsam, aber sie gehen wenigstens.

Über den Bach, der die Ursache der Versumpfung des Geländes ist, muß eine schon beinahe vollwertige Brücke gebaut werden, aus langen, kräftigen Stämmen, zusammengehalten mit Bast oder mit eingerammten Pflöcken an den Seiten und reichlich bedeckt mit Zweigen und Laub, damit die Tiere nicht mit den Hufen zwischen die Stämme rutschen, falls diese Stämme nachgeben und sich verrücken.

War alles gebaut, wurde das Signal gepfiffen, und dann bekamen die Muletreiber Arbeit. Die Tiere, besonders die lebhaften und diejenigen, die jeden Weg gingen, so schlecht er auch sein mochte, drängten bereits gegen den Bau, wenn noch alle Peones damit beschäftigt waren, Zweige und Äste auszubreiten. Gute Tiere, einmal auf dem Marsch, lassen sich nicht leicht halten. Sie wollen vorwärts. Sie wissen aus langer Erfahrung, daß sie eine bestimmte Wegstrecke am Tag zu gehen haben. Sie kennen auch die Lagerplätze selbst dann, wenn sie zum ersten Male eine bestimmte Reise machen. Denn an den Lagerplätzen hängt lange Zeit der Geruch jener Tiere, die hier gelagert haben, und die erfahrenen Tiere wissen gut,

was ein Rastplatz ist für die Nacht und was ein Rastplatz ist nur zum kurzen Ausruhen. Auf den Rastplätzen für die Nacht, die Parajes, sind die Feuerplätze ausgebreitet mit Asche und halbverbranntem Holz, an allen Ecken und Winkeln liegt der trockene Mist der Tiere, die hier geruht und hier gefüttert haben. Erfahrene Tiere, die auf dem Marsch weit vorauskommen, entweder weil sie gute Läufer sind oder weil die nachkommenden Tiere häufig abwarfen und neu beladen werden mußten, bleiben an den Parajes stehen, sobald sie dort ankommen, als ob hier ein Schild angebracht wäre, das den Rastplatz anzeigt. Sie legen sich nieder und warten auf den nachkommenden Trupp. Nicht nur das Aussehen des Lagerplatzes läßt sie erkennen, das hier gerastet wird, sondern auch die Zeit. Treffen sie einen Lagerplatz um elf Uhr morgens, gehen sie meist sofort weiter, ohne zu warten. Kommen sie aber auf dem Platze um zwei Uhr an, dann zögern sie, weil sie es im Zeitgefühl haben, es könnte der Lagerplatz sein. Kommen sie um vier Uhr an, dann sind sie kaum noch weiter vorwärts zu bringen, weil sie wissen, daß nach vier Uhr im Dschungel und im Busch nicht marschiert wird, ausgenommen auf dem

Rückmarsch, wenn am selben Tage noch der Ausgangsort der Karawane erreicht werden kann.

Die lebhaften Tragtiere laufen gewiß nicht darum rasch, weil sie so sehr arbeitslustig sind, sondern weil sie eine Natur haben, die auch vielen Menschen eigen ist, die den Trieb haben, unangenehme Arbeit schnell zu verrichten, um sie aus den Augen zu haben. Je rascher die Tiere mit diesem Charakter an ihrem Ziel ankommen, desto eher werden sie abgepackt und können ruhen und essen. Die Mehrzahl der Tiere ist wie die Mehrzahl der Menschen: was ich heute nicht tun kann, bleibt liegen, und ich werde es nächste Woche tun, weil die Arbeit ja nicht fortläuft.

Es waren diese lebhaften Tiere, die bereits über die Brücke drängten, ehe sie wirklich fertig war, und die Peones mußten aus dem Wege gehen, um nicht von den Tieren getreten zu werden.

Die Treiber hatten nun darauf zu achten, daß alle nachkommenden Tiere so dicht auf die vorausmarschierenden Tiere drängten, daß die unsicheren Tiere keine Zeit hatten, sich zu erschrecken

angesichts des unbehaglichen Gefühls der schwankenden Laubdecke über dem Sumpf. Die Balken der Brücke lagen nicht fest, sie rückten und schoben sich hin und her, und das machte die zaghaften Tiere so unsicher, daß einige versuchten, seitlich abzuspringen. Aber hier sahen sie das schwarze morastige Wasser, bekamen Angst und sprangen in einem Satz auf das Ufer, wo sie durch den Sprung die leichte Decke über dem Sumpf eintraten. Jedes eingetretene Loch sog sich sofort mit schwarzem Wasser voll. Es herrschte hier an dem Sumpf ein wildes Geschrei der treibenden Arrieros, die kein Wort herausbrachten, das nicht ein teuflischer Fluch war auf Hurensöhne und Hurenweiber und Hurenböcke, die alle gemeinschaftlich eine Orgie an wollüstigen Genüssen feierten. Aber irgendwelche Genüsse auch nur der bescheidensten Gattung waren hier weit entfernt.

Das Geschrei und Gefluhe und das Getümmel der sich drängenden Tiere, die um sich schlugen und bisßen und stampften und stöhnten, ihr Keuchen und Grunzen, das Knistern und Knattern der Riemen und Seile der Packen, das Stürzen eines Tieres und sein Kampf um ein rasches

Aufstehen, um nicht von den nachkommenden Tieren geschlagen oder von der Brücke gestoßen zu werden, war Leben genug. Das Schreien und Fluchen der Arrieros und der Dutzende von Peones, die zum Teil bis an die Brust im Sumpf standen und an den Seiten gegen die Tiere mit Ästen hieben, damit sie auf der Decke und auf der Brücke bleiben sollten, lockte eine große Herde von Affen herbei, die Gritones, die hoch in den Kronen der Bäume über dem Sumpf saßen und hingen und ein fürchterliches Gebrüll erhoben, das auch die gräßlichsten Schreie der Arrieros wie Flüstern erscheinen ließ.

Alles das machte die Tragtiere nur verwirrter, die jetzt sicher glauben mußten, daß die Hölle an der nächsten Biegung des Pfades sich auftun würde. Aber je mehr die Tiere erregt wurden, um so mehr gab auch die Decke des Sumpfes nach. Die letzten Tiere waten schon bis zu den Gurten in dem Sumpf, und nur mit Ungewißheit überquerten sie die Brücke, die jetzt auch zu zerfallen begann.

Der Trupp der Arbeiter, der absichtlich zurückgehalten worden war, um die Brücke für die Tiere zu sichern, kam

nun heran und brauchte die letzten dünnen Restchen, die von der Bedeckung des Sumpfes und der Überbrückung des Baches noch übrig waren, völlig auf. Als der halbe Trupp auf der anderen Seite des Sumpfes anlangte, waren an dem Übergang sowohl Decke wie Brücke verschwunden. Die Äste und Zweige waren zerweicht und durchgetreten, sie hatten den Morast vertieft, und der Sumpf sah nun wüster und unpassierbarer aus als am Tage vorher. Einige Balken lagen noch über dem Bach. Die Burschen, alle mit nackten Füßen, balancierten auf den einzelnen Stämmen, die noch übriggeblieben waren, über den Bach hinweg. Der Zusammenhang mit den anderen Stämmen war nicht mehr vorhanden, und kein Tier hätte die Brücke oder richtiger das, was noch davon übrig war, benutzen können. Die weichen Ufer des Baches hatten nachgegeben, einige der Stämme waren abgerutscht und lagen lang und quer im Bach. Die nächste Karawane, auch wenn sie nur aus zwei Tieren bestehen sollte, hatte eine neue Brücke über den Sumpf zu bauen.

Es war nicht der einzige Sumpf, den der Trupp an diesem

Tage antraf. Aber der zweite verursachte weniger Arbeit. Er sah jedoch, als der Trupp mit allen Tieren ihn durchwatet hatte, so aus, daß, wenn am nächsten Tage hier eine Karawane angekommen wäre, sie einen vollen Tag hätte arbeiten müssen, um den Übergang machen zu können. Blieb mehr Zeit, so wuchsen die Sumpflöcher teils zu, teils verteilte sich das Wasser nach anderen Richtungen hin, teils fielen vielleicht altersschwache Bäume so glücklich, daß sie entweder eine Brücke oder eine Decke bildeten, oder aber, daß sie einen Deich schufen und den Pfad zum Teil trockenlegten. Auf schwierigen Märschen durch Dschungel dieser Art lebt man stets in der Hoffnung, daß sich irgend etwas ereignet habe, das den Weg verbessert. Oft kann man sich auf ein gut ausgearbeitetes Erdbeben verlassen, das den Weg verbessert oder um ein Hundertfaches verschlechtert, zuweilen ist es ein Bergrutsch und nicht selten eine Durchbruch zu einem unterirdisch fließenden Strom. Man hat wenigstens die Hoffnung, daß der Weg nicht schlechter werden kann. Aber die Hoffnung trügt häufig, und man erstaunt über die Tatsache, daß sich der Weg doch noch verschlechterte.

Es war am zweiten Tage des Marsches durch den Dschungel. Der Trupp hatte gegen Mittag eine kurze Weile an einem Platze gerastet, der La Lagunita hieß. Celso hatte sich den Fuß an einer scharfen Felskante verletzt. Er hockte am Rande des Wassers und wusch sich das Blut ab. Der Trupp erhielt das Signal der Agenten zum Aufbruch und Weitermarsch.

Celso wickelte sich einen schmutzigen Baumwollfetzen, den er irgendwo von seinem Hemd oder seiner Hose abgerissen hatte, um den verwundeten Fußballen. Es ging langsam, denn Celso wollte den Verband, schlicht und schmutzig wie er war, doch so gut festknüpfen, daß er auf dem Wege nicht abrutschen und verlorengehen sollte. Wie alle Angehörigen seiner Rasse, die als Bauern oder Landarbeiter leben, war er nicht zimperlich in Dingen körperlicher Verwundungen. Er konnte einen fünf Zentimeter tiefen und zwanzig Zentimeter langen Machetehieb in der Schulter haben oder gar einen ähnlichen, wenn auch etwas weniger tiefen Hieb im

Schädel, und er würde darum weder ohnmächtig werden noch nach einem Doktor winseln. Es würde ihm hier so wenig helfen wie in seinem Heimatdorfe, wo der nächste Doktor zwei Tagereisen weit entfernt wohnt, der wahrscheinlich auch kein besserer Doktor ist als die uralte Geburtshelferin in seinem Dorfe, die mehr als fünfhundert Kindern in ihrem Leben zum Licht geholfen hat, ohne sich vorher, und häufig auch nicht nachher, die Hände zu waschen. Die Hälfte der Kinder und ein Fünftel der Frauen sterben freilich, aber das ist nicht ihre Schuld, sondern eine natürliche Folge der Geburten, die der gütige Gott im Himmel mit unendlichen Schmerzen belegte, um den Menschen die vorgeburtlichen Genüsse mit Dornen, Stacheln und Disteln zu verbittern, damit nicht vergessen werden soll, daß die schönsten und köstlichsten Sünden auf Erden erblich sind.

Nicht der Schmerzen wegen verband Celso seinen Fuß so sorgfältig, sondern aus Erfahrung. Er hatte einst, als er in den Kaffeeplantagen in Soconusco arbeitete, gesehen, wie ein Bursche sich mit dem Machete eine kleine Wunde gehackt hatte und wie dann Erde hineingekommen war.

Am nächsten Tage konnte der Bursche weder den Kopf noch die Schultern bewegen, und ein paar Stunden später war er tot. Durch den Verband wollte Celso die Wunde gegen giftige Erde schützen, und gleichzeitig wollte er verhindern, daß die Wunde sich durch abermaliges Aufstoßen vergrößere und verschlimmere. Ein Arzt war weder hier im Trupp noch in irgendeiner der Monterias. Jeder hatte auf sich selbst achtzugeben und sein eigener Doktor zu sein. Wer zugrunde ging, bewies damit nur, daß er kein Recht zum Leben hatte, und er bewies ferner, daß er ein schuftiger Bursche war, der den Agenten oder die Monteria um den erhaltenen Vorschuß betrog.

Der Trupp hatte sich bereits aufgemacht und marschierte. Celso war noch nicht ganz fertig geworden mit seinem Verband, als auch die letzte Gruppe an ihm vorbeimarschierte.

Hinter jener Gruppe, als Wächter und Treiber der Schwanzgarde, ritt El Zorro. Das war der Neckname des einen der beiden Zutreiber, die Celso in Hucutsin eingefangen hatten, um sich fünf Pesos zu verdienen. Der andere hatte den Beinamen El Camaron. Warum der eine

El Zorro und der andere El Camaron genannt wurde, war nicht ganz klar, wie so häufig der Ursprung von Beinamen nicht immer genügend nachgewiesen werden kann, um einen Neugierigen zufrieden zu stellen. Die Necknamen hatten die beiden sicher noch von ihrem Jugendalter her. Niemand, nicht einmal ihre Arbeitgeber, die beiden Agenten Don Ramon und Don Gabriel, kannten deren richtige Namen, und niemand wußte, wo sie eigentlich zu Hause oder aus welchem Gefängnis oder aus welchem Gefangenentransport sie entwichen waren.

El Zorro kletterte auf sein Pferd, ritt einige hundert Schritte weit zurück, um zu sehen, ob nicht etwa einer der Burschen sich nach hinten weggeschlichen habe, und kam dann angetrabt, den abmarschierenden Schwanz aufzurütteln und ihm glühende Asche unter die Fußsohlen zu blasen. Er sah Celso auf einem Stein hocken, immer noch beschäftigt mit dem Zurechtkneten des Verbandes und mit den Versuchen, wie er am besten auftreten und laufen könne, ohne daß sich der Verband verschiebe.

„Andele, Chamula, alte stinkige Mula“, rief El Zorro Celso

an, „andele, andele, willst wohl hier schlafen gehen und von Weibern träumen. Los, vorwärts, die anderen sind schon in der Monteria.“

Weil Celso nicht gleich auf den Füßen stand und seinen Packen hoch hatte und weil El Zorro dem Celso, dem er seiner rebellischen Widerreden wegen nicht sehr zugetan war, wieder einmal zeigen wollte, wer hier das Recht hatte zu kommandieren, darum hieb er ihm ein paar kräftige Hiebe mit der Peitsche über das Gesicht.

„Damit du nicht vergißt, Chamula“, sagte er, „daß ich der Ladino und du der dreckige Chamula bist.“

Celso hatte seinen Packen nun hoch und war dicht hinter dem Pferd des El Zorro, als er sagte: „Diese Hiebe haben mir gefehlt zur Abrechnung, und die Quittung bekommst du heute, Cabron, bei der Heiligen Allerreinsten Gottesmutter.“

Celso hatte das in seiner indianischen Sprache, in Tsotsil, gerufen. El Zorro verstand nur gerade einen Brocken oder zwei, mit denen er aber nichts zu beginnen wußte.

Aber er verstand Hurensohn und wußte, daß ihm Celso keine Schmeichelei gesagt hatte.

„Ich werde dir den Cabron, den du mir jetzt angepfeffert hast, schon noch reichlich wiedergeben, mein Brüderchen“, rief er, „laß uns nur erst einmal recht schön und niedlich in der Monteria und mich dann vielleicht bestellt sein, die Fiesta abzuhalten. Dich nehme ich dann zuerst vor, wenn ich noch die volle Kraft in den Armen habe. Auf dich warte ich schon lange. Du bist mir zu frech und hetzt auch noch alle anderen auf. Dich und den Tseltalburschen, den Carretero, euch werde ich mir schon vornehmen.“

„Wenn du bis zur Monteria kommst, du Hundesäugling einer Dreckhure“, antwortete darauf Celso.

Er ging immer noch dicht hinter dem Pferde. El Zorro hielt seine Reden nach rückwärts gewandt, einmal, damit er sicher sei, daß Celso kein Wort davon verliere, zum anderen, weil er hoffte, er könne sich an dem verängstigten oder wütenden Gesichte des indianischen Peons weiden. So gab er nicht acht auf den Weg. Das

Pferd stolperte über eine Wurzel. Pferde haben die Gewohnheit auf diesen langen einsamen Wegen über Steppen, durch Busch, Dschungel und Urwald aufmerksam zu werden und hinzuhören, wenn der Reiter spricht. Sie drehen die Ohren herum und wenden zuweilen auch noch den Kopf zur Seite. Sie wissen ja nicht, ob nicht die Rede für sie bestimmt und in der langen Rede vielleicht ein Kommandowort für sie enthalten ist, dem sie folgen wollen, und wenn sie nicht rasch genug folgen, einen übergerissen bekommen. Reiter sind auf diesen langen Reisen oft tagelang völlig allein mit ihrem Pferde, und wie Menschen, die allein leben, sich angewöhnen, mit ihrem Hunde zu sprechen, als wäre er ein menschlicher Genosse, so fallen auch einsame Reiter in die Gewohnheit, auf dem Marsche, und selbst am Lagerfeuer, zu ihrem Pferde zu sprechen. Das Pferd, sich gleichfalls nach Gesellschaft sehnend, hört nach einiger Zeit seinem Herrn ebenso aufmerksam und scheinbar verstehend zu, wie es Hunde so vortrefflich können.

Das Pferd des El Zorro hatte mehr auf die Reden

geachtet, weil es glaubte, es möchte darin ein Kommando enthalten sein, als daß es genau und sorgsam hingesehen hätte, wo es marschierte.

El Zorro, der mit seinem Pferde so wenig Erbarmen hatte wie mit den Indianern, die er einfing, auf den Märschen trieb und in den Monterias dann im Monatslohn auspeitschte, hieb dem Tiere tief die Sporen in die Seiten, und gleichzeitig zwitschte er ihm einen brennenden Pfeifer über den rechten Schinken. Der Hieb war eigentlich mehr für Celso gemeint gewesen als für das Pferd; denn alle seine Wut war auf den Burschen gerichtet, und das Pferd, weil es einen kleinen Fehler beging, bekam die Wut zu fühlen.

Das Pferd, gleichzeitig die Sporen in den Weichen und den weit ausgeholten Hieb auf dem Schinken, bäumte auf vor Schmerz und legte gleichzeitig aus zur linken Hand, weil der Hieb auf der rechten brannte. Die Wege durch den Dschungel können nicht im Trabe geritten werden, von einigen kurzen Strecken vielleicht abgesehen. Die Wege sind so beschaffen, daß ein Tier seinen Weg unausgesetzt fühlen muß. Es kann abrutschen zur Seite,

nach hinten, nach vorn; es sind große und kleine Steine im Wege, die kollern oder nachgeben; es stehen Wurzeln kreuz und in der Quere hervor; ganze Bäume liegen längs oder quer zum Wege; es geht steil auf und es geht steil ab; bald zur einen Seite tiefe Schluchten, bald zur anderen Seite. Aber das Böseste sind die tiefen Löcher im Wege, Löcher, die alle möglichen Ursachen haben und die gewöhnlich mit Laub, Reiser, Morast und Wurzeln leicht überdeckt sind, eine Decke, die von der Natur geschaffen wird. Die Löcher sieht man erst dann, wenn man mit dem Pferde drinsitzt oder wenn die Beine des Pferdes bis zu den Kniegelenken oder bis zum Bauche drin steckenbleiben. Würde Pferd traben oder gar, schlimmer, galoppieren, dann bräche es sich unweigerlich die Beine, wenn es in eines der Tausende von Löchern geriete. Die eiligsten, besonders geübten und wertvollen Tiere machen eine gute Zeit dadurch, daß sie, ohne eigentlich zu traben, eine ungemein rasche Gangart annehmen, die jedoch nicht so rasch ist, daß das Tier nicht immer noch den Huf blitzschnell zurückziehen kann, wenn es fühlt, der Boden gibt nach. Die geübten Tiere, gehen stets so, als ob sie auf Eiern liefen, wenn sie

im Dschungel marschieren.

In der Nähe von weiten Sümpfen und Urwaldbächen sind solche Löcher am häufigsten, und man findet tagelange Strecken, wo der ganze Boden unterhöhlt ist wie ein Sieb, und andere Strecken, wo die Decke so dünn ist, daß sie schwankt, wenn man hinüberreitet, oder, wenn man über unterirdische Höhlen reitet, die nur eine ganz dünne steinige Decke haben, es dumpf widerhallt von den Hufen des Reittieres.

Hier, wo sich das begab, war eine solche versumpfte Stelle; denn der Ruheplatz, den der Trupp soeben verlassen hatte, lag teils im Sumpf, der nie austrocknete, weil auf der einen Seite ein kleiner See war, La Lagunita, mit zahlreichen Quellen auf seinem Boden, die man noch an der Oberfläche des Sees erkennen konnte.

Das Pferd des El Zorro, durch den Schmerz der eingehauenen Sporen und den grausamen Hieb völlig aus der Fassung gebracht, verlor jegliche Vorsicht. Es sprang zur Seite des Weges und sprang so heftig auf, daß es mit beiden Vorderbeinen in Löcher versank. Da sich das im

Springen ereignete, schlugen die Hinterbeine hoch. Das Tier versuchte sich zu wenden, und fiel auf die Seite. Das linke Vorderbein drehte sich aus dem Loch heraus, während das rechte tiefer einsank. Das Tier arbeitete wie toll, sprang und schlug um sich und brachte endlich auch das rechte Vorderbein aus dem Loch heraus. Es stand dann keuchend und zitternd eine Weile an der Stelle und wartete geduldig darauf, daß sich sein Reiter wieder aufsetzen werde.

Der Reiter war, als das Tier so ganz unerwartet in die Löcher sank, über den Kopf des Pferdes gesaust. Er geriet dabei mit dem Gesicht in ein Morastloch, krabbelte sich heraus und bekam von dem schlagenden Tier einen Huftritt gegen den Bauch. Er fiel wieder zurück, fluchte und begann, sich den Schlamm aus dem Gesicht zu wischen.

Als das Pferd in die Löcher sank, ließ Celso sofort seinen Packen vom Rücken gleiten und sprang zur Seite, um zu verhüten, daß er von dem erschreckten Tier geschlagen oder, sobald es sich befreit hatte, überrannt werde.

El Zorro konnte gerade einen Blinzer aus den verschlammten Augen tun, als er auch schon schrie: „Komm her, du Chamula! Siehst du nicht, daß ich hier in der Schitt sitze. Hilf mir raus. Und gib acht, daß die Bestia nicht davonjagt. Halte sie fest. Los, du Stinkfurz von einem Chamula!“

Während El Zorro das sagte, schabte und klitschte er den Morast aus den Augen und aus dem Haar, spuckte, und halb dumm von dem Fall, schmierte er sich den Morast wieder zurück ins Gesicht, merkte es und schleuderte nun die Schitt von den Händen. Er versuchte sich aufzurichten, aber teils von dem Huftritt des Pferdes, den er gegen den Bauch bekommen hatte, teils weil er mit einem Fuß in eine Liane gekommen war, die ihn festhielt, und teils weil er so wütend war, daß er keinen Gedanken zu einer bestimmten Handlung fassen konnte, kam er nicht hoch.

„Du gottverlassener Hund, komm her und zottele mich hier endlich heraus!“ schrie er wie besessen.

„Ya me voy“, sagte Celso, „ich komme ja schon, und ich

komme diesmal gut und reichlich.“

Er hatte das Pferd an einen Baum gebunden. Als er den Zügel, der am Boden schleifte, aufheben wollte, sah er da einen kräftigen Ebenholzast liegen. Er hob ihn auf, nahm ihn gut zwischen die Faust, und kam auf El Zorro zu.

El Zorro suchte nach seinem Taschenmesser, um die Liane, in der sich sein Bein verschlungen hatte, durchzuschneiden. Er hatte sie mit bloßen Händen nicht zerreißen können. Er sah Celso mit dem Ast näher kommen.

Celso zögerte nur eine Sekunde. Er hörte hin, ob, nach den Rufen der Maultiertreiber zu urteilen, der Trupp so weit voran und so verdeckt von dem dichten Dschungel war, daß niemand sehen oder hören konnte, was hier geschah.

„Wozu brauchst du denn den Palo, den Knüppel?“ fragte El Zorro. Seine Augen weiteten sich, sein Mund blieb offen stehen, und sein Gesicht verfärbte sich grün vor entsetzlichem Schreck.

Das Bein immer noch in der Liane steckend, drehte er sich halb um und kam auf die Knie. Beide Hände hielt er hoch und öffnete die Finger weit, wobei ihm das Taschenmesser aus den Händen fiel.

Celso traf ihn zwischen die beiden Hände und genau da, wo er hingezielt hatte. Er hob das Taschenmesser auf, das noch nicht aufgeklappt war, und steckte es dem El Zorro wieder in die Hosentasche. Dann holte er das Pferd herbei.

Er hob das Bein des El Zorro auf. Ob er tot war oder nicht, darum kümmerte sich Celso nicht weiter. Er wollte dem Pferde einen Teil der Ehre lassen, den Rest gegenüber seinem Peiniger zu besorgen, damit das Gleichgewicht in der Welt wiederhergestellt werde.

Celso quetschte den Fuß des El Zorro in den Steigbügel, riemte den Sporn an dem Fuße gut fest und schob den Sporn geschickt in einen Schlitz des Steigbügels, dergestalt, daß der Fuß auf keinen Fall aus dem Steigbügel rutschen konnte, vorausgesetzt, daß der Riemen des Sporns nicht brach. Dann bog er, um ganz

sicher zu gehen, die Fußspitze so in den Steigbügel ein, daß der Fuß in ihm wie in einer Schlinge hing. Da der Steigbügel nach mexikanischer Art einen Vorschuh aus Leder hatte, so erweiterte Celso die bereits halb aufgerissene Vordernaht genügend, um den Fuß so einzuquetschen, daß man eher den Fuß hätte abschneiden oder den Steigbügel hätte zersägen müssen, ehe es möglich gewesen wäre, das Bein nach außen hin zu befreien.

Darauf beschäftigte er sich mit dem Lasso am Sattelknopf.

Als das alles getan war, zog er das Pferd auf den Weg, gab ihm einen leichten Hieb auf den Schinken, und das Pferd trabte los.

Der Körper des El Zorro schleifte mit dem Kopfe auf dem Erdboden entlang. Der Körper geriet beim Laufen des Tieres immer etwas unter den Leib des Pferdes. Dabei preßte sich der Sporn in die Weiche des Pferdes, und das Pferd trabte an, den Körper hinter sich und halb unter sich herschleifend. Das Tier wurde erregt und begann

nun rascher zu laufen. Dabei hämmerte der Kopf des El Zorro über die Steine und Wurzeln und gegen die Bäume. Immer wenn das Pferd langsam zu gehen begann, schob sich der Körper unter den Leib des Pferdes, der Sporn preßte sich in die Weiche, und das Pferd fing wieder an zu rennen. Celso ging ruhig seines Weges. Das Pferd war nun so weit voraus, daß er es nicht mehr sehen konnte.

Er kannte den Weg genügend; denn er war ihn ja bereits zweimal marschiert. Einmal hin und einmal zurück. Und als er mit jenem kleinen Händler als dessen Begleiter marschierte, hatte er gut auf den Weg achten müssen.

Der Weg wand sich in Hunderten von Spiralen weiter, infolge des bergigen Geländes und infolge von Seen, Flüssen und Sümpfen, denen der Weg auswich, weil es keine Brücken gab und man nur dort die Flüsse kreuzen konnte, wo sie nicht zu breit und zu reißend waren.

Celso kam jetzt an eine lange Biegung des Weges, der sich hier um einen hohen Berg wand, den die Tragtiere nicht auf geradem Wege gehen konnten, weil er zu steil und voll Röllgestein war. Celso nahm alle seine Kräfte

zusammen. Wie eine Ziege zwängte er sich seitlich durch das dichte, dornige Gestrüpp und kletterte auf Händen und Füßen den Berg hinauf. Er glaubte nicht, es schaffen zu können.

Jeden Augenblick war es ihm, als überspränge sein Herz mehrere Schläge und bleibe stehen, dann wieder schien es ihm, als wollten seine Lungen explodieren.

Tiefend von Schweiß und keuchend mit weit aufgerissenem Munde und flatternder Nase, erreichte er die Bergkuppe.

Er ließ sich fallen, ließ den Packen hinuntergleiten, wischte sich den salzigen Schweiß aus den Augen, die sich zu verkleben schienen, rieb sich Nacken und Kehle heftig, rieb sich die linke Brust und schlug sie mit der Faust, holte einige Male tief schnaufend Atem und nahm dann seinen Packen wieder auf.

Beim Hinuntermarsch auf der anderen Seite des Felsens kugelte er viele Male gleich zwanzig Meter weit. Aber er raffte sich auf und sprang in Sätzen voran, sich fallen und

kugeln lassend, wo er glaubte, er könne es tun, ohne zerschunden zu werden, und wo er sah, daß in einiger Entfernung Sträucher und Bäume waren, an die er sich klammern konnte, falls er in diesem sturmraschen Laufen nicht einhalten und in den Abgrund stürzen könne.

Er langte auf dem Wege an, als dort der Vortrupp gerade vorübergezogen war und die marschierenden Arbeiter krümelnd, einer nach dem anderen, hinterherzogen.

Er ging nicht geradeswegs aus dem dichten Dschungel auf den Weg hinaus. Ganz dicht kam er an den Weg heran und hielt sich eine kurze Weile hinter einem Gebüsch verborgen. Er ließ den Packen hinuntergleiten und zog die Hosen ab.

Mit halb heruntergezogenen Hosen trat er dann aus dem Gebüsch hervor und kam in den Weg. Hier zockelte und zupfte er an seinen Hosen herum, zog sie hoch und wickelte sie wieder fest.

„Einen guten und gesunden Schitt gemacht, verflucht

noch mal“, sagte er lachend, als die nächste Gruppe herankam. Einige der Burschen warfen ihre Packen ab, um einige Minuten zu rasten, sich den Schweiß aus den brennenden Augen zu wischen und um zu neuem Atem zu kommen. Celso keuchte mit vollen Lungen. Aber das fiel keinem unter den rastenden Burschen besonders auf. Jeder hatte mit seinen eigenen Mühen genug zu tun.

Dann sagte Celso: „Ich war hinter einem jungen wilden Schweinchen her. Ich glaubte schon sicher, es zu haben, aber dann wischte es mir doch noch fort und auch gleich in so niedriges Dornengestrüpp hinein, daß ich es aufgeben mußte. Was für einen herrlichen Braten das heute abend gegeben hätte. Dieses kleine Biest hat mir die Beine unter die Hinterbacken gepfeffert. Verflucht noch mal, wie so ein junges Ding doch rennen kann. Bin noch ganz leer in der Windpfeife und muß pusten wie ein altes Mule, hinter dem ein Tiger her war. Hätte ich den Schritt vorher machen können, bei der heiligen Purisima, ich hätte den Puerco doch noch aufgehakt. Aber so hatte ich den ganzen Bauch voll bis an den Hals hinauf.“

„Ja, da denkt ihr alle vielleicht, so ein kleines Häufchen

von einem wilden Ferkel kann nicht rennen“, sagte einer der Burschen, „aber ich weiß das. Ich bin auch einmal hinter einem her gewesen, zwei oder drei Stunden lang, bis ich mich ganz und gar in der Selva, in diesem verfluchten Dschungel, verlaufen hatte, aber das Ferkel habe ich nicht gekriegt. Die sind flink wie eine Maus. Und gerade dann, wenn du denkst, du kannst es nun recht lieblich am Schwänzchen packen, wutsch, da fährt es in ein Loch oder in ein Gestrüpp oder weiß der Diabolo, wohin es verschwindet, aber es ist weg, wie weggeschluckt. Und wenn dich die Alten kriegen, dann sause nur ab, Söhnchen, oder du bist fertig mit dieser Welt. Gar keinen Zweck hinterherzulaufen, auch nicht hinter einem Pescuintle. Wenn du keinen guten Hund hast, spare lieber deinen Wind.“

Jeder der Burschen begann gleich eine eigene Jagdgeschichte zu erzählen, um zu offenbaren, daß er kein Junge mehr war.

Celso zerrte seinen Packen aus dem Gebüsch hervor, zog eine Zigarre aus einer Falte seines Packens, zündete sie an, nahm seinen Packen hoch und sagte: „Ich muß mich

auf die Sohlen machen, Muchachos, ich gehöre da vorn zu der Gruppe, wo meine Compañeros, meine Kameraden, sind. Die sind nun sicher ein gutes Stück voraus.“

Er trabte los, während die Burschen noch ein wenig rasteten und schwatzten, bis die nächsten Gruppen herankamen, die sich hier eine Weile im Schatten niederlassen wollten. Ein dünner Strahl kühlen Wassers quetschte sich aus einer Spalte der hohen Felswand hervor, und diese Quelle war die Ursache, daß jeder Bursche, der vorüberkam, den Drang fühlte hier zu rasten.

Der Trupp erreichte den Lagerplatz gegen vier Uhr nachmittags. Die Nachzügler, die Erlahmten und die Burschen, die bereits Fieber aufgenommen hatten, kamen gegen fünf Uhr an.

Es fiel niemand auf, daß El Zorro fehlte. Da er meist beim Schwanz war, um die Trägen aufzumuntern, und oft eine Viertelstunde hinter dem letzten Nachzügler ritt, um ganz sicher zu sein, daß niemand zurückblieb, vermißten ihn die Agenten nicht.

Dann aber kam ein Bursche atemlos angelaufen. Aufgeregt rannte er auf das Feuer zu, an dem die Agenten und die Händler hockten: „Patroncito, da weiter oben am Wege ist das Pferd des El Zorro an einem Baumstumpf festgehakt, und El Zorro ist heruntergefallen.“

„Wenn der Hurensohn vom Pferde fällt, wird er ja auch wieder 'raufkommen können, er ist ja kein Säugling“, sagte Don Ramon.

Niemand nahm den aufgeregten Burschen ernst. Und was kümmerten sich auch schon die Agenten sehr um das Wohlergehen der Zutreiber. Wenn ein Treiber vom Pferde herunterfallen kann, ist er sowieso nichts wert. Wahrscheinlich wieder besoffen. Weiß der Henker, wo er den Tequila her hat. Vielleicht einem Burschen weggenommen. Wenn er nicht mehr 'rauf kann auf sein Pferd, dann mag er im Dreck liegen bleiben. Geschieht ihm recht. Kleine Kinder kann man in diesem Geschäft nicht brauchen.

Die Agenten und die Händler hatten Wichtigeres zu tun, als sich um El Zorro zu kümmern. Diese Sorte konnten sie in jedem Städtchen gleich zwei Dutzend haben, wenn sie wollten. Und bei jedem Dutzend bekamen sie noch zwei drauf als Zugabe, die mitritten und keinen anderen Lohn verlangten, als die Überreste essen zu dürfen, die von den Agenten und den Händlern übriggelassen worden waren. Und das war meist nicht viel.

„Ob wir im nächsten Jahr wieder einen so großen und guten Trupp zusammentreiben können wie diesmal, Don Gabriel, das kann uns nicht einmal Don Porfirio

versprechen, viel weniger der Gobernador“, sagte Don Ramon, als er sich die Frijoles in heißen Brocken Totopostles aufschaufelte. „Auch dieses Geschäft wird mit jedem Tage schlechter und elender. Und ein trauriges Hundeleben ist es noch obendrein. Das werden Sie schon einsehen, Don Gabriel. Hier sitzt man nun wie ein wilder Indianer am Feuer, ohne Dach über dem Kopfe, frißt wie ein Schwein und nicht wie ein guter Katholik, die Frau liegt daheim allein im Bett, und diesmal haben wir nicht einmal eine einzige Hure im ganzen Trupp. Es wird immer trauriger. Jedes Geschäft.“

Don Gabriel sah das Geschäft bei weitem weniger pessimistisch an. Verglichen mit seinen früheren Geschäften, war dies hier eine Goldmine. Auf dem ganzen langen Marsch dachte er nur immer an das eine: wie er das Geschäft dem Don Ramon abnehmen und wie es vielleicht geschehen könne, daß auf dem Rückwege Don Ramon verunglücke, und so verunglücke, daß bei der Abrechnung niemand zugegen sei, der mit gutem Gewissen beschwören könnte, daß Don Ramon nicht fünftausend Pesos dem Don Gabriel schulde, die Don

Gabriel dem Don Ramon im Laufe der Aufkäufe von Peones geborgt hatte. Sollte es sich aber nicht ereignen, daß Don Ramon verunglückte, dann würde der Verdienst des Don Gabriel nicht den dritten Teil von fünftausend Pesos ausmachen, und Don Gabriel würde noch einige Jahre hart arbeiten müssen, ehe er das Geschäft allein und nur zu seinen eigenen Gunsten würde führen können.

„Un accidente, ein Unglück, ein großes Unglück!“ schrie da aus dem schnatternden Geschwätz der abkochenden Burschen heraus eine Stimme. Don Gabriel, unausgesetzt an ein Unglück denkend, das seinen Geschäftsteilhaber treffen sollte, erbleichte, als er das Geschrei hörte. Aber dann sah er Don Ramon vor sich hocken, ruhig essend und zwischendurch redend, und dadurch kam er wieder zurück zur Wirklichkeit.

Die Caballeros hier am Feuer regten sich durch das Geschrei von dem Accidente, dem Unglück, nicht auf. Sie warteten erst einmal ab, bis ein genauer Bericht kam. Wahrscheinlich war es nur ein Peon, der in eine Schlucht gerutscht war, oder es war ein Mule, das gefallen war,

oder es war ein Pferd oder eine Mule, das einen Burschen geschlagen hatte. Wollte man sich auf diesen Märschen aufregen des Geschreis eines Indianers wegen, dann käme man nie zu einer ruhigen Minute.

Die Peones waren von ihren Feuern fortgelaufen und standen nun in einem dichten Haufen beisammen. Der Haufen kam näher zum Platz. Und als er nur noch zwanzig Schritt vom Feuer der Caballeros entfernt war, öffnete er sich und ließ eine Gasse offen.

Die Caballeros standen nun gemächlich auf und gingen auf den Haufen zu. Da war ein Bursche, der das Pferd des El Zorro am Zügel hielt. Das Pferd war auf seinem Wege mehrere Male mit den herunterhängenden Riemen und Strippen an Gebüsch und Baumstümpfen hängengeblieben. Aber es hatte sich offenbar immer wieder befreien können, wenn das auch seinen Marsch wesentlich verzögert hatte.

„Das ist ja der El Zorro“, sagte Don Ramon. „Was hat denn der gemacht? Wird der nicht mit einem Pferde fertig? Verteufelt, er ist übel zerschunden. Man kennt ihn

nicht mehr. Es könnte gut jemand anderer sein. Aber es ist seine Hose, es sind seine Stiefel und seine trockenen und verschrumpften Ledergamaschen, und es ist sein Pferd.“

Die Caballeros kamen nun ganz nahe heran.

Das Pferd war über und über mit Schweiß bedeckt. Es zitterte, und seine Augen waren groß und voll Entsetzen. Man fühlte, daß es glücklich war, unter lebenden, schwatzenden und gestikulierenden Menschen zu sein, daß es die anderen Tiere in der Nähe roch und daß es in einer Umgebung sich befand, die ihm gewohnt war und die es erlöste von der entsetzlichen gespenstischen Furcht, die es in den letzten Stunden durchlebt hatte.

„Wie hat der Hurenknecht denn das nur fertiggebracht, so unter die Bestia zu geraten?“ sagte Don Alban, einer der Händler. „Er verdirbt mir den ganzen Appetit. Dank der Santísima Virgen, daß wir ein paar Flaschen Comiteco mit uns haben, oder ich würde die ganze Nacht hindurch diese Erscheinung nicht los.“

Der Sattel war heruntergerutscht, so, daß der Sitz seitlich am Bauch des Pferdes klebte. Die Gurten waren aber zu fest gezogen gewesen, als daß der Sattel bis zu den Hinterbeinen des Pferdes rutschen und dann von dem Pferde über die Hinterbeine abgestreift werden konnte, was nicht selten geschieht, wenn der Reiter auf dem Tiere sitzt, das Tier scheut und die Sattelgurten sich gelöst haben. Es wäre dennoch möglich gewesen, daß der Sattel hätte abgestreift werden können, hätte sich nicht eine Schleife des Lassos, der rechts am Sattel mit kräftigen rohen Riemen festgeknüpft war, bei einer Bewegung des Tieres über den Hals des Tieres gelegt, wodurch der Sattel hängenblieb und nicht nach hinten abrutschen konnte.

El Zorro hatte seinen Fuß im Steigbügel. Wahrscheinlich hatte er sich, auf dem Pferde sitzend, mit dem Oberkörper nach hinten wenden wollen, um Zurückgebliebene zu kommandieren, und dabei hatte er sich den Fuß im Steigbügel so verdreht, daß der Fuß bei einem Scheuen des Pferdes nicht freikommen konnte.

Die Kleidung des El Zorro war völlig zerfetzt und

zerrissen von dem Entlangschleifen an den Bäumen und Gebüsch.

Das Gesicht war unerkennbar. Der Kopf war eine dreckige Masse. Kaum noch irgendwelches Fleisch war am Schädel und nur einige Büschel Haare. Das Genick war wie ein Waschlappen.

„Schneidet ihn ab vom Sattel, wenn ihr ihn nicht aus dem Bügel herausbekommt“, sagte Don Ramon. „Legt ihn da drüben hinter den Sträuchern hin. Wir werden ihn später eingraben. Sattelt das Pferd ab und führt es zu den anderen Tieren. Pobre bestia; armes Tier.“

Die Caballeros gingen zurück zu ihrem Feuer. Die Lust zum Essen war ihnen vergangen. Sie redeten von allen möglichen Dingen. Gelegentlich von anderen Unglücksfällen, die sie gesehen hatten oder von denen man ihnen erzählte.

„‘raus aus mit dem Comiteco, Don Alban“, sagte Don Gabriel. „Ich hoffe, Sie werden uns unter solchen Umständen doch nicht trockenlaufen lassen.“

„Sicher nicht, Caballeros, der Comiteco gehört Ihnen sowohl wie mir. Bedienen Sie sich. Nur nicht kleinmütig und zaghaft. Ich habe eine gute Batterie mit mir. Was wir hier trinken, brauche ich in den Monterias nicht zu verkaufen. Salud, Caballeros.“

Don Ramon rief den Burschen, der für ihn und Don Gabriel das Kochen besorgte: „Ausencio, ruf mir den El Camaron heran, ich habe mit ihm zu reden.“

„Orita, Patroncito“, erwiderte der Bursche und schrie

dann: „El Camaron! El Camaron! Al Patron.“

Er mußte ihn suchen gehen und fand ihn in der Gruppe der Arrieros und Muletreiber. Die Arrieros waren die soziale Schicht in dem Trupp, der er zugehörte. Es war die Schicht der Unteroffiziere in dieser Armee. „Ya me voy. Ich komme schon“, sagte El Camaron und folgte dem Burschen.

„El Zorro ist dein Companero, he?“ fragte ihn Don Ramon.

„Compañero? Nun ja. Wie das so ist, Compañero“, sagte El Camaron. „Ich kenne ihn auch nicht weiter als eben gerade hier, so, daß wir zusammen bei Ihnen arbeiten, Patron.“

„Du weißt doch aber wenigstens, wo er zu Hause ist?“

„Wie soll ich denn das wissen, Jefe?“ erwiderte El Camaron.

„Wo hast du ihn denn getroffen?“

„Im Calabos in Tuxtla im Gefängnis, Jefe.“

„Schöne Brüder“, lachte Don Alban. „Komm her, El Camaron, nimm einen Schluck.“

„Muchas gracias, vielen Dank, Patron“, sagte El Camaron und hob einen gigantischen Schnapper aus der gereichten Flasche. Er wußte ja nicht, ob man ihm die Flasche noch ein zweites Mal anbieten würde, und was man im Bauche hat, kann einem niemand mehr stehlen.

„In der Carcel in Tuxtla also“, sagte Don Ramon nickend.

„Ich war aber völlig unschuldig drin, Jefe, das dürfen Sie mir glauben, das kann ich schwören bei der Jungfrau und dem Kinde.“ Als er das sagte, machte er einige geübte Kreuze über den Mund und küßte seinen Daumen zur Bekräftigung seines Schwurs.

„Warum saß denn El Zorro in der Carcel?“ fragte Don Alban.

„Das war so eine Sache, Patron, Sie wissen ja, was ich meine“, antwortete El Camaron mit breitgezogenem

Munde.

„Was für eine Sache?“ wollte Don Ramon wissen.

„El Zorro hatte da ein Mädchen, eine Criada, ein Dienstmädchen. Er behauptete, sie habe sich mit einem Carretero eingelassen. Er hat sich darum mit der Muchacha elendiglich gezankt, wie das so geht, und als er dann näher hinsah, da war die Muchacha nicht mehr am Leben. Und da war ein großes Geschrei, und da haben sie ihn einfach in den Calabos gesteckt.“

„Haben sie ihn denn nicht drinbehalten in der Carcel?“ fragte Don Gabriel.

„Que va, no. Es hat ja niemand gesehen, ob er das Mädchen erschlagen hat oder ob ihr ein Stein vom Dach auf den Kopf gefallen war. Geld hatte er keinen Cent. Da hat sich niemand darum gekümmert, ob er in der Carcel bleibt. Und da hat man ihn nach einigen Wochen wieder gehen lassen.“

„Seid ihr zusammen herausgekommen?“ fragte Don Ramon.

„No, ich kam viel früher 'raus, ich hatte ja nichts getan, ich war ganz unschuldig drin.“

„Du hast doch in Tuxtla beim Don Eliseo gearbeitet als Mozo, als Helfer“, sagte Don Ramon.

„Richtig, Jefe, es la verdad.“

„Don Eliseo hat in Tuxtla eine Botica, ist mein Compadre“, erklärte Don Ramon den Caballeros.

Er wandte sich wieder an El Camaron: „Don Eliseo hat dich hinter die Rejas, hinter die Gitter, sperren lassen, weil du bei ihm Medizinen gestohlen hast, wenn du die Kisten aufmachtest, und du hast dann die Medizinen an den Don Ismael, den türkischen Händler, verkauft, der auf die Märkte und Ferias mit seinem Kram zieht.“

„Das sind Mentiras, gemeine Lügen, Jefe. Ich habe nie etwas angefaßt, was meinem Patron gehört.“

„Versuche nur einmal etwas anzufassen, was uns hier gehört, du Cabron, du Hurenjunge. Wir stecken dich nicht in die Carcel, wir pfeffern dir eine in die

Eingeweide“, sagte Don Ramon. Dann redete er fort: „Und du und El Zorro, ihr beide habt doch auch in Huixtla hinter den Gittern gegessen. Ist das nicht so?“

„Ob El Zorro in Huixtla gegessen hat, weiß ich nicht, Jefe, bei der Jungfrau und Jose, das weiß ich nicht. Aber ich habe bestimmt nicht dort im Calabos gegessen.“

„Nicht? Aber hier Don Gervacio kennt dich von Huixtla. Don Gervacio, ist das nicht derselbe Schlingel, von dem Sie die Geschichte wissen?“ fragte Don Ramon.

„Preciso, ganz genau“, erwidert Don Gervacio, der andere Händler. „Du hast mit dem El Zorro in der Finca Peña Flor, bei Don Adelino, acht gute Mules gestohlen, und dann hast du mit El Zorro die Brandmarken ganz geschickt verändert, und in Huixtla hast du mit deinem Spießgesellen El Zorro die Mules an einen Finquero verkaufen wollen, an Don Federico, der die Kaffeefinca Providencia in dem Ocosnucodistrikt hat. Aber zu eurem Unglück war zufällig der ehemalige Mayordomo von Peña Flor in Huixtla, der dort jetzt einen kleinen Rancho hat, und der sorgte dafür, daß man euch Spitzbuben

festnahm. Stimmt das oder stimmt das nicht, du Hurensohn?“

„Ich? Ich Brandmarken verändert? Ich weiß gar nicht, wie das überhaupt gemacht wird. Jefe, da soll doch gleich die arme Seele meiner Großmutter im Fegfeuer stöhnen, wenn ich jemals in Huixtla war; in meinem ganzen Leben nicht, und erst recht nicht habe ich Huixtla oder Motocintla jemals in meinem ganzen Leben nicht und überhaupt nie in dem Calabos gegessen.“

„Von deinen und deines Spießgesellen El Zorro Taten und Abenteuern in Montocintla und Niquivil wollen wir lieber nicht sprechen, sonst kommen wir noch dazu, dich hier aufzuhängen, um uns vor dir zu schützen“, mischte sich Don Matildo in die Unterhaltung, ein kleiner Agent, der im Trupp nur etwa fünfzehn Mann besaß, die er für die Monterias angeworben hatte.

„Hier, nimm dir doch eine Schluck, Camaronote“, sagte Don Alban und reichte El Camaron die Comitecoflasche zu.

El Camaron zog wieder einen guten Schwenker durch die Gurgel.

„Gracias, Caballeros“, sagte er und wischte sich den Mund mit einem Zipfel seines rotgeblühten Halstuches ab.

„Deinen Lebenslauf und den des El Zorro hier aufzudecken, würde uns sicher bis zum nächsten Abend aufhalten“, sagte Don Ramon, „und ob wir dann damit zu Ende sein würden, bezweifle ich ernsthaft. Dann sage uns wenigstens, wo El Zorro her ist, damit wir seine Mutter oder seine Brüder oder, was er haben mag, benachrichtigen können.“

„Vielleicht ist er von Pichucalco“, antwortete El Camaron. „Er hat einmal so etwas Ähnliches gesagt. Aber bestimmt weiß ich es nicht.“

„Ja, dann“, sagte nach einer Weile Don Ramon, „bleibt uns nichts weiter zu tun übrig als ihn einzugraben. Kommen Sie, Caballeros!“

Die Männer standen auf.

Es wurden Kienfackeln gebracht, und die Männer suchten einen geeigneten Platz, etwa fünfhundert Schritte vom Lagerplatz entfernt.

„Unangenehmes Gefühl“, sagte Don Ramon, „einen Begrabenen zu dicht beim Lagerplatz zu haben. Wer weiß, wie oft wir noch in unserem Leben hier werden lagern müssen. Dann ist es eine Beruhigung, den Cementerio, den Friedhof, nicht zu nahe zu haben und vielleicht gar auf den Kadaver zu treten, wenn man die Hosen runterlassen muß.“

Einige der Burschen hatten den Leichnam herangeschleppt. Einige andere Burschen waren mitgekommen, um zuzusehen.

Im Trupp waren Äxte, Kletterhaken, Ketten, Drahtseile, Stacheldraht, schwere eiserne Klammern, Bandeisen, Hebezeuge und manche andere Dinge, wie sie in den Monterias gebraucht wurden und von den Verwaltungen der Monterias bestellt worden waren und nun von Transportunternehmern auf den Rücken von Tragtieren mitgeführt wurden.

Aber im ganzen großen Trupp war nicht ein einziger Spaten und nicht eine einzige Schaufel. Denn das waren Gegenstände, die in einer Monteria nicht gebraucht wurden. Vielleicht war in der einen oder anderen Monteria ein Spaten vorhanden, den man fand, wenn man lange genug suchte, und der vielleicht hier einmal hergekommen war, als die ersten Entdecker und Forscher so nebenbei Gold zu suchen gedachten. Im Trupp jedenfalls war kein Spaten.

Die Burschen fragten auch gar nicht nach einem Spaten. Sie machten sich sofort mit ihren Machetes an die Arbeit, eine Höhlung in die Erde zu kratzen. Als die Höhlung etwa einen halben Meter tief war, wurde der Boden zu hart. Das wartete Don Ramon aber nicht erst ab. Als er sah, daß tief genug ausgekratzt war, um dem Körper gerade Platz zu geben, sagte er: „Legt ihn 'rein!“

Als die Burschen den Körper hochhoben, rief er: „Augenblick, un momento. Sucht einmal erst die Taschen alle durch. Zieht ihm die Stiefel aus und seht, ob er etwas in den Stiefeln hat. Den Ring laßt ihm nur am Finger, es ist nur Messing mit einem Glasstein.“

Die Burschen fanden in seinen Taschen zwölf Pesos und einige Centavos, Zigaretten tabak in einem Säckchen und gewöhnliches weißes Papier, das er sich selbst zugeschnitten hatte, ferner ein kräftiges Taschenmesser und das übliche Feuerzeug, das alle Leute mit sich führen, die durch den Dschungel und den Busch reisen müssen.

Das Feuerzeug ist genau von der gleichen Art, wie es im alten Frankreich zur Zeit gebraucht wurde, als Carlo Magno noch keinen Bart hatte. Ein Stück Stahl, ein Stück Feuerstein und eine Lunte. Die Lunte ist das einzige, das einer späteren Zeit entstammt. Es ist eine Lunte, die einem bleistift dicken gelben Docht gleicht, den man meterweise kauft. Kein Mensch, der den Dschungel in Zentralamerika kennt und gewandert ist, macht sich auf den Weg, ohne ein solches Feuerzeug mitzunehmen, auch wenn er nebenbei hundert Schachteln von guten modernen Zündhölzern im eisernen Tropenkoffer mit sich führen sollte. Die Indianer verlassen sich nicht einmal auf die moderne Lunte, sie nehmen außerdem den guten alten Feuerschwamm mit sich. Darum haben auch

Indianer immer ein Feuer, wenn selbst der große Forschungsreisende mit zwei eleganten Benzinfeuerzeugen, die zehn Dollars kosten, traurig vor trockenen Reisern sitzt.

„Du bist ja wohl hier der einzige berechtigte Erbe des El Zorro“, sagte Don Ramon zu El Camaron, „und da nimm das hier nur alles an dich.“

„Mill gracias, Jefe“, sagte El Camaron zufrieden und steckte die Sachen und das Geld ein. „Aber mit Ihrer Erlaubnis, Jefe, vielleicht kann ich mir doch dann den Ring auch noch nehmen. Der Hombre braucht ihn nicht mehr, und der Ring ist ja noch ganz gut, auch wenn er wie Messing aussieht, aber die Mädchen wissen das ja nicht, und sie denken, es ist Gold.“ Ohne die Erlaubnis seines Patrons abzuwarten, hockte sich El Camaron nieder und streifte dem Leichnam den Ring ab. Die Hände, die wie der Kopf ebenfalls den Weg entlanggeschleift worden waren, sahen so zerschunden aus, so widerlich, und sie waren so flappig, daß man sich entsetzen konnte, wenn man sie länger als mit einem kurzen Blick ansah. Da die Finger von dem Aufschlagen

und Entlangschleifen verquollen waren, so vermochte El Camaron den Ring nur abzustreifen dadurch, daß er reichlich Spucke gebrauchte und den Finger des Toten renken, verdrehen und zerquetschen mußte. Sobald er den Ring herunter hatte, steckte er ihn gleich an seinen eigenen Finger, rieb ihn am Hemdsärmel ab und ließ ihn in dem flackernden Schein der Kienspäne glitzern.

„Nun könnt ihr ihn in das Grab legen“, sagte Don Ramon zu den Burschen.

Die Peones hoben den Körper in die Höhlung und wollten gleich zuscharren.

„Un momento, einen Augenblick, Muchachos!“ rief Don Ramon. „Caballeros, er war ja ein Schuft, ein Bandit und ein Mörder und was weiß ich sonst noch alles, aber er war ja trotzdem ein menschliches Wesen und ein Christ. Lassen Sie uns für seine Seele ein Ave Maria beten.“ Die Caballeros und die Burschen nahmen ihre Hüte ab, und alle begannen zu leiern: „Ave Maria, Santa Purisima, Santa Madre de Dios, salvenos, ora pro nobis, Santa Purisima, Santa Madre de Dios, ora pro nobis. Amen.“

So gedankenlos, wie ihnen als Kinder die Gebete eingedrillt worden waren ohne Sinn und ohne Überlegung und ohne Nachdenken, so gedankenlos schnurrten sie die Gebete jetzt auch herunter. Darum kam es ihnen gar nicht in den Sinn, wie widerspruchsvoll ihr Verhalten war. Sie hatten die Absicht und den guten ernstesten Willen, für die Seele des Verunglückten zu beten, aber es kam so heraus, daß sie die Heilige Jungfrau darum baten, beim lieben Gott um das Heil ihrer eigenen Seelen zu bitten. Da aber der liebe Gott alle Dinge weiß, die im Herzen des Menschen sind, so wird er ja diese Gebete für die arme Seele des zu Tode Geschleiften so aufgenommen haben, wie sie von den Betenden gemeint waren, trotz der Kirche.

Als das Gebet vorüber war, hoben die Caballeros einige Brocken Erde auf und warfen sie auf den Körper. Don Alban zog sein rotes Taschentuch aus der Hosentasche und breitete es über den abgescheuerten Teil des Schädels, der einst das Gesicht des El Zorro gewesen war. Dann machte er drei Kreuze über das Tuch und sagte: „Ahora, Muchachos, nun könnt ihr zuscharren.“

Die Peones kratzten die aufgeworfene Erde teils mit ihren Füßen, teils mit den Macheten, teils mit Ästen über den Körper. Da der Körper die Höhlung völlig ausfüllte, so bildete die ausgeworfene Erde, die über den Leichnam gescharrt wurde, einen Hügel.

Mehrere Burschen liefen mit ihren schmökenden Kienspänen im Dschungel hin und her und schleppten Steine herbei, die sie auf dem Hügel ausbreiteten. Dann streuten sie darüber hin Äste und Zweige und abermals einige Steine, um zu verhindern, daß die Äste beim ersten Winde fortgeweht würden.

Der Körper war keineswegs so gut gesichert, daß nicht für Wildschweine oder hungrige Tiger die Möglichkeit bestand, den Leichnam auszukratzen.

Es war kein Zweifel, daß Tiger die Spur aufnahmen und verfolgten, wo der Körper des El Zorro entlanggeschleift worden war. Die Tiger folgten mit Sicherheit sogar Karawanen, die erlegtes Wild mit sich führten, auch wenn das Wild bereits zerlegt war und das Fleisch in den Packen und Kochkesseln transportiert wurde.

Wurde das Grab aber nicht von den Tieren aufgerissen, so vermoderten die aufgelegten Äste und Zweige rasch, bildeten neue reiche Erde, einige der frisch gebrochenen Äste schlugen Wurzel und nach wenigen Wochen konnte niemand mehr das Grab finden, so sehr er es auch suchen mochte. Es wäre um so schwerer zu finden gewesen, weil die Eingrabung in tiefer Nacht beim Schein der schmökenden Kienspäne erfolgt war, die der Umgebung ein Aussehen gaben, dessen sich niemand am hellen Tage in Einzelheiten hätte erinnern können.

„Macht ihm ein Kreuzchen und steckt es auf!“ sagte Don Ramon.

Und Don Alban fügte hinzu: „Ihr, die Muchachos, die den Hombre hierhergebracht und ihn eingegraben haben, kommt zu unserem Feuer und nehmt einen Schluck, damit ihr nicht die ganze Nacht davon träumt.“

Dann wandte er sich an die Caballeros: „Lassen Sie uns ebenfalls noch eine Flasche vornehmen, Señores, wir haben es verdient. Gottverflucht noch mal, beim heiligen Nicolas, Caracoles und Caramboles, so zerfetzt habe ich

doch noch nie in meinem ganzen Leben jemand gesehen. Und wie er gepestet hat. Ah, Schitt, wollen einen mächtigen in den Magen schleudern, damit man das vergißt. Asi es la vida, so ist das Leben; gestern noch froh und frech wie Dreck, und heute in Fetzen und nicht einmal davor sicher, von den Schweinen gefressen zu werden. Santísima Madre de Dios, Allerheiligste Mutter Gottes, gib mir ein ehrliches Ende.“ Er bekreuzte sich.

Die Herren waren wieder an ihrem Feuer angelangt, wo mit Hilfe mehrerer Flaschen Comiteco Añejo bereiteten sie sich eine traumlose Nacht.

Auch an den Feuern der Peones wurde der Fall besprochen, denn er war das frischeste Ereignis, und es war gleichzeitig ein Erlebnis, das keiner bis an den letzten Tag seines Lebens vergessen würde.

Die Muchachos, die beim Begräbnis geholfen hatten, bekamen ihre Flasche des gewöhnlichen Aguardiente von Don Alban. Sie waren damit zufrieden, denn sie waren an diese Sorte besser gewöhnt als an den Añejo, den die Caballeros tranken und der sie nicht genug in der Kehle gekratzt haben würde, um als wohlverdienter Lohn für ihre unangenehme Extraarbeit betrachtet zu werden.

Don Alban, dem das Leben und Sterben des El Zorro ganz und gar gleichgültig war, weil er ja nicht sein Muchacho gewesen, hatte alle Kosten des Begräbnisses zu tragen. Denn als er die Ausgaben überrechnete, fand er, daß ihn der Unfall des El Zorro zwei Flaschen gewöhnlichen Aguardiente und vier Flaschen Comiteco gekostet hatte. Bei der einen Flasche für die Peones war es nicht geblieben. Er mußte noch eine zweite Flasche opfern, weil

sich nach einer Weile noch andere Burschen einfanden, die mit Recht behaupten konnten, daß sie gleichfalls an dem Verunglückten herumhantiert hätten und daß sie in den nächsten Wochen nicht mehr essen könnten, wenn sie nicht die Pest mit einem guten Schluck hinunterspülen würden. An dem Feuer, an dem Celso, Andreu, Paulino und Santiago hockten und kochten, saßen auch noch einige andere Burschen, die sich im Laufe des Marsches den vier Kameraden zugesellt hatten.

Keiner aus dieser Gruppe hatte sich um das Ereignis gekümmert. Sie waren nur für einen Augenblick hingelaufen, als das Pferd mit dem verunglückten Zutreiber in das Lager gekommen war. Nach einigem Zusehen waren sie zurückgegangen zu ihrem Feuer.

Celso hatte gesagt: „Geht aus dem Wege. Hier gibt es Extraarbeit. Laßt euch nicht in der Nähe sehen.“

Keiner von ihnen war zum Begräbnis gegangen.

Aber es ergab sich von selbst, daß darüber geredet wurde.

Paulino, der weise und erfahrene Indio, mit guter

Kenntnis des Lebens und Geschehens in den Monterias, sagte: „Hombres, was für ein Glück ihr habt, wißt ihr gar nicht. Dieser Cabron, dieser hundsgemeine Hurensohn, ich meine den El Zorro, daß der jetzt unter dem Dreck liegt, ist etwas, wofür ihr alle San Jose danken könnt. Diesen Burschen und den anderen Henkersknecht, den El Camaron, in der Monteria zu haben und noch dazu als Capataz, Hijitos, meine Söhnchen, da habt ihr nichts zu lachen. Da habt ihr nur eine Menge Gelegenheit, heftig zu heulen. Daß sind zwei gemeine Schufte, Manitos, Freundchen. Wenn diese Bestien die Peitsche, den Latigo, in die Hand gedrückt kriegen, mit Genehmigung der Obrigkeit, ich meine der Verwaltung, dann springt ihr, dann zittert und wimmert ihr, wenn ihr nur das Wort Fiesta säuseln hört. Die machen das aus reiner Liebe. Und die das aus Vergnügen machen, das sind die grimmigsten Henker. Daß ihr den einen los seid, dafür dankt allen Heiligen im Himmel. Das einzige Unglück, das heute geschah, war, daß nicht El Camaron im anderen Steigbügel seines Pferdes hing. Und wenn ich ihm das besorgen könnte, ich würde das viel lieber tun als zwei Botellas Aguardiente austrinken. Wenn ihr an die

Heiligen glaubt, so betet nur recht fest und nachhaltig heute Nacht, daß El Camaron morgen ebenfalls eingegraben wird. He dicho, ich habe gesprochen.“

Andreu sah Celso an. Celso nahm den Blick auf, zuckte aber gleichgültig die Achseln. Was ging ihn denn das an, was Paulino über das Schicksal des El Camaron dachte.

Ein wenig später ging Celso mit seinen Töpfen zum Fluß, um sie auszuwaschen, den Mund zu spülen und die Zähne mit seinem Zeigefinger zu polieren.

Andreu folgte ihm, um das gleiche zu tun.

Als sie am Ufer hockten, nebeneinander, und Andreu sah, daß sonst niemand in der Nähe war, sagte er: „Wie konntest du denn das wissen, daß El Zorro vom Pferde geschleift werden würde?“

„Das habe ich nicht gewußt“, erwiderte Celso gleichmütig, „ich habe nur in den Sternen gelesen, daß er umkommen wird. Auf welche Weise der stinkige Hund verrecken würde, das haben mir die Sterne nicht verkündet. Auch seine Hände nicht. Um solche Kleinigkeiten kümmere ich mich nicht. Du kennst meine Geschichte bis auf das letzte Pünktchen.“

„Sie ist mir ja ausführlich erzählt worden, als du mich erschlagen wolltest, ohne mich zu kennen“, sagte Andreu

lachend.

„Du hättest dasselbe getan, wenn du jemand angetroffen hättest, der wie ein Capataz aussah, und wenn du gerade zwei solchen Schuften in die Schlinge geraten wärest, wie ich an jenem Tage.“

„Vielleicht ja.“

„Und glaubst du denn, das Schicksal läßt es zu, daß zwei so hundsiederträchtige Halunken für eine so gottserbärmliche, stinkige und höllengiftige Gemeinheit, wie sie sie mit mir verübt haben, um sich drei Pesos zu verdienen, am Leben bleiben, sich an der Sonne freuen und sich jeden Tag daran ergötzen können, mich schuftten zu sehen, und noch obendrein das Recht haben, mich auspeitschen zu dürfen? So ein Schicksal, das so etwas zulassen würde, gibt es nicht. Dann würde etwas unter dem Himmel nicht in Ordnung sein. Da brauche ich gar nicht viel zu wissen von der großen Kunst, in den Sternen zu lesen oder in den Händen. Der andere Hurensohn kommt auch nicht bis zur Monteria. Vielleicht wird der andere gar nicht einmal mit einem Ave Maria

eingegraben. Der andere Cabron wird wahrscheinlich von den Geiern und Schweinen aufgefressen. Ich kann daran gar nichts tun. Das ist seine Bestimmung und sein Schicksal.“

Andreu lachte und sagte: „Das Schicksal macht zuweilen recht sonderbare Fehler.“

„Wie meinst du denn das, Andrucho?“

Die beiden konnten sich nur undeutlich im Gesicht erkennen, denn es war stockfinster. Ihre Gesichter waren nur ganz wenig aufgehellert von einem schwachen Widerfunkeln der Sterne, die im Fluß badeten, der wispernd und leise gurgelnd seinen ewigen Weg durch den gespenstischen Dschungel zog.

„He, wie meinst du das mit den Fehlern des Schicksals?“ fragte noch einmal Celso.

„Als heute am Nachmittag das Pferd des El Zorro hier im Paraje ankam, da hast du nicht weiter hingesehen und dich um nichts gekümmert. Niemand hat sich um etwas im einzelnen gekümmert. Alle waren so aufgeregt, so

erschreckt, so entgeistert, daß sie nur auf den hängenden und schleifenden Kadaver des stinkigen Hundes sahen. Der Anblick war entsetzlich genug.“

„Ja, und was denn nun weiter? Um mir das zu erzählen, spare dir nur die Worte. Das interessiert mich doch nun gar nicht. Ob der Hund so oder so aussah, hat nicht das geringste mit seinem Schicksal zu tun.“

„Ich habe aber doch genauer hingesehen, gerade darum, weil du das alles richtig voraus geweissagt hattest. Und da wollte ich sehen, wie das Schicksal arbeitet. Und siehst du, wenn so ein Lasso in einer Schleife aufgeht und die Schleife durch eine ungelenke Bewegung des Pferdes über dessen Nacken fällt, so rollt der Lasso nach und nach selbst weiter auf, und nun schleift der Lasso in seiner ganzen Länge hinter dem Pferde her.“

„Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht“, sagte Celso, während er seinen Mund gurgelte.

„Der Lasso konnte aber nicht aufgehen, wie ich sah. Denn die Schleife war so festgeknüpft, daß das Pferd einen

vollen Tag hätte laufen können, ohne daß der Sattel über die Hinterbeine abrutschen konnte.“

„Gut gesehen, Manito. Du bist intelligenter, als ich dachte. Aber ein Lasso kann sich recht gut und allein festknüpfen, wenn die Schlingen sich verdrehen und vielleicht von vornherein nicht ganz klar voneinander aufgerollt waren.“

Andreu scheuerte mit Sand in seinem Frijolekesselchen herum und sagte: „Richtig. Das Schicksal verübt solche Dinge, daß sich ein Lasso oder selbst bei den Carretas ein Zugseil so hilflos verknotet, daß man es durchschneiden muß. Ganz von selbst. Aber“, und nun platzte Andreu lachend heraus, „ich möchte doch das Schicksal kennen, das einen erfahrenen Jinete, einen erfahrenen Pferdeburchen, wie El Zorro einer war, mit dem linken Fuß im rechten Steigbügel hängen läßt. Wie El Zorro auf seinem Pferd gesessen haben muß, um den linken Fuß im rechten Steigbügel einzuquetschen, das kann mir kein Schicksal klarmachen.“

„Lagarto, Lagarto“, rief Celso aus, „verflucht noch mal.

Ja, wenn ich so jetzt darüber nachdenke, ich glaube, du hast recht, Andrucho.“

„Freilich habe ich recht. Ich war ja auf das Schicksal vorbereitet und habe mich nicht aufgeregt, und darum habe ich manches gesehen, was die anderen nicht gesehen haben.“

„Bist du sicher, daß niemand sonst das bemerkt hat?“

„Nicht einmal Don Ramon. Ich will dir sagen, warum. Der Sattel war beinahe ganz unter dem Bauch des Pferdes. In dieser Lage des Sattels sah es natürlich so aus, als ob der richtige Fuß im richtigen Steigbügel hänge. Jeder, der herumstand, sah sich nur den zerschundenen Schädel des El Zorro an, weil das viel interessanter war. Der Cabron wurde auch so rasch aus dem Steigbügel herausgeschnitten, daß niemand Zeit hatte, daran zu denken, welcher Fuß in welchem Steigbügel hänge.“

Nun lachte auch Celso und sagte: „Gut gesehen und gut geurteilt. Aber so leicht fangen, wie du glaubst, kannst du mich doch nicht, Brüderchen, Manito. Nicht du. Und kein

Agent. Viel weniger ein Polizeichef.“

„Ich spreche gar nicht von dir, Celso.“

„Ob du von mir sprichst oder von dem Schicksal oder von dem Diabolo, das ist mir schnutz und schnatz. Im Paraje an der Lagunita war El Zorro noch frisch und gemein. Er hatte immer den Schwanz. Das war sein besonderes Vergnügen. Da konnte er immer hier einem ein paar rüberziehen und dort einem anderen, ohne daß die Agenten es sahen. Er ließ niemand einen gesunden Schitt machen. Wenn sich einer hinhocken wollte, hatte er gleich ein paar dicke blutige Striemen überm Ursch. Und wenn er mit dem Pferde nicht hinkonnte, dann brach er einen Ast ab und warf ihn dem armen Peon, der Durchfall hatte, auf den Rücken, daß er in seinen eigenen Schitt platschte und vielleicht dann unter seinem Packen den ganzen Tag stöhnte, weil der Ast ihm den Rücken aufgerissen hatte. Wir haben ja nicht einmal ein Hemd auf dem Rücken, weil wir es schonen.“

„Gut. Zugegeben, El Zorro hatte immer den Schwanz. Und was nun?“

„War ich vielleicht beim Schwanz?“

„Laß mich mal nachdenken. Nein, das ist richtig. Du warst nicht im Nachzug.“

„Stimmt, Söhnchen. Richtig und gut beobachtet. Ich war auf dem ganzen Marsch mit den Burschen von Cahancu, noch weit voraus vor der Mitte, wo die Mules der Händler marschieren. Frage einen einzigen von den Cahancu Muchachos, und die werden dir sagen, daß es so ist. Was habe ich dann mit dem Kadaver zu tun, wenn der am Schwanz war und ich im ersten Zug des Trupps?“

Andreu schwieg für eine Weile. Dann sagte er: „Da will ich doch aber gleich von einem Hammel vergewaltigt werden, wenn ich mir das alles zusammenreimen kann. Ich habe ganz im Ernst geglaubt, daß du dem Schicksal hier auf die Beine geholfen hast.“

„Ich? Ja, Andrucho, was denkst du denn eigentlich von mir? Ich? Diesen elenden Coyote? Da hast du einmal ganz und gar vorbeigeraten. Dir könnte ich es ja gut sagen, Brüderchen. Zu dir habe ich Vertrauen. Aber, was

ich nicht getan habe, dafür kann ich keinen Dank beanspruchen.“

„Dann möchte ich aber doch gern wissen, wer sich über den Cabron hergemacht hat?“

„Wer, willst du wissen? Hier im Trupp sind hundertfünfzig oder zweihundert Burschen, die nach der Monteria marschieren müssen. Frage von den zweihundert oder wie viele es sind, wenn du willst, ob er nicht den El Zorro mit dem Machete die Kehle durchgeschlagen hätte, wenn er dazu Gelegenheit fand und keine Furcht zu haben brauchte, daß es herauskäme? Jeder einzelne würde es getan haben. Auch ich und auch du. Und nun kannst du ja raten, wer so ein dummes Mule war, ihm den linken Fuß in den rechten Steigbügel zu quetschen. Wenn du etwa denken solltest, ich bin so dumm, daß ich nicht weiß, in welchem Steigbügel der linke Fuß eines Reiters sein muß, dann denkst du verkehrt. Vielleicht einer von den jungen Schafen aus einem kleinen Pueblo, so einem gottvergessenen Dörfchen, so ein dummer Indio, der nie vorher in seinem Leben einen Jinete auf dem Pferde hat sitzen sehen. Aber

nicht der alte und erfahrene Kaffeepflanzer und Caobarbeiter Celso. Der weiß welcher Fuß im rechten Steigbügel steht und wie ein Lasso richtig aufgerollt werden muß, damit er sich nicht von selbst verknüpft. Und weil mich das alles gar nichts angeht, m'jito, darum werde ich mich jetzt auf meinen Petate legen und einen guten und gesunden Schlaf tun.“

„Hast recht, Celso. Ich bin auch müde“, sagte Andreu.

Als die beiden zurückschlenderten zu ihrem Lagerfeuer, sagte Celso: „Als ich auf der Kaffeefinca arbeitete, war einmal Geburtstag des Finquere. Da kam der Cura und predigte. Weil ich mir mit dem Machete in den Fuß gehauen hatte, konnte ich an dem Tage nicht arbeiten, und da stellte ich mich draußen hin, an der Tür der Kirche, wo die Ladinós alle zuhörten. Da habe ich gerade eins gehört, was der Cura sagte: „De todos los modos, mi Hijos e Hijas, el mejor cojin es una conciencia limpia, was etwa dasselbe ist: Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.“ Ich habe das gut behalten, weil der Cura das so schön sagte. Und ich werde gut schlafen, denn ich habe ein reines und gutes Gewissen heute, und ehe wir

zum See Santa Clara kommen, werde ich ein noch viel
besseres und viel ruhigeres Gewissen haben. Buenas
noches, gute Nacht.“

Kapitel 08

01

Der Marsch am nächsten Tage war so eintönig, so trotzend und so schleppend, wie die Märsche an den vorhergehenden Tagen gewesen waren, seit die letzte Siedelung verlassen war.

Den Schwanz hatte nun El Camaron. Durch den Unfall seines Spießgesellen war er furchtsam geworden. Er hatte in der Nacht nicht gut geschlafen. Immer wieder war ihm das Schicksal seines Genossen in den Sinn gekommen. Er fühlte sich unbehaglich seit dem Morgen. Es nagte in ihm etwas, worüber er sich nicht klar wurde. Während des Marsches grübelte er darüber nach, wie es möglich gewesen sei, daß ein so geübter und erfahrener Bursche wie El Zorro vom Pferde fallen konnte. Und selbst wenn er vom Pferde gefallen war, was ja jedem geschehen kann, wie es nur möglich war, daß er das Pferd nicht anhalten und sich aus dem Steigbügel befreien konnte. Seine einzige Erklärung war, daß El Zorro beim Fallen

mit dem Kopf auf einen nackten Fels geschlagen sei, was ihm die Besinnung raubte; ehe er die Besinnung wiedergefunden hatte, war er dann wohl so zerschlagen, daß er einem Toten glich.

Am Schluß eines Trupps durch den Dschungel zu reiten ist beinahe so gefährlich, wie völlig allein zu reiten. Stößt dem, der am Schluß reitet oder wandert, etwas zu, niemand im Trupp erfährt es. Der Trupp marschirt weiter. Man wird des Fehlenden erst gewahr, wenn der Trupp am Nachmittag im Lager ankommt und der Mann vermißt wird. Dann wird erst einige Stunden gewartet, in der Hoffnung, daß der Nachzügler aufkommen wird. Kommt er nicht, dann werden zwei Burschen, zu Fuß oder zu Pferde, auf die Suche geschickt. Darüber wird es Nacht, die Burschen können in der Nacht nicht viel ausrichten und kehren zurück zum Lager, um am Morgen die Suche wieder aufzunehmen. Inzwischen kann alles mögliche, was im Dschungel nur immer geschehen kann, dem Vermißten zugestoßen sein.

El Camaron wollte seiner heftigen Furcht wegen die Cola, den Schwanz nicht übernehmen.

Aber Don Gabriel wußte in der richtigen Art mit ihm zu sprechen: „Wir nehmen dich doch nicht zu unserem Vergnügen mit, du Cobarde, du furchtsamer Hosenschitter. Mach, daß du heimkommst. Wir werden ohne dich fertig werden.“

Allein heimreiten zu müssen, war bei weitem schlimmer, als den Nachtrab zu übernehmen. So blieb ihm nichts anderes übrig, er hatte dem Befehl zu folgen.

Er machte sich gut Freund mit den Nachhinkern, damit sie in seiner Nähe blieben, und er gab sich große Mühe, so dicht dem Trupp aufzubleiben, wie das nur möglich war.

Jedoch die Peones, gewandt wie Katzen und seit ihrer Kindheit an Märsche und Wanderungen gewöhnt, schnitten hier und dort den Weg ab. Sie konnten trotz ihrer schweren Packen an den Felsen heruntergleiten, über sumpfige Stellen leicht hinweghüpfen, über gefallene Urwaldriesen hinwegklettern. El Camaron mußte auf seinem Pferde den Weg völlig auswandern. Nur selten konnte er im Trab reiten. Das Gelände ließ es

nicht zu. So fand er sich oft Viertelstundenlang und mehr ganz allein im Dschungel. Und es war in diesen Viertelstunden, wenn die Burschen durch Querspfade ihm weit voraus waren, daß er von heftiger Angst befallen wurde. Wie eine geheime Stimme, die unausgesetzt auf ihn einredete, glaubte er, in dem Wispern der Bäume und Büsche zu hören, daß El Zorro seinen Tod nicht ganz durch einen Unfall gefunden habe, sondern durch ein Zusammenwirken verschiedener Umstände, das etwas Unnatürliches an sich hatte.

Er mäßigte seine Brutalität gegen die angeworbenen Indianer so weit herab, daß er sich selbst lächerlich erschien. Mit allen möglichen kleinen Kniffen versuchte er die Nachzügler sich nahe zu halten. Er gab ihnen Zigaretten, er redete mit ihnen über ihre Familien, und nicht ein einziges Mal peitschte er auf einen los, wenn er sich aus Notdurft für eine Weile ins Gebüsch setzen mußte. Aus reinem Vergnügen verweilte gewiß niemand bei diesem Geschäft. Denn das, was sonst vielleicht zuweilen eine Wohltat ist, war hier immer mit qualvoller Unannehmlichkeit verknüpft. Moskitos, Stechfliegen,

Pferdefliegen, Wespen, Hornissen, beißende Ameisen, sind in Schwärmen sofort zur Stelle.

Aber El Zorro und noch gestern El Camaron, hatten dieses kurze Verweilen eines Burschen immer als Ursache angesehen, um mit der Peitsche kräftig auszuholen und dabei zu schreien: „Ihr faulen Schweine, macht das am Morgen oder in der Nacht ab und freßt nicht so viel Frijoles. Hier wird marschiert und nicht geschlafen.“

Heute aber sagte El Camaron nicht ein böses Wort zu den Burschen. Er ritt langsam voraus und wartete dann, bis der Bursche heran war. Dennoch ließ sich auch nicht einer der Peones einsäuseln. Jeder wußte, daß El Camaron den Teufelspelz nur darum mit Engelpuder bestreute, weil er begonnen hatte, sich zu fürchten. Sie wußten auch recht gut, daß El Camaron, so lieblich er sich jetzt auch gebärdete, alles Versäumte nachholen werde, sobald erst einmal die Monteria erreicht wurde und er das Amt des Capataz halte. Und weil die indianischen Burschen keine Heuchler und Anschmeißer waren, darum nahmen sie seine gebutterte Freundschaft

nicht an. Sie verweigerten seine Zigaretten mit der Ausrede, daß sie gerade jetzt nicht rauchen mochten, und auf seine Versuche, sich mit ihnen in vertrauliche Gespräche einzulassen, knurrten sie nur und taten, als ob sie nicht hörten oder als ob sie zu müde seien, voll zu antworten. Sobald sie einen Abschneider erkannten, rutschten sie aus und verschwanden.

Das Verhalten der Peones machte El Camaron nur noch unsicherer und erfüllte ihn mit tieferer Furcht. Jetzt wurde es ihm zur Gewißheit, daß irgendeiner oder einige der Burschen nachgeholfen hatten, daß El Zorro sein Ende auf dieser Erde fand. Damit stieg in ihm das würgende Bewußtsein auf, daß er der nächste sein werde, der El Zorro folgen müsse.

Aus irgendwelchen Gründen war Celso der Bursche, an den er am wenigsten von allen dachte. Celso machte auf ihn immer den Eindruck eines geistig trägen Indianers, der seine Arbeit verrichtete wie ein Ochse und zufrieden war, wenn er nicht gepeitscht wurde. Celso war nicht der einzige Bursche im Trupp, den er und El Zorro durch eine erbärmlich gemeine Handlung für die Agenten, die ihn

bezahlten, eingefangen hatte.

In seinen Gedanken überdachte er alle Peones im Trupp, um zu dem gelangen zu können, vor dem er sich zu hüten habe. Es waren mehrere, die er als die Burschen betrachtete, die ihm gefährlich erschienen. Unter ihnen befand sich Andreu. Aus irgendeinem Grunde biß er sich auf dem Gedanken fest, daß er sich am meisten vor Andreu zu hüten habe. Andreu war intelligent, war frech zuweilen, gab Widerworte und ging nicht für seine eigene Person, sondern für seinen Vater in die Monteria.

Sehr früh, um ein Uhr mittags, langte der Trupp an den Ufern des Santo-Domingo-Flusses an.

Die Arrieros, die Muletreiber, hatten am Morgen mit allen ihren Kräften gearbeitet, um so zeitig abzumarschieren, wie es nur durchführbar war. Sie hatten das getan im Hinblick auf den Übergang über den Fluß.

Das Lager befand sich auf dem gegenüberliegenden Ufer.

Die Arbeit dieses Tages war nicht der Marsch, sondern der Übergang über den Fluß.

Es waren schon Schwierigkeiten genug für einen solchen Übergang zu bewältigen, wenn es sich nur um ein paar Reisende handelte. Aber je größer ein Trupp war, um so verwickelter wurden die Probleme, die sich hier ergaben.

Es konnten nur wenige Tiere mit ihren Packen bis dicht zum Ufer in einer Gruppe heran. Der Pfad war schmal und sumpfig. Der Fleck, wo die Tiere zu halten hatten,

war nur etwa drei Meter breit und etwa acht Meter lang. Der Dschungel war zu dicht, als daß man den Platz hätte erweitern können; es hätte eine Arbeit von vielen Stunden verursacht.

Alle Tiere wurden abgeladen.

Die Uferböschung war steil und ungefähr zwei Meter hoch. Das Wasser des Flusses war schwarz, undurchsichtig und morastig. Durch den Dschungel, der sich dicht bis an das Ufer drängte, wurde der Fluß in seiner Farbe noch unheimlicher.

Auf dem langen Marsche waren wohl drei Dutzend von Flüssen zu durchkreuzen. Es waren nicht immer andere Flüsse, sondern in vielen Fällen nur andere Windungen desselben Flusses, bis der Trupp in ein neues Flußgebiet kam. Die Mehrzahl dieser Flüsse war jedoch leicht zu kreuzen. Ihr Wasser war klar, und die Tiere konnten bis auf den Grund sehen, der meist sandig, von Kieselsteinen bedeckt oder felsig war. Aber er war immer klar, wenn auch zuweilen das Wasser den Tieren bis zu den Gurten reichte. In der Regenzeit kam es vor, daß das Wasser sehr

hoch stieg; dann mußte der Trupp warten, bis das hohe Wasser sich verlaufen hatte, was oft nur eine Stunde, zuweilen aber eine ganze Nacht dauerte. Es war nur immer notwendig, darauf zu achten, daß die Tiere sich mit ihren Packen nicht im Wasser hinlegten, um sich zu wälzen und abzukühlen. Der Einmarsch in jene Flüsse war meist flach oder erfolgte doch wenigstens von niedrigen Ufern aus.

Hier am Santo-Domingo-Fluß jedoch scheuten sich die Tiere vor dem unheimlich schwarzen und morastigen Wasser, dessen Tiefe sie nicht abschätzen konnten. Und besonders die bedächtigen und vorsichtigen Tragmules zu bewegen, von der hohen steilen Böschung geradeaus in den Fluß zu springen und hinüberzuschwimmen, gelang auch den besten Arrieros nicht. Die Tiere zu schlagen hilft nicht; es wird von den erfahrenen Leuten auch gar nicht versucht.

Die gefährlichsten Wasserläufe im Dschungel sind nicht die breiten, sondern diejenigen, die schmal sind und sehr steile, häufig zehn bis zwölf Meter hohe Ufer haben. Diese sind ungemein schwer für die Tiere zu nehmen.

Der Fluß hier an diesem Übergang war nicht breit, kaum dreißig Meter. Es wäre eine Hilfe gewesen, einen Weg zu graben, der etwa zwanzig Meter vom Ufer entfernt begann und sich dann allmählich in den Fluß hinunterneigte. Das ist sehr leicht gesagt, man hat aber keinen Spaten. Und hätte man sie, wäre das immer noch nicht so einfach. Die Ufer solcher Flüsse sind ein verfilztes dorniges Gestrüpp aus eisenhartem Holz, verklebt und zementiert mit kalkigem Lehm, Moder und schwerer schwarzer Erde. Es sind Ufer, wie sie die Deichbauer in Europa zu bauen erträumen. Aus diesen Ufern einen abfallenden Weg herauszuarbeiten unternimmt nur jemand, der hier zum ersten Male reist. Aber er gibt es nach einem halben Tage auf, wenn er sieht, daß er keine zwanzig Zentimeter tief gekommen ist, und alle seine Leute mit blutenden Händen am Uferrand sitzen und nicht mehr den Machetegriff in der Hand festhalten können.

Es würde vielleicht gelingen, die Tiere von dem hohen Ufer durch Scheuchen, Schreien, Nachdrängen der anderen Tiere in den Fluß zu jagen. Aber wenn sie dann

im Fluß schwimmen, können sie nicht mehr heraus. Sie können am gegenüberliegenden hohen Ufer nicht hinaufklettern; denn sie sind ja keine Katzen. Sie legen die Vorderbeine gegen das Ufer, aber die Hinterbeine, die sie zum Nachschieben und zum Springen gebrauchen, finden keinen Halt in dem Morast. An vielen Stellen ist das Ufer auch noch unterwaschen. Die Tiere schwimmen zwei Stunden hilflos im Wasser herum, bis sie endlich, völlig erschöpft, abtreiben und vielleicht zwei oder drei Meilen weiter unten irgendwo ein flaches Ufer erreichen können. Aber sie können von dort nicht mehr herbeigeholt werden, weil das dazwischenliegende Gelände Sumpf ist.

Der Fluß muß an dieser Stelle gekreuzt werden oder gar nicht.

Gute Krieger kehren nicht um. Und die Arrieros, die Händler, die ihre Waren nach den Monterias bringen, und die Agenten, die ihre angeworbenen Indianer in den Monterias verkaufen wollen, sind alle gute Krieger. Wenn diese Leute einen Kriegsmarsch unternehmen, so erreichen sie ihr Ziel, auch wenn eine Anzahl von Tieren verloren geht und der eine oder andere Mann auf der Strecke bleibt.

Ein Unmöglich kennen sie nicht. Sie kennen nur Schwierigkeiten. Es geschieht in der Tat, daß sie einen vollen Tag an einem Ufer oder an einer steilen Felsenrinne sitzen und überlegen, wie es zu handhaben sei, um durchzukommen. Niemals drängt sich in ihr Überlegen der Gedanke an ein Umkehren.

Die erste Gruppe der Tiere wurde abgeladen. Das Gepäck wurde von den Peones aufgenommen. Weiter oben war der Fluß schmaler, aber die Ufer waren höher, und der Dschungel kam bis dicht an den Uferrand heran. Hier lag ein riesiger Baum quer über dem Fluß. Auf diesem

Stamm balancierten die Indianer das Gepäck auf die andere Seite des Flusses.

Sobald die erste Gruppe der Tiere abgeladen war, wurde sie auf dem engen Wege, den man rasch gelichtet hatte, zurückgeführt auf einen offenen Platz, der zwar sumpfig war, wo aber die Tiere stehen konnten. Dadurch wurde der enge Platz am Ufer frei, und eine zweite Gruppe von Tieren konnte herbeigeführt, abgeladen und dann ebenfalls auf jenen offenen Platz getrieben werden.

Emsig wie Ameisen schleppten die Indianer die Packen, sobald sie abgeladen waren, über den Baum auf das andere Ufer.

Als alle Tiere befreit waren und hier am Ufer Platz zum Arbeiten war, wurden sowohl auf dieser wie auf der gegenüberliegenden Seite Brücken gebaut.

Es wurden sehr lange Stämme geschlagen. Die Stämme wurden mit abgeschältem Bast und mit Lianen nebeneinander verflochten. Darauf wurden Quersprossen eingeflochten. Dann wurde diese Brücke, die einem Floß

ähnlich war, in den Fluß geschoben, bis sie den Grund erreichte. Oben wurde sie mit Lianen verankert, um nicht abzurutschen. So wurde ein Weg geschaffen, auf dem die Tiere von dem hohen Ufer allmählich und furchtlos in das Wasser gehen konnten. Wenn sie das Wasser erreichten, rutschten sie ab von der Brücke, weil hier absichtlich keine Quersprossen eingeflochten waren, und sie begannen zu schwimmen. Umkehren konnten sie nicht mehr, weil oben an der Brücke schon das nächste Tier stand. Eine Weile schwammen die Tiere unsicher herum, aber bald fanden sie die Brücke, die am anderen Ufer in gleicher Weise gebaut und ins Wasser gelassen worden war. Jene Brücke hatte Quersprossen von unten auf, so daß die Tiere sofort Fuß fassen konnten. Sobald sie festen Boden fühlten, liefen sie rasch und mutig die Brücke hinauf und waren vergnügt am anderen Ufer angelangt. Die ersten Tiere hinüberzubringen war nicht immer ganz leicht. Darum wurden die ersten drei oder vier Tiere an lange Lassos genommen. Der Lasso wurde auf das andere Ufer geworfen, hier von Burschen aufgefangen, und sobald das Tier schwamm, wurde es mit Hilfe des Lassos zur Brücke gezogen.

Die Tiere, die zu folgen hatten, wurden eines nach dem anderen dicht hintereinander geführt und mit infernalischem Geschrei und einem wilden Aufwerfen der Arme und mit kleinen Steinen, die ihnen auf die Schinken geworfen wurden, auf die Brücke gescheucht. Die Tiere bekamen keine Zeit, zu überlegen und zu scheuen oder sich zu fürchten. Wenn sie sahen, daß den vorausgehenden Tieren nichts geschah, so folgten sie willig und ohne Widerstreben in solcher Ordnung, als ob sie auf dem gewöhnlichen Marsch auf fester Erde wären.

Die Tiere, die dennoch scheuten und häufig unmittelbar vor der Brücke ausbrachen, ließ man meist in Ruhe, um nicht die Linie zu unterbrechen und um die Tiere, die willig waren, nicht zu ängstigen. Die ausbrechenden Tiere wurden aber von bereitstehenden Burschen immer wieder in Reih und Glied gebracht, bis auch sie endlich unversehens so weit auf der Brücke waren, daß sie infolge des nachdrängenden Tieres nicht mehr zurück konnten. Es geschah, daß diese verscheuchten Tiere dann trotzdem nicht geradeaus vorangingen auf der Brücke, sondern seitlich abrutschten oder gleich ins Wasser sprangen. Sie

wurden dann noch mehr verschüchtert und versuchten, dieselbe Brücke, von der sie gefallen waren, zu erreichen. Aber hier kamen die folgenden Tiere und ließen keinen Platz offen.

Auch auf dem gegenüberliegenden Ufer schwammen die Tiere nicht immer geradeswegs auf die Brücke los. Sie versuchten, seitlich die Brücke zu erklimmen.

Und es waren diese Tiere, die nicht in Linie zu bringen waren, die durch das seitliche Aufklettern und das seitliche Abrutschen die Schuld trugen, wenn die beiden Brücken vollständig zerbrochen waren, nachdem der ganze Trupp den Fluß gekreuzt hatte.

Darum findet man, wann immer man an diesen oder an ähnliche Flußübergänge kommt, die Reste ehemaliger Brücken. Aber man findet nie eine Brücke, die sich noch gebrauchen ließe, selbst dann nicht, wenn nur gerade eine Woche verflossen sein sollte, seit an der gleichen Stelle eine andere Karawane den Fluß gekreuzt hat.

Die Arrieros besitzen eine ganz erstaunliche Fähigkeit in

der Kunst, Brücken und andere Hilfsmittel zu bauen, in solcher Weise, daß sie haargenau nur für ihren eigenen Transport ausreichen und, wenn das letzte Tier hinüber ist, zusammenfallen. Und es ist merkwürdig, daß die Brücke immer hinter dem letzten Tier zusammenfällt, ganz gleich, ob die Karawane aus sechzig Tieren besteht oder aus sechs. So etwas soll erst einmal ein europäischer Brückenbauer nachmachen; mit allen seinen mathematischen Kunststückchen wird es ihm nicht gelingen, eine Eisenbahnbrücke so zu bauen, daß sie genau für fünfzig Eisenbahnzüge ausreicht und unter der Lokomotive des einundfünfzigsten Zuges zusammenbricht. Aber Arrieros haben keine Mathematik studiert, und das mag vielleicht der Grund sein, daß sie etwas können, was die Diplomingenieure nicht können.

Diese Krieger, die in das Land zogen, wo die Caoba erobert wird, um der Zivilisation zugänglich gemacht zu werden und sich in Dividenden verzaubern zu lassen, waren die genügsamsten und schlichtesten Krieger, die je ein Feldherr zur Verfügung hatte. Sie waren die genügsamsten Krieger und dennoch vielleicht unter allen Kriegern die tapfersten. Sie kämpften nicht für Ruhm und Orden, nicht für das Vaterland, aber sie bluteten, litten, wurden getötet, und wenn sie lebten und kämpften, so lebten sie genügsamer, als je ein Soldat Hannibals gelebt haben würde.

In ihren Kochtöpfen Frijoles und Chile am Morgen und Chile und Frijoles am Abend. Schwarze Bohnen mit roten oder grünen Pfefferschoten zusammengemacht.

Und dazu als Labe dünner schwarzer Kaffee mit einem Bröckchen braunem Rohrzucker. Tagein, tagaus. Woche für Woche, Monat für Monat. Und wenn sie es erlebten, jahrein, jahraus. Manchmal in Fett gerösteter Reis mit rotem Pfeffer. Zuweilen ein Streifen getrocknetes Fleisch,

hart wie ein Lederriemen. Kein Sonntag, kein Feiertag. Zuweilen das Fest, La Fiesta, wo die Tänzerin die Peitsche des Capataz war, mit der der Peon, je nach der Notierung, die er hatte, fünfzig oder hundert oder zweihundertfünfzig Male zu tanzen hatte.

Kein Krieger in irgendeiner Armee, in alten Zeiten oder in denen von heute, trug je einen schwereren Packen auf seinem Rücken als diese ruhmlosen Krieger, die ohne Musik, ohne Trommeln und Flöten und ohne Lieder ihren Weg marschierten. Umschwärmt und geplagt von Moskitos, Bremsen, Stechfliegen, Wespen und Zecken; marschierend ohne Schuhe über felsiges Gestein, durch Sumpf und Wasser, durch Dornengestrüpp, steil hinauf, steil hinab; von Sonnenaufgang bis in den Nachmittag hinein, mit Arbeit hier und dort am Wege; marschierend unter der strömenden und nie versiegenden schleudernden Hitze, die schwer und stöhnend war in der dunkelgrünen, lastenden Feuchtigkeit des Dschungels.

Dann kamen sie am Lagerplatz an, wo es erneut Arbeit gab. Sie schliefen unter freiem Himmel, ob es in Gießbächen regnete oder ob ein dicker Nebel, der im

Dschungel lastete und sich nicht verzog, ihre Glieder schwellen ließ und lähmte.

Nun freilich lebten auch ihre Führer nicht in Schlafwagen oder in den reichen Luxuszelten klassischer Heerführer. Sie hatten überhaupt keine Zelte und nichts, was Zelten ähnlich war.

Sobald der Trupp auf dem Lagerplatz ankam, wurden von den Peones Casitas für die Ladinós gebaut. Diese Häuschen hatten mit Häusern nur den Namen gemeinsam.

Die Burschen zogen mit ihren Macheten in das Dickicht und schlugen Stämmchen ab. Zwei Stämmchen wurden in etwa vier Meter Entfernung voneinander senkrecht in die Erde gepickt. Oben wurde ein Stämmchen quer darübergerlegt, auf die Gabeln, die man an den Stämmchen gelassen hatte. Gegen dieses quergelegte Stämmchen wurden lange dünne Stämmchen schräg angelehnt. Diese angelehnten Stämmchen wurden mit einigen Striemen Liane leicht verbunden. Dann wurden diese Stämmchen mit Laub und Palmenblättern bedeckt.

Wenn das ganze Häuschen fertig war, so sah es aus wie ein halbes Dach, das auf dem Erdboden ruhte. Es war auch nichts weiter als ein halbes Dach, welche Bezeichnung man dieser Casita auch immer geben mochte. An beiden Seiten und an der Vorderfront war das Häuschen offen. Wenn der Regen von der Vorderseite aus in das Häuschen getrieben wurde, dann hatten die Bewohner genau dasselbe Erlebnis, als ob sie ganz im Freien schliefen.

Aber in diesem Häuschen zu schlafen, bildet den Unterschied im Wohnen zwischen Ladinis und den Peones. Die Ladinis hielten dadurch ihre Einbildung wach, daß sie wirklich zivilisierte Menschen seien, während die Peones zusammengerollt wie Hunde schliefen.

Man hätte den Boden, auf dem die Ladinis unter ihrem halben Dach schliefen, mit Laub auslegen können, um eine gute Unterlage zu schaffen. Aber den Versuch machte niemand. Jeder zog vor, auf dem nackten Erdboden, nur in einem Sarape, seiner Decke eingewickelt zu schlafen. Denn die Reiser und das Laub

waren gewöhnlich auch der Wohnplatz von Skorpionen, kleinen giftigen Spinnen, Zecken und beißenden Ameisen. Und es konnte ganz gut geschehen, daß man in der Nacht träumte, man habe einen eleganten schön polierten Spazierstock in der Hand, und wenn man aufwachte und sich den Spazierstock im Lichte der letzten zuckenden Reste des Lagerfeuers genauer ansah, entdeckte, daß, es eine schöne polierte Schlange, manchmal giftig, manchmal, wenn auch seltener, nicht giftig, war.

Erfahrene Ladinós hatten zuweilen auch eine Hängematte mit sich. Sie schliefen auch darin. Die Hängematte ist sicherer als der Erdboden. Aber wer nicht ständig, auch in seinem Hause, wenn er mit seiner Frau im Ehebett liegt, in einer Hängematte schläft, kommt in den ersten Wochen zu keinem gesunden Schlaf, der ihm etwas nützt.

Es geht heute noch die Sage, daß in jener Gegend ein amerikanischer oder mitteleuropäischer oder wo er hergewesen sein mag, also ein Forscher von irgendwoher, mit einem Schlafsack gereist sei. Es wird geschworen, er

habe einen Schlafsack gehabt. Es sei auch alles ganz gut gegangen, wenn er auch nachts immer im Dampfbad lag. Aber eines Nachts hatte er zwei Skorpione im Schlafsack. Es dauerte so lange, bis er heraus war aus dem Schlafsack, daß er nie wieder hineingekrochen ist, sondern stracks heimkehrte zu seiner Universität und auf der Rückreise nur unter den üblichen Halbdächern schlief, aus denen man schneller herauskommen kann, wenn man einen Skorpion oder eine handgroße Tarantel spürt.

Don Gabriel trauerte an diesem Abend. Er redete von nichts anderem am Feuer als von dem grausamen Schicksal, das ihn betroffen.

Einer der Peones, die er auf einer Finca angekauft hatte, war, um zu seiner Kolonne zu gelangen, von der er zurückgeblieben war, auf dem Marsche an der Seite des Pfades marschiert, um ein Tragemule zu überholen.

Als der Bursche gerade neben dem Mule war, brach eine Platte aus dem Fels heraus, auf die das Mule trat. Das Mule mit seinem schweren Packen überkugelte sich und fiel auf den Burschen. Der Bursche, bereits arg auf der Brust zerquetscht, vermochte sich an dem Abhang nicht zu halten. Der Gurt seines Packens, den er über der Stirn trug, rutschte herunter und würgte seinen Hals. Der Packen war ungemein schwer, und wie auch der Bursche um sich tastete, um sich an einem Gebüsch festzuhalten, er rutschte dennoch den Felsen hinunter. Die Burschen, die sofort in die Schlucht stiegen, ihn zu suchen, fanden ihn tot. Sie gruben ihn an derselben Stelle ein, wo sie ihn

gefunden hatten.

Don Gabriel marschierte an der Spitze des Zuges. Er bemühte sich immer, in der ersten Kolonne zu marschieren, und wenn möglich als der Vorreiter. Er wollte, wie er dachte, den Weg besser kennenlernen. Er sagte jedoch zu Don Ramon, seinem Geschäftsteilhaber, daß er darum an der Spitze marschiere, weil die Burschen zu sehr stänkerten auf dem Wege, der vielen Bohnen wegen, die sie ewig äßen.

Don Gabriel hörte erst am Nachmittag im Lager, was ihm heute zugestoßen sei. Sofort zog er sein Büchelchen hervor, rechnete und sagte: „Caray, chinga la matricula, hundertachtzig Pesos im Ursch.“ Darüber vergaß er, nachträglich ein Ave Maria für den verunglückten Burschen zu beten.

Und da auch kein anderer der Caballeros sich die Mühe gab, ein Ave Maria zu schnurren, muß der arme Indianer ungeweiht in Gottes Erde ruhen.

Don Gabriel strich den Namen des Peons wohl

zwanzigmal durch, immer wieder und wieder. Er tat es gedankenlos, sagte aber ein paar Mal: „Der reine Betrug. Hundertachtzig Pesos. Hätte ich ihm doch wenigstens keinen Vorschuß in Hucutsin gegeben. So wird man um sein Geld betrogen. Don Alban, Sie haben solche Sorgen nicht wie wir. Ihr Geschäft wickelt sich einfacher ab.“

Er zuckte auf. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete ihm. Er rief einen der Burschen herbei, die zugegen gewesen waren. Er fragte: „Er war vielleicht gar nicht tot? Ihr habt ihn doch nicht etwa lebendig eingegraben?“

„No, Patroncito, gewiß nicht. Der war so sehr tot, daß ihm der halbe Kopf fehlte. Wir haben ihn gesucht, um ihn hinzuzulegen, aber wir haben ihn nicht finden können.“

„Da seht ihr“, sagte Don Gabriel, „was euch Hähnen auf diesem Marsch alles geschehen kann, wenn ihr nicht gut auf euch acht gebt.“

Kapitel 09

01

Andreu saß rauchend auf einem gestürzten Baum, hundert Schritte oder einige mehr entfernt von dem Lager. Als er gelegentlich den Kopf wandte und in das grünliche Licht des Dschungels blickte, sah er Celso wie einen ungewissen Schatten zwischen einigen offenen Stellen vorüberhuschen. Celso machte den Eindruck, als ob er einem Wilde auf der Spur sei. Andreu blickte der Richtung, die Celso verfolgte, voraus, und da sah er El Camaron gehen, der sich für ein persönliches Geschäft einen geeigneten Platz zu suchen schien.

El Camaron schien nicht zu wissen, daß jemand hinter ihm her war. Andreu stand auf und ging zurück zum Lager, wo er sich an das Feuer setzte.

Es begann nun rasch Abend zu werden.

Nach einer Weile kam Celso ruhig an und hockte sich gleichfalls an das Feuer. Er stellte seine Bohnen und den

Kaffee heran und rührte die Glut auf.

„Ich habe heute den ganzen Tag El Camaron nicht einmal gesehen“, sagte Andreu.

„Bist du so verliebt in den, daß du nicht leben kannst, wenn du ihn einmal nicht sehen kannst?“ fragte Celso grienend. „Der hat jetzt immer den Schwanz, und wir sind in der ersten Kolonne des Trupps. Was geht uns der Hurenhund an.“

An dem Feuer saßen auch Paulino und Santiago und noch zwei andere Bursche.

Da sagte Paulino: „Was der uns kümmert, El Camaron? Der kümmert uns schon gut was, das sage ich dir. Und wenn wir erst einmal in der Monteria sein werden, dann wirst du schon bald erfahren, was der uns kümmert. Ich kann euch sagen, wenn ich dazu könnte, ich würde den Coyote erschlagen wie einen kranken Hund. Das würde ich tun, bei der Purisima. Ich bin nur zu schlapp dazu. Vielleicht einmal, wenn ich eine Flasche Aguardiente heruntergegurgelt habe. Mit einem gewöhnlichen

Knüppel würde ich ihn erschlagen.“

„Vielleicht fällt er in den See Santa Clara“, sagte darauf Celso, „dann sind wir ihn alle los.“

„Wie soll er denn in die Laguna fallen, das möchte ich wissen?“ erwiderte Paulino.

„He, du, Andrucho“, mischte sich Santiago ein, „wenn wir hier mit unseren Carretas wären, dann würde das nicht lange dauern mit ihm.“

„Meinetwegen, macht, was ihr wollt“, sagte Andreu. „Laßt ihn doch leben, der hängt sich eines Tages vielleicht ganz von selbst auf.“

„Das ist auch ganz meine Meinung“, meinte Celso, „lassen wir ihn doch leben. Und mit dem Aufhängen, das ist gar nicht so unbestimmt, wie ihr denkt. Er hat die Hosen voll Schitt. Er phantasiert herum und denkt, daß El Zorro hinter ihm her ist, weil er sein Geld genommen hat und seinen Ring. Voll Schitt hat er die Hosen, das hat er.“

„Por Diabolo, zum Teufel noch mal, wer hat denn mein Salz hier genommen?“ sagte Paulino.

„Schrei doch nicht um dein Krümchen Salz“, antwortete Santiago, „hier ist dein Salz, friß es und erstick daran.“

„Ich habe El Camaron in das Dickicht gehen sehen vor einer halben Stunde“, sagte Celso. „Vielleicht sucht er einen Baum, um sich daran aufzuhängen. Aber meine Meinung ist, daß der viel zu viel Schitt in den Pantalones hat, sich selber aufzuhängen. Da muß erst einer nachhelfen, damit er nicht abreißt. Und wenn der einmal hängt, mit Sturm saust er in die Hölle und trifft dort El Zorro an, der ihm schon gleich bei der Ankunft etwas Kräftiges erzählen wird von wegen des Geldes und auch schon von wegen des Diamantringes.“

„Ist ja gar kein Diamantring“, sagte Santiago.

„Ist aber doch ein Diamantring“, mischte sich Paulino ein.

„Du bist mir gerade der Richtige, mir zu sagen, ich kenne keine Diamanten. Ich habe vielleicht mehr Diamanten in

der Hand gehabt, als Du überhaupt zählen kannst. Wo hast du denn überhaupt jemals in deinem Leben Diamanten zu sehen gekriegt? Das sage mir einmal. Bei euren Ziegen und Schafen vielleicht. Daß ich nicht lache.“

„Streitet euch doch hier nicht um Diamanten herum, die wir nicht haben“, sagte Andreu. „Was geht es uns denn an, ob das ein Diamant ist oder ein Rubin oder ein Kieselstein.“

„Andrucho hat recht, es ist kein Diamant“, sagte Santiago, „es ist ein blauer Topas.“

„Es ist überhaupt nur ein Stück ganz gewöhnliches Glas, und Gold ist der Ring auch nicht“, sagte ein anderer Bursche, Otilio, der hier am Feuer saß und sich nur selten in das Gespräch der vier Vertrauten mischte.

„Du natürlich weißt das ganz genau“, sagte Santiago höhnisch. „Und ich weiß, daß der Ring echt ist und wenigstens hundert Pesos kostet. Gekauft hat der Hurensohn den Ring nicht. Er hat einen spanischen Händler da oben in der Nähe von Copainala angefallen,

erschlagen und verscharrt und ihm den Ring und alles Geld abgenommen.“

„He, du, Paulino, hole hier mal Holz heran, daß uns das Feuer nicht ausgeht“, rief Celso. „Diese gottverfluchten und verfuckten Bohnen werden heute wieder einmal nicht weich, und wir werden wohl vor morgen früh in der Madrugada nicht einen Brocken Abendessen zu schlucken kriegen. Verrecken kann man hier, und keine Seele in der Welt kümmert sich darum. Na, los, Mozo, schleppe Holz heran.“

„Schlepp dir doch das Holz allein heran“, erwiderte Paulino. „Und dein Mozo bin ich auch nicht.“

Spring, oder ich werde dir gleich eins in die Fresse hauen“, sagte Celso und hob einen Ast auf.

„Du mir eines in die Fresse hauen, und wer denn sonst noch?“ schrie Paulino erbost.

„Gut, bleib nur ruhig auf deinem faulen stinkigen Ursch sitzen, Paulinchen“, sagte nun Andreu, „ich werde das Holz holen. Von selber kommt es nicht herangehüpft.“

Und wenn schon Celso hier unseren Fraß kocht, kann er doch nicht auch noch das Holz zusammensuchen gehen.“

„Gehen wir zusammen“, sagte Paulino mit beruhigtem Ton. „Warum soll ich denn nicht Holz heranschaffen. Aber der Knabe da hat mir gar nichts zu befehlen, er ist ebensogut ein Hurenknecht wie ich und noch lange nicht Contratista oder Gobernador.“

Es wurde heute eine lange Nacht für die Burschen hier. Da sie einmal zu schwatzen angefangen hatten, schien das kein Ende mehr zu nehmen. Die ganze Nacht hindurch, und keiner kam recht zum Schlafen.

Am Morgen, es war noch stockdunkel, brannten schon wieder alle Feuer hell auf für den Kaffee und um für das Frühstück die Bohnen anzuwärmen, die vom Abendessen stets übriggelassen wurden, damit man etwas bei Beginn des Tages zu essen habe.

Auch die Caballeros räkelten sich aus ihren Casitas heraus und krochen zu dem Feuer, das die Burschen, die sie zu ihrem persönlichen Dienst befohlen hatten, bereits angefacht hatten.

Das Feuer der Caballeros brannte immer dicht vor der offenen Seite ihres Daches, damit es das Innere ihrer Casita erwärme und damit sie des Nachts ihre Füße in die Richtung des Feuers strecken konnten, um die Füße warm zu halten. Außerdem gab ihnen das Feuer Schutz gegen die Tiger, die des Nachts stets um das Lager schlichen, angelockt durch das aufgehängte Fleisch und angelockt durch die Ausdünstung der Mules.

Die Mules liefen des Nachts frei umher, um sich Laub

und anderes Grünfutter zu suchen und geeignete Stellen zum Niederlegen. Sie legten sich drei – bis viermal des Nachts hin, aber selten länger als je eine halbe Stunde. Dann sprangen sie auf, schüttelten sich und schnaubten heftig. Sie hielten sich immer in Rudeln zusammen. Alles, was die Mules und Pferde taten, diente ihrem Schutze gegen die Tiger. Es wurden darum auch nur einzelne Tiere, die sich verirrt hatten oder weit zurückgeblieben waren, von Tigern oder Löwen angegriffen. Selbst dann waren es meist immer nur Tiere, die schwächlich und hufkrank waren.

Die Arrieros sperrten den Pfad, den der Trupp gekommen war, mit Dornengebüschen ab, und einige der Treiber machten ihr Lager für die Nacht an diesem künstlichen Tor. Der Pfad war eng, und des Dickichts wegen konnten die Tiere seitlich der aufgebauten Hecken nicht ausbrechen. Sie versuchten immer nur nach rückwärts auszubrechen, auf dem Wege, den der Trupp gekommen war und den die Tiere deshalb kannten. Auf dem Wege, der am folgenden Tage marschiert werden sollte, gingen die Tiere in ihrer Suche nach grünem Futter

des Nachts selten mehr als zwei Kilometer weit.

Hier an diesem Lager, wie an der Mehrzahl der Lager, brauchte der Pfad nicht geschlossen zu werden. Hier hatten die Tiere den Fluß im Rückwege. Selbst wenn die Brücken nicht bereits durchgebrochen gewesen wären, so hätte dennoch kein Tier versucht, in der Nacht allein zurückzuwandern, denn der Übergang über den Fluß war zu schwierig. Der eine Grund, warum ein Lager immer an einem Flusse geschlagen wurde, war das Wasser, das man zum Kochen und zum Trinken benötigte. Der andere Grund war die größere Sicherheit, daß die frei laufenden Tiere nicht so leicht ausbrechen würden. Es war meist auf dem Rückmarsch, daß jene Tore gebaut werden mußten.

Die Tiere am Morgen zu suchen war eine schwere Arbeit. Nur sehr geübte Arrieros verstanden es, sie in kurzer Zeit zusammenzubringen. Diese erfahrenen Karawanenführer haben einen merkwürdigen Instinkt, die Tiere fühlend aufzufinden, auch wenn die Nacht im Dschungel noch so schwarz ist.

Die alten Veteranen unter den Karawanenmules freilich

kommen sehr früh am Morgen selbst zum Lager, weil sie wissen, daß der Mais auf sie wartet. Es gibt nur einmal am Tage Mais. Mais ist der Braten für die Mules und die Pferde. Und wer nicht rechtzeitig am Morgen zur Stelle ist, muß leer ausgehen oder sich mit dem begnügen, was die Arrieros für sie vor den rasch arbeitenden Mäulern der pünktlichen Tiere retten konnten.

Da der Weg nicht immer durch das Dickicht geht, sondern lange Strecken auch durch Dschungel, wo Bäume und Büsche weniger dicht stehen, so schweifen die Tiere des Nachts von dem Pfade ab und gehen zur Seite oft einen Kilometer und weiter in den Dschungel hinein. Diese Tiere zu suchen ist die Arbeit, die am Morgen die meiste Zeit verschlingt und oft genug die Ursache ist, daß einige Muletreiber ohne Frühstück abziehen müssen und auf ihre erste Mahlzeit am Tage warten müssen bis zum Abend im neuen Lager.

Die Caballeros krochen fröstelnd unter ihrem Dach heraus. Ihre Decken schlangen sie fest um sich herum und zogen sie hoch bis über die Nasen. Am frühen Morgen ist es ganz verteufelt kalt im tropischen Dschungel. Weil sich der Körper völlig auf die tropische Hitze einstellt, so fühlt man jene Morgenfrische um so empfindlicher.

Die Caballeros richteten sich nicht auf, um nichts von der Wärme der Nacht zu verlieren. Sie krochen gebückt zu dem hellen Feuer.

Der Kaffee war bereits fertig. Gierig schlüpfend, mit einem grunzenden Gurgeln, der ihr Wohlbehagen verriet, tranken sie den Kaffee in sich hinein. Sie klammerten ihre Hände dicht um die Emailletassen, um die Hände zu wärmen.

Dann stellten sie die Tassen fort, kratzten sich den ganzen Körper, rülpsten, spuckten, gähnten, fluchten, verschworen ihre Seele, räkelteten sich, schabten sich mit

allen Fingernägeln im Haar, scheuerten sich den wachsenden Bart mit den Knöcheln, rotzten und spuckten und fluchten wieder und richteten sich dann endlich auf, ihren Körper ziehend und streckend.

Hierauf kamen ihre Burschen mit halben Fruchtschalen, gefüllt mit frischem Wasser. Die Burschen gossen ihren Herren das Wasser über die Hände, die Caballeros rieben sich die Hände, wischten sich mit den nassen Händen die Augen aus und schleuderten dann das Wasser von den Händen ab. Dann trockneten sie sich die Hände an dem Handtuch, das jeder Caballero während der Nacht um den Kopf gewickelt hatte, um zu verhindern, daß ihm Insekten in die Ohren und in den Hals kröchen und die Moskitos sein Gesicht zerfleischten.

Die Burschen brachten abermals Wasser, und die Caballeros spülten und gurgelten sich den Mund lange und gründlich.

Zwischendurch gellten bereits die Befehle für den Tag über das Lager hin, während die Burschen am Feuer Reis rösteten, Bohnen anwärmten, Kaffee frisch ansetzten,

Sardinienbüchsen öffneten und die zerbröckelten Totopostles aus dem Leinensack fischten.

Das Lager war bereits zum Aufbruch gerüstet.

An den Tieren fluchten und schworen sich die Arrieros, weil die Tiere nicht geduldig stehen und sich die Packen ruhig aufladen lassen wollten.

Dann war wieder ein Tier, das man schon hier hatte, erneut fortgelaufen, ein anderes, bereits geladen, warf sich hin und versuchte die Last abzuwälzen, einige marschierten bereits von selbst los. Hier riß ein Gurt, dort brach ein Strick, und die Last rutschte ab, weiterhin kreischte ein Arriero ein Dutzend Cabrones und Hurensöhne auf einen Burschen los, der die falsche Schleife gereicht hatte, wodurch die geordneten Züge der Seile in Unordnung gerieten, so daß die Last nicht festgezogen werden konnte.

Man braucht ganz gewiß kein erfahrener Dschungelwanderer zu sein, um mit Gewißheit zu behaupten, daß während dieses Aufbruchs kein Tiger im

Umkreise von fünf Kilometern in der Nähe war und auch nicht in die Nähe gekommen wäre, wenn mitten auf dem Lagerplatze eine frisch aufgebrochene Antilope gelegen hätte.

Celso, Andreu und die übrigen Burschen dieser Marschgemeinschaft schnürten an ihren Packen herum.

Paulino scharfte das Feuer aus und pickte die Reste des Kienholzes auf, das nicht völlig verbrannt war. Er schob diese angekohlten Späne in seinen Packen.

Die Burschen hockten herum und tranken die letzten Schlucke ihres Kaffees aus ihren Blechkännchen. Diese Kännchen wurden oben auf den Packen aufgebunden oder oben in die Öffnung des Netzes geschoben.

Da hörte man Don Gabriel schreien: „El Camaron, du himmelgottverfluchter fauler Stinkknochen, wo hurst du denn herum? Komm heran hier.“

Andreu erschrak heftig. Er sah Celso an, der gleichmütig am Boden hockte, seinen Kaffee in dem Blechkännchen herumschwenkte und vor sich hin knurrte: „Schitt und nochmals Schitt und verflucht noch mal.“

Es war immer noch dunkel, aber der Morgen eilte doch

sehr rasch heran. Die Umgebung färbte sich in ein graues, schwimmendes Blau.

Andreu vermochte das Gesicht des Celso genügend zu sehen. Er verwunderte sich, daß Celso so gleichgültig blieb.

Dann bemerkte Celso, daß ihn Andreu aufmerksam ansah.

„He, du Ochsentreiber, was stierst du mich denn so an?“ sagte er übel gelaunt. „Ich soll dir wohl gleich am frühen Morgen eins in die Zähne hauen. Ich bin gerade in der rechten Stimmung dazu. Ich könnte mich selbst erwürgen.“

„Orita, jefe“, schrie da aus einiger Entfernung im Dickicht El Camaron, „gleich, gleich, ich komme schon, a sus ordenes, zu Ihrem Befehl!“

„Bueno“, rief Don Gabriel, „wir reiten ab. Du nimmst wieder den Schwanz wie gewöhnlich und zählst ab von hier an, daß keiner fehlt.“

„Muy bien, jefe, sehr wohl“, antwortete El Camaron.

Jetzt sah aber Celso Andreu an. Dabei stand er auf, nahm seinen Packen auf und sagte: „Los, komm,

Andrucho. Wir sind in der ersten Kolonne.“

Als sie eine Weile nebeneinander marschiert waren, sagte Celso: „Was hast du denn gedacht, Brüderchen, Manito?“

Er grünte. „Ich weiß ganz genau, was du gedacht hast.

Bin nicht umsonst Weissager und Sternenleser. Aber du

hast falsch gedacht. Siehst du, wenn du oder sonst einer

sich etwas denken kann, dann geschieht gar nichts. Nur

wenn du gar nichts denkst und gar nichts siehst, dann

vielleicht arbeitet das Schicksal. Nebenbei habe ich dich

gestern beobachtet, als du mich da herumschwirren

sahst. Ich war hinter einem Pescuintle her. Fleisch

könnte uns wieder einmal guttun. Und noch eins,

Söhnchen, wir sind noch nicht am See Santa Clara. Das

sind noch zwei gute Tagereisen. In zwei Tagereisen durch

den Dschungel können noch viele Dinge geschehen.

Wenn du noch mal hinter mir herguckst, gerade wenn ich

hinter einem Pescuintle her bin, dann kriegst du doch

noch eins in die Fresse von mir. Rein aus guter
Freundschaft. Und nun laß mich allein. Ich habe viel
nachzudenken. Die Vereda, der Pfad, wird nun auch
wieder zu eng, als daß wir nebeneinanderher herlaufen
könnten.“

An diesem Tage erreichte der Trupp den Paraje Busija.

Der Busijafluß war breiter als der Santo-Domingo-Fluß, aber er war so leicht zu kreuzen, daß der Übergang wie ein Spaziergang war. Der Boden steinig und grober Sand. Die Tiere hatten nur darauf zu achten, daß sie nicht über die Steine stolperten oder zwischen Steinen mit ihren Hufen steckenblieben. Aber das Wasser war klar wie die Luft, und die Tiere konnten sehen, wohin sie traten.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses befand sich ein geräumiger Platz zum Lager.

Der Fluß hatte einen Seitenarm. Dieser Arm bog sich in einem Halbkreis aus und vereinigte sich nach etwa fünfzig Metern wieder mit dem Fluß. So bildete sich eine Insel.

Kleine Trupps, die zu den Monterias zogen, lagerten auf der Insel.

Für einen so großen Trupp jedoch war nicht genügend

Platz auf der Insel. Darum blieben hier nur die Caballeros und deren Burschen.

Es war einer der schönsten Lagerplätze. Aber in der Nacht stürzte ein schwerer Regen herunter, der die Peones mitten in der Nacht zwang, sich einige notdürftige Schutzdächer zu bauen. Diese Schutzdächer halfen nicht viel; aber sie gaben den Peones doch wenigstens das Gefühl, daß sie ohne Dächer noch nasser hätten werden können. Jedoch beim ersten Morgengrauen stellte es sich heraus, daß dies ein Trugschluß war; denn die Peones waren bis unter die Haut durchnäßt, und sie konnten auf keinen Fall nasser sein, auch wenn sie die ganze Nacht mitten im Fluß geschlafen haben würden.

Celso ging an diesem Abend nicht auf die Pescuintlejagd. Er sagte, hier wäre es wertlos, seine Zeit damit zu verlieren, denn hier herum gäbe es keine Pescuintles. In der Nacht aber zog er wie die übrigen im Dschungel herum, Palmblätter und Zweige zu suchen und ein Dach zu bauen.

Es war nun die Zeit des aufkommenden Mondes. Die

Abende wurden dadurch ein wenig aufgehellt. Sie schienen freundlicher zu werden, der Dschungel bekam ein anderes Licht und sah nicht mehr so schreckhaft drohend im Anfang der Nacht aus.

Als die Burschen abends beim Essen hockten, sagte Celso: „Hier ist einmal eine Monteria in der Nähe gewesen. Sie ist jetzt freilich tot. Sie hatte keinen langen Atem. Natürlich war das keine vollwertige, gut ausgewachsene Monteria. Es war nur gerade so eine Monteria, wie man sie vielleicht kleinen Kindern zum Spielen gibt, damit sie nicht schreien sollen.“

Andreu sah sich um. „Aber man sieht gar nichts mehr von der Monteria.“

Paulino lachte. „Da sieht man, daß du ein Neuer bist. Von einer Monteria sieht man nie viel. Du kannst mitten in einer Monteria sein und weißt es nicht einmal.“

Santiago sagte: „Ich sehe auch gar keinen Caobo, keinen Mahagonibaum, hier.“

„Wenn eine Monteria in der Nähe war, wie willst du denn

da noch einen Caobo sehen?“ antwortete Celso. „Ohne Bananenstaude keine Bananen und ohne Caobo keine Caoba. Alle Mahagonibäume sind geschlagen, und das ist der Grund, warum du keine mehr siehst. Die Kompanien haben alle ihre Konzessionen mit der Bedingung, daß sie für jeden geschlagenen Caobo drei junge Mahagonibäumchen pflanzen müssen, damit der Baum nicht ausgerottet wird. Das müssen sie tun, oder es wird ihnen die Konzession entzogen, und sie müssen Strafe bezahlen. Siehst du hier vielleicht einen einzigen jungen Mahagonibaum? Zähle sie. Nicht einen einzigen. Die Kompanien rauben alles aus, und wenn sie nicht einen trockenen Knüppel von Caobo mehr übriggelassen haben, dann ziehen sie ihre Wege. Das machen sie. Und die Caoba ist so gut unser Naturreichtum, der Naturreichtum der Indianer, wie die Steinkohle der Naturreichtum der Weißen ist.“

„Nun wird doch schon den ganzen lieben langen Marsch entlang immer von Caoba geredet. Caoba am Morgen, am Mittag und am Abend. Mahagoni und nichts als Mahagoni“, sagte Andreu. „Ich möchte doch nun endlich

einmal echte Caoba sehen mit eigenen Augen.“

„Hättest die Augen aufmachen sollen, Brüderchen“,
meine Paulino. „In der letzten Siedlung alle Türen in den
Hütten, alle Bänke, alle rohen Stühle und Backbretter, die
du sahst, alles war reine, schwere Caoba. Mußt dich
umsehen in der Welt, wenn du etwas lernen willst.“

„Ich könnte hier ja für dich einen guten Baum suchen
gehen“, sagte Celso. „Weiter drinnen sind sicher noch ein
paar schwächliche Jünglinge übriggeblieben. Aber du
wirst noch genug sehen. Wirst noch so viel sehen, daß du
freiwillig Blut spuckst, von vorn und von hinten und aus
allen Löchern und Kiemen, wenn du nur schwirren hörst:
A donde quede hoy tu jornal, Cabron? Wo bleibt denn
heute deine Tagesleistung, du Hurenschwengel? Sei nicht
übereilig. Die Caoba läuft dir schon nicht fort.“

Paulino, wie Celso gleichfalls erfahrener Caobaarbeiter,
wolle auch zeigen, daß er mitsprechen konnte. Er sagte:
„Gleich hinter dem See Santa Clara beginnt das große
Reich der Caoba. Hier, wo wir jetzt sind, das ist nur
gerade ein kleines ausgespucktes Spützchen. Hier fangen

ausgeschwefelte Leute, wie wir beide sind, gar nicht erst an, auch nur den Machete in die Hand zu nehmen, viel weniger eine Axt. Was, Celso?“

„Ganz richtig“, erwiderte Celso, „wir werden nun aber doch wohl erst einmal unseren Machete in die Hand nehmen müssen und Casitas bauen. Es fängt an zu regnen, und es sieht so dick aus, daß es sicher sechs Stunden auf eine Hieb durchregnet. Das Häkchen Mond, das wir hatten, ist schon lange weggewaschen. Ich lege mich aber doch erst einmal hin und warte ab, ob es wirklich dick losgeht.“

„Morgen abend sind wir am See Santa Clara“, saugte Paulino. „Da regnet es auch immer sehr vergnüglich.“

„Manchmal ist das aber auch der schönste Sonnenschein“, sagte Celso, wickelte sich in seine Decke ein und rollte sich zum Schlafen zusammen.

Am Morgen hatte der Regen nachgelassen. Aber es stürmten schwere, dicke Wolken über den Himmel hin, und es war ringsum so schwarz, daß die Arrieros die doppelte Zeit brauchten, um aufzupacken. Die Packen waren gut verschnürt in Petates, in Schilfmatten, die nicht leicht Wasser hindurchlassen. Aber sie lagen im Schlamm. Alle Seile und Gurte waren naß und ließen sich nicht leicht anziehen. Auf dem Marsch unter der heißen Sonne trockneten sie aus, wurden schlaff, und die Packen fielen den Tieren unter die Beine und mußten erneut aufgeladen werden.

Celso trank seinen Kaffee und rührte in den Bohnen herum. Die übrigen Burschen an seinem Feuer wrangen ihre Hosen und ihre Decken aus und hielten sie gegen das Feuer. Rings um das Feuer standen die Kännchen und Krügchen für das Frühstück.

Da hörte man von der Insel her, wo die Caballeros lagerten, Don Gabriel schreien: „Ahoouuahooo, El Camaron, du fuckender Cabron, wo hurst du denn nun

jetzt schon wieder? He, komm her, du elender Knochen von einem Dormilon, einer verschlafenen Ratte. He, El Camaron!“

„Der ist sein Caballo, sein Pferd, suchen gegangen, Patroncito“, sagte einer der Burschen, der den Reis für die Caballeros in der Pfanne rührte.

„Das ist so, Patron“, sagte ein anderer Bursche, „beinahe jeden Morgen muß er hinter seinem Pferde her. Das bleibt nicht nahe.“

„Soll er es anbinden, wenn er es nicht besser erziehen kann“, erwiderte Don Gabriel unwillig, während er sich die Hände und die Augen wusch.

Nach einer halben Stunde rief Don Gabriel erneut nach El Camaron: „Zu allen Teufeln und Höllen, wo ist denn der Bursche eigentlich? Du, Chicharon“, redete er einen Burschen an, der in die Nähe gekommen war, „los, mach dich auf und sieh einmal hin, wo El Camaron steckt!“

Der Trupp war marschbereit.

„Was wollen Sie denn von El Camaron?“ fragte Don Alban, „er wird schon nachhinken. Er weiß doch, daß er den Schwanz hat. Der Spitzbube geht schon nicht verloren.“

„Darum ist es nicht“, sagte Don Gabriel, „aber er hat die Marschliste zum Abzählen.“

Don Ramon, der es nicht liebte, sich unnötig aufzuregen, und der, weil er ja wußte, daß er der König des Ganzen war, seinen Unterführern das gewöhnliche Kommandieren überließ, sagte. „Ja, Don Gabriel, dann nehmen Sie nur den Schwanz und zählen Sie aus, so gut Sie können. Es wird schon keiner fehlen. Wer bis hier nicht fehlt, der fehlt nun nicht mehr. Der Rückweg ist zu lang geworden.“

„Bueno“, antwortete Don Gabriel, „ich werde den Schwanz nehmen, die Cola. Ich reite lieber vorn oder in der Mitte. Aber gut, einer muß ja die Cola nehmen.“

Don Ramon piff das Signal zum Abmarsch.

Als die Peitschen knallten und die Arrieros fluchten, weil

die Tiere in den Morast gesunken waren und sich nur widerwillig in Marsch setzten, kam Chicharon angelaufen, der indianische Bursche, den Don Gabriel auf die Suche nach El Camaron geschickt hatte.

Er kam angefegt, als ob alle Flammen der Hölle hinter ihm her wären. Als er nahe heran war, konnte er keine Worte hervorstoßen. Er schluckte und gurgelte und zeigte mit dem Arm in die Richtung, aus der er gekommen war.

„Rede schon, por Diabolo“, sagte Don Ramon, „oder ich ziehe dir einen über!“

„El Camaron ist tot, da drüben im Dickicht, beim Abhang, er ist aufgespießt.“

„Aufgespießt?“ riefen alle Caballeros.

„Ja, aufgespießt“, wiederholte der Bursche, „Purissima, Santisima, rette mich und erlöse mich!“

„Halt's Maul mit deinem Gewinsel!“ sagte Don Gabriel.

„Los, komm und laß uns sehen, wo er ist. Du bist wohl verrückt? Aufgespießt? Als ob man das im Leben je

gehört hätte. Vamos, Señores, lassen Sie uns gehen und nachsehen.“

Da rief ein Arriero: „Perdoneme, Jefe, entschuldigen Sie, Don Ramon, was machen denn wir? Die Bestias wollen nicht mehr stehen. Die rennen uns davon. Sind alle geladen. Wir können doch nicht wieder abladen.“

„Dann los, ihr marschiert schon los mit den Tieren. Wir kommen nach.“ Don Ramon pfiff abermals, und der Trupp machte sich auf den Weg.

„Bueno, Jefe“, sagte der Arriero, „hasta luego, bis später.“ Er schmitzte den ihm nahe stehenden Tieren eins über die Kacheln, und sie rückten den schon voranmarschierenden Spitzengängern eilig nach.

Don Alban rief einer Gruppe Burschen zu: „Ihr da, ihr kommt mit uns, vielleicht gibt es etwas zu tun.“

Dieser Auftrag galt nicht der Gruppe, in der Andreu war.

Celso hatte sofort gesagt, als Chicharon schreiend herbeilief: „Nicht so nahe, da gibt es nur wieder

Extraarbeit. Nicht vordrängen. Kannst später noch mehr als genug arbeiten.“ Er beeilte sich, mit seiner Gruppe gleich hinter die ersten abmarschierenden Tiere zu kommen.

„Ich möchte doch aber sehen, was mit El Camaron los ist“, sagte Paulino.

„Was geht dich denn der Pisser an?“ meinte Celso. „Laß ihn doch verrecken. Ist er vielleicht dein Bruder?“

„Lieber den Onkel des Satans als Bruder“, antwortete Paulino.

„Dann geh deiner Wege und pfeife dir ein Liedchen“, sagte Celso, den Marschschritt aufnehmend. „Wenn der Klötensauger verreckt ist, um so besser für dich, eine Peitsche weniger. Und was für eine.“

So marschierten sie los und weinten keine Träne.

Die Caballeros mußten ihre Pferde zurücklassen und zu Fuß gehen. Chicharon führte sie etwa dreihundert Schritte tief in den Dschungel hinein.

Da fanden sie El Camaron am Boden liegen. Chicharon hatte richtig gesehen. Der Zutreiber war aufgespießt am Boden. In der Hand hielt er den Lasso, mit dem er sein Pferd eingefangen hatte. Der Lasso war fest um sein Handgelenk geschlungen, so daß er sich nicht auflösen konnte, wie sehr auch das Pferd daran zerren mochte.

Die Augen waren offen und verglast. In seinem Gesicht zeigte er einen Schrecken, als ob er im letzten Augenblicke sich vor irgend etwas heftig entsetzt haben mußte.

Don Ramon gab den Burschen, die gefolgt waren, den Auftrag, El Camaron aufzuheben.

Der Körper mußte hin und her gezerrt werden, damit er sich von dem Speiß abheben ließ, denn er saß sehr fest

drin.

Die Caballeros untersuchten den Spieß.

Don Ramon sagte: „Ein seltener Unglücksfall, aber so etwas kann vorkommen. Ich habe einmal, als Junge, etwas gesehen, was so ähnlich war wie dies. Es ist ganz natürlich.“

Der Spieß war ein dünnes Stämmchen eines jungen Baumes von sehr hartem Holz. Die Burschen, auf der Suche nach Stämmchen für die Schutzdächer, hieben solche Stämmchen mit einem Hieb des Machete ab. Der Hieb wurde nicht von der Seite geführt, sondern heftig von oben nach unten. So ließ das Stämmchen, etwa vierzig Zentimeter über der Wurzel, einen langen, schrägen Schnitt zurück. Dieser Schnitt war so scharf wie das Ende eines abgerundeten Schwertes. Wer durch den Dschungel in der Dunkelheit der Nacht oder des frühen Morgens herumtappte, stolperte und heftig fiel und zu seinem Unglück auf einen solchen geschnittenen Hartholzstumpf stürzte, wurde unrettbar aufgespießt. Er wurde um so rettungsloser aufgespießt, wenn er eben ein

Pferd gelassot haben sollte, das noch scheute vor dem unerwarteten Auftauchen seines Einfängers und im Augenblick des Überwerfens des Lassos rannte und dadurch den Mann, der den Lasso hielt, mit voller Heftigkeit in den dicken Stachel hineinbohrte. Es konnte noch etwas anderes geschehen sein: das Pferd, an dem Lasso zerrend, fegte aufgeregt einige Male im Kreise herum und trat dem gefallenen Mann auf die Brust, ihn mit dem Gewicht des Pferdekörpers in den spitzen Stumpf pressend.

Don Alban spuckte aus, bekreuzigte sich und sagte: „Der Anblick ist ebenso gräulich und entsetzlich, wie der Anblick des anderen Spitzbuben war. Señores, entschuldigen Sie, ich kann hier nicht stehenbleiben, es wird spät. Ich gehe zurück zu meinem Pferde, setze mich auf und reite voran.“

Don Ramon stand für einen Augenblick unschlüssig. Dann sagte er: „Das hat keinen Zweck, hier lange herumzustehen. Aufwecken können wir ihn nicht mehr. Eiskalt ist er. Muß schon in der Nacht aufgespießt worden sein. Schrecklicher Tod. Und wie er stiert. Sicher

schon angelangt in der Hölle. Mir wird ganz dreckig im Magen. Und auch gleich so frisch auf das Frühstück.“

Don Gabriel zündete sich eine Zigarette an und meinte: „Scharren wir ihn ein.“

„Natürlich“, mischte sich der Händler Gervacio ein, „natürlich müssen wir ihn eingraben. Wir können ihn doch nicht mitnehmen. In zwei Stunden stinkt er. Ich gehe, Señores. Ich muß bei meinen Waren bleiben.“

Es war nun Tag geworden.

Don Ramon ruckte sich zusammen: „Hören Sie, Don Gabriel, ich mache mich zum Trupp. Können den Trupp nicht allein lassen. Wenn wir hier noch lange überlegen, kommen wir heute nur bis zum Paraje Cafetera. Da haben wir kein Wasser. Nur eine stinkige Pfütze, gelb, schleimig, voll Frösche. Nicht einmal die Mules rühren die verpestete Pfütze an. Müssen auf alle Fälle Santa Clara machen, den See. Gute reine Quellen. Ich gehe, Don Gabriel. Besorgen Sie hier die Abrechnung. Santisima Madre de Dios, ruegue para mi.“ Er bekreuzigte sich und

stolperte eiligst davon, zurück zum Pfad, wo die Burschen mit den Pferden warteten.

„Leert ihm die Taschen aus“, befahl Don Gabriel den Peones, die hier waren, um beim Verscharren zu helfen.

„Hat er Briefe bei sich oder Papiere?“

„Ningun papeles, Jefecito“, antwortete Chicharon.

„Die Abzählliste hat er in der Satteltasche“, sagte Don Gabriel.

„Könnt euch untereinander teilen, was er hat“, ordnete er darauf an.

„Aber erst grabt ihn ein und streitet euch später.“

„Soll ich ihm auch den Ring abnehmen, Jefe?“ fragte Chicharon.

„Kannst du dir anstecken.“

Chicharon spuckte auf den Finger des El Camaron und drehte mit Mühe den Ring herunter. Er betrachtete ihn

eine Weile und steckte ihn sofort an seinen eigenen Finger. Er paßte ihm nur auf dem Mittelfinger. Die Burschen scharrrten bereits eine Höhlung für den Körper aus.

„Zeig mal her den Ring, Chicharon“, sagte da plötzlich Don Gabriel. Der Peon zog den Ring wieder ab und reichte ihn Don Gabriel mit enttäuschter Gebärde.

„Hilf den Muchachos beim Graben, damit wir nicht so viel Zeit hier verlieren“ kommandierte er.

„Zieht ihm die Stiefel aus und seht, ob er Papiere oder Geld drin hat.“

„Haben wir schon nachgesehen, Jefe“, rief einer der Burschen, „hat nichts drin. Die Sohlen sind auch durch mit Löchern, und das Leder ist an den Seiten aufgeplatzt.“

Don Gabriel betrachtete sich den Ring aufmerksam. Er hauchte ihn an und scheuerte ihn am Hemdärmel blank. Er sah sich den großen Stein sorgfältig von innen aus an, um zu sehen, ob der Stein belegt sei oder freiliege. Dann

wog er den Ring abschätzend in der Hand. Rieb ihn nochmals am Ärmel und kratzte mit seinem Taschenmesser an dem Stein herum.

Endlich schob er sich den Ring auf einen Finger und betrachtete wohlgefällig seine Hand, wobei er den beringten Finger ausspreizte und die Hand nach allen Seiten verdrehte. Er schnalzte zufrieden mit der Zunge und sagte endlich halblaut: „Sieh mal an, wer hätte das wohl gedacht. Möchte wissen, wo der Bandit den Ring her hat.“

Er zog den Ring vom Finger und schob ihn in die Tasche. Nach einer Weile fischte er ihn wieder heraus und knüpfte ihn in sein Halstuch sorgfältig und bedächtig ein.

„Seid ihr gottverfluchten faulen und pestigen Schlingel denn immer noch nicht fertig?“ schrie er erbot und trat einem der Peones, der ihm am nächsten arbeitete, mit dem Stiefel in den Hintern, daß der Bursche kopfüber in die ausgekratzte Erde fiel. „Ich werde euch auf die Beine helfen, wenn ihr vielleicht denkt, daß ihr euch hier ausschlafen könnt. Los, hurtig. Weiß der Teufel, wann wir

den Trupp einholen werden.“ Er stampfte herum, zündete eine neue Zigarette an, tastete an dem Knoten seines Halstuches, wo der Ring eingeknüpft war, ging ein paar Schritte, wendete sich zurück, kam näher und sagte: „Tief genug. Die Wildschweine schnüffeln ihn ja doch heraus und auch noch die Tiger. Hebt ihn rein und werft zu.

Mach ihm das Halstuch los“, sagte er dann zu einem der Burschen.

„Hier ist es, Jefe.“

Don Gabriel breitete das Halstuch aus, schüttelte es auf, trat zur Höhlung und deckte das offene Tuch über das Gesicht. Dann drückte er durch das Tuch auf die Augäpfel des Toten. Er richtete sich auf, bekreuzte sich und sagte: „Purísima Virgencita, bete für uns heute und immerdar. Amen.“ Er machte ein Kreuz über den Körper und drei über sein eigenes Gesicht und küßte den Daumen seiner Hand.

Darauf bückte er sich, warf eine Handvoll Erde auf den

Toten und sagte: „Schmeißt zu. He, du, Chicharon, mach ein Kreuzchen.“

„Ist schon fertig, Jefecito“, erwiderte der Indianer.

„Bueno, steckt das Kreuz obenauf. Nicht da, du Burro. An das Kopfende. Und nun los und die Beine an den Ursch genommen. Und daß ihr mir alle schön mitkommt, sonst lerne ich euch laufen, ihr gottverfluchten Stinker.“

Er gab Chicharon das Pferd des El Camaron zum Führen am Lasso, ging zu seinem Pferde, saß auf, wartete, bis die Burschen alle ihre Packen hoch hatten, ließ sie an sich vorübermarschieren und ritt dann hinter ihnen her, so dicht sein Pferd an den letzten Mann haltend, daß die kleine Truppe in einen Trab verfiel.

„Ich werde euch doch mal endlich zeigen, wie marschiert wird. Bis heute habt ihr das nicht gewußt.“

In zwei Stunden hatte er den Trupp eingeholt.

Kapitel 10

01

Es waren etwas weniger als vierzig Kilometer, die der Trupp heute zu marschieren hatte.

Gegen Mittag wurde der Desempeño-Fluß erreicht, wo der Trupp für eine kurze Erholung rastete. Wie Stöcke fielen die Burschen lang hin, die Don Gabriel marschieren gelehrt hatte. Don Ramon sah es, ging auf sie zu und sagte: „Wenn ihr so wild drauflosläuft, werdet ihr nicht bis zur Monteria kommen.“ Er nahm aus seinem Morral, dem Bastbeutel, den jeder mexikanische Reiter mit sich führt und in dem er seine Tagesration trägt, eine Büchse Sardinen, warf sie den keuchenden Burschen hin und sagte: „Teilt sie Euch, und trinkt nicht so viel Wasser in euch hinein. Das tut nicht gut.“

Später sagte er zu Don Gabriel: „Amigo, eins müssen Sie noch bei diesem Geschäft lernen und noch manches andere mehr. Es genügt nicht, Leute einzufangen, man muß sie auch in guten Kräften und in guter Gesundheit in

den Monterias abliefern, sonst wird nichts dafür bezahlt.“

„Schadet denen nichts, gelegentlich aufgemuntert zu werden“, antwortete Don Gabriel, „die sind wie die Ziegen.“

„Meinetwegen“, erwiderte darauf Don Ramon ruhig, „ich wollte Ihnen das nur gerade einmal sagen. Ich habe viel in meinem Leben mit Arbeitern zu tun gehabt. Habe auch Arbeiter für die Silberminen und Kupferminen in meinen jungen Jahren angeworben. Alle Arbeiter, ohne Ausnahme, gehen bis zu einer bestimmten Grenze in ihren Kräften, in ihren Leistungen und ihrem Wollen. Treibt man sie zu weit darüber hinaus, dann geschehen zwei Dinge: entweder sie werden gefährlich oder sie werden wertlos. Das eine wie das andere tut uns nicht gut und macht uns auf keinen Fall reicher.“

Don Gabriel schnurrte: „Vielleicht haben Sie recht, Don Ramon, aber sehen Sie, ich wollte von dem Anblick da wegkommen.“

Als er das sagte, schlenderte Don Alban heran. „Señores

mios, mir ist entsetzlich unheimlich. Es kommt mir gerade so vor, als ob wir hier ewig in diesem Dschungel marschierten, als marschierten wir immer im selben Kreise herum. Nicht ein einziges Mal den offenen Himmel über sich. Grün und dunkel, grün und dunkel. Und diese brüllende Hitze und die drückende Feuchtigkeit. Dazu das ewige Wispern und Zirpen herum und das grauenhafte Brüllen der Gritones, das man Tag und Nacht nicht los wird. Wenn ich nicht bald ein Haus sehe und einen Tisch und einen Teller und ein paar andere Gesichter vor meinen Augen, ich glaube, bei der Santisima, ich werde verrückt. Daß mich auch der Teufel zwicken mußte, mit meinem Handel in die Monterias zu ziehen.“

Don Ramon lachte laut auf, schlug ihm heftig auf die Schultern und sagte: „Reden Sie keinen Erbsenbrei, Don Alban. Alles geht vorüber. Und wenn Sie alles, was Sie hier mit sich schleifen, mit hundert Prozent Profit verkauft haben werden, denken Sie anders über den Dschungel. Für nichts ist nichts.“ Man muß etwas tun, um das Recht zu haben, Geld verdienen zu dürfen.

Denken Sie nicht darüber nach, pfeifen Sie sich eins auf den Marsch. Wir haben auch keine Frau mit uns, ebensowenig wie Sie. Das ist die ganze traurige Geschichte mit Ihnen. Ich habe mich daran gewöhnt. Und nun, Señores, auf die Pferde.“

Er zog die Pfeife hervor und piff das Aufbruchssignal.

Gegen fünf Uhr nachmittags fühlte der Trupp in der umgebenden Luft die ersten Anzeichen des großen Sees. Ein leichter Wind vom See her trug den Geruch des Schilfes, der modernden Seegräser, der verschlammten und versumpften Ufer hinauf auf den felsigen Berg, an dessen abschüssigem Gefälle der Trupp sich in Windungen hinunterschlängelte zum See. Zuweilen sah man den See und die Offenheit über dem See durch einige Lichtungen im Dschungel aufblitzen.

Der Pfad war bröckelig und oft nur einen Fuß breit. Aber wenn man auch abrutschte, weder Mann noch Pferd konnten in den Abgrund stürzen, weil der hohe felsige Berg dicht bewachsen war mit Bäumen und Büschen.

Der Trupp marschierte in langer Linie, Mann hinter Mann, Tier hinter Tier. Niemand durfte halten, weil das den ganzen Trupp aufhielt. Es rutschten Packtiere ab. Aber ohne daß der Trupp zum Stehen kam, wurden die Tiere von den Händen der Arrieros gestützt, und man half ihnen wieder hinauf auf den Pfad. Die Tiere, den See

und seine frischen Weiden im Geruch aufnehmend, wieherten und trompeteten, daß es widerhallte vom See. Je näher sie zum Wasser kamen, um so eiliger wurden sie. Die letzte Viertelstunde setzten sie sich sogar in Trab, trotz ihrer Packen, trotz ihrer aufgescheuerten wunden Rücken, trotz ihrer Müdigkeit.

Die Luft war angefüllt von dem Geschrei und Gekreische der Tausende von Wasservögeln, die hier am See lebten.

Dennoch lastete über dem See und an seinen Ufern eine Einsamkeit, die zugleich unheimlich und erschütternd wirkte.

In der Nähe des Sees waren große Weiden, auf die die Ochsen, die in den Monterias arbeiteten, alle drei Monate in die Ferien geschickt wurden. Die Peones, die indianischen Caobaarbeiter, arbeiteten in den Monterias tagein tagaus, Jahr um Jahr, bis sie endlich eingeschartt wurden. Sie bekamen nie Ferien. Die Ochsen der Monterias gingen zugrunde, wenn sie nicht häufig Ferien bekamen und auf die Weiden außerhalb der Monterias gebracht wurden. Die Indianer gingen nicht zugrunde.

Nicht so rasch. Die eine Hälfte der Arbeiter waren Ochsen; und die andere Hälfte der Arbeiter waren Indianer. Die indianischen Arbeiter hatten Seelen, die einst gerettet wurden; und die tierischen Arbeiter hatten keine Seelen, um deren Rettung sich ein Erlöser kümmerte.

An dem Ufer des Sees, das der Trupp jetzt erreichte, stand ein Haus mit Palmendach. Aber das Haus hatte keine Wände. In dem Hause wohnte der Bursche, der die Ochsen bewachte, die in den Ferien hier waren.

Als der Trupp ankam, war der Bursche nicht da. Er hatte auch noch andere Weiden zu besuchen, die eine volle Tagesreise von hier entfernt waren und an den anderen Ufern des Sees lagen.

Der Lagerplatz war offen. Man sah den Himmel frei über sich. Nach den vielen Tagen in dem ewigen Einerlei des dunklen Grüns im Dschungel war es gleich einer Erlösung aus einem wüsten schweren Traum, hier am See rasten zu können.

Aber nach drei Stunden Anwesenheit begann die Qual. Eine Qual, so groß, daß man willig war, alle Schönheiten des Sees gern herzugeben. Infolge der Ochsen, die hier ständig weideten, war das Lager angefüllt mit Milliarden und Milliarden von Garrapatas, von Zecken. In einer

Stunde hatte jeder, der hier lagerte, seinen Körper und seine Kleidung so übervoll mit Zecken, daß man jeglichen Widerstand aufgab und sich zerbeißen ließ, wo und wie es den Herren dieser Welt, den Zecken, gefiel. Baden im See tötete die Zecken nicht ab, sondern tat ihnen ebenso wohl wie dem Badenden. Aber ein Baden war nicht möglich, weil die Ufer zweihundert Meter weit sumpfig waren und verwachsen mit Schilf. Das Wasser für den Trupp wurde nicht aus dem See genommen, sondern aus zwei Quellen, die am Fuße des Felsenberges dicht am See entsprangen.

Abends am Feuer sagte Celso zu Andreu, als die beiden allein waren: „Ich hatte geweissagt, daß El Camaron hier an diesem Felsen verunglücken würde. Aber das Schicksal hat es anders gewollt. Mit dem Schicksal soll man nicht rechten, und man soll nichts besser machen wollen, als das Schicksal es will.“

„Hast du gehört“, fragte Andreu, „was die Burschen, die ihn eingescharrt haben, erzählen, wie er verunglückt ist?“

„Wenn ich auf solches Geschwätz hören sollte, käme ich ja zu keinem eigenen Gedanken“, erwiderte Celso. „Und

überhaupt und so, was geht mich denn der Räuber an? Er und El Zorro fangen jedenfalls keinen Indianer mehr ein und stehlen ihn weg von seiner Frau und seiner Freude am Leben. Ich spucke nur aus, wenn ich an diese beiden Hurenbengel denke.“

Der Marsch am nächsten Tage ging durch dichten Dschungel, der in seinem Charakter völlig abwich von dem, der in den letzten Tagen angetroffen worden war.

Der Weg wurde nicht ein einziges Mal fest oder sandig oder steinig. Es war Morast und Sumpf ohne Aufhören und ohne die geringste Abwechslung.

Celso, neben dem Andreu marschierte, sagte: „Mein Söhnchen, jetzt kannst du hier bereits die Caoba in allen Ecken und Winkeln riechen, wenn du auch nicht einen einzigen Baum sehen solltest. Aber nun hat das Reich der Caoba wirklich begonnen. Heute Abend wirst du die ersten Überreste einer abgebauten großen Monteria zu sehen bekommen. Und noch manches andere, das dir zu denken geben wird, wenn du das Denken noch nicht verlernt hast.“

Die Pflanzenwelt wurde eine andere. Der Wechsel war so auffallend, daß er nicht nur den indianischen Peones auffiel, die hier zum ersten Male wanderten, sondern

selbst den Händlern, die sich um Pflanzen und Bäume, die sie auf ihren Reisen sehen, gewöhnlich nicht kümmern. Baum ist ihnen Baum, und Strauch ist ihnen Strauch. Ob es ein Ebenholzbaum ist oder ein Kastanienbaum oder ein Apfelsinenbaum oder ein Eichbaum, das ist ihnen alles gleichgültig. Solange die Bäume nichts von ihnen kaufen wollen, solange haben sie kein Interesse an ihrem Aussehen und ihrem Wert.

Die Reitpferde und die Tragemules sanken und flitschten in den weichen Boden bei jedem Schritt tief ein. Sie tasteten ihren Weg voran, immer nach den trockensten Stellen suchend, wo sie den Fuß fest aufsetzen konnten.

In diesen Regionen war ständige Regenzeit. Wenn man einen alten erfahrenen Monteriacontratista fragte, wann hier die Regenzeit beginne und wann die Trockenzeit, dann antwortete er, ohne eine Miene zu verziehen: „Ja, Señores, die Regenzeit beginnt hier bei uns ungefähr am fünfzehnten Juni.“ Dann kam die unvermeidliche Frage: „Und wann hört die Regenzeit hier in diesem Gebiet auf?“ Und die Antwort war, ebenso gleichmütig gegeben: „Am vierzehnten Juni.“

Das war richtig. Selbst wenn es nicht regnete, so lag am frühen Morgen ein so schwerer dicker Tau auf dem Dschungel, daß, wenn man hier marschierte oder ritt, man von den abtropfenden Bäumen und Sträuchern bis zum Mittag ständig naß war bis auf die Haut. Um ein Uhr begann man trocken zu werden, und um zwei Uhr begann der tropische Regen zu gießen, ununterbrochen für vier oder acht Stunden. Darum war es kein Wunder, daß der Weg hier war wie ein gepflügter Kartoffelacker nach einem ständigen Regen von sechs Wochen.

Wohin man sah, wuchsen Fächerpalmen und die Staudenpalmen. Die Palmwedel sprossen aus den Palmen heraus gleich dicht an der Wurzel. So hatten diese Palmen scheinbar überhaupt keinen eigentlichen Stamm. Aber weil die Palmwedel nicht oben am Stamm wuchsen, sondern gleich am Boden ausschlugen, darum wurde der Dschungel so dicht, daß man mit Recht sagen mochte, man sehe den Dschungel vor Palmen nicht.

Es war ein wildes, träumerisches Gewirr von Pflanzen der Urwelt. Die Palmwedel zuweilen dreißig Meter hoch. Farne ebenso hoch. Den Boden konnte man neben dem

Pfad nicht erkennen, so dicht war er bewachsen, so verfilzt, so verschlungen. Man fühlte in der Seele und im Gemüt den mitleidlosen Kampf, den die Pflanzen hier miteinander führten, um ein Stückchen Raum zu gewinnen, das die Größe eines Fingernagels hatte. Der Kampf der Menschen um ihre Lebensexistenz kann nicht rücksichtsloser geführt werden, als der Kampf der Pflanzen hier geführt wurde. Und dennoch: Alles wuchs und wucherte und atmete unversiegbare Ströme reicher Lebenskraft aus, die sich durch nichts bezwingen, durch nichts unterdrücken ließ.

Das war die Erde, die Caoba zeugte und Caoba gebar und Caoba zu voller Pracht und Kraft heranwachsen ließ. So schön und vollaftig und eisenhart kann ein edles Holz nur werden, wo es um seine Existenz und um seine Erhaltung und um sein Überleben so hart und unerbittlich zu kämpfen hat wie hier. Wer hier gezeugt wurde, heranwuchs und überlebte, war edlen Gblüts. Weichlichkeit und Zaghaftheit wurden in den Morast gedrückt und verfaulten, durften froh sein, wenigstens der Dünger zu werden für das Schöner, Stärker und

Edlere.

„Sieh dich um, Söhnchen“, sagte Celso zu Andreu, der wie träumend durch diese Zauberwelt wanderte, die so neu und ganz und gar unerwartet für sein Empfinden gekommen war. „Sieh dich um, sage ich dir. Hier beginnt das große wilde Reich der Caoba. Und nun, vielleicht zum ersten Male, wirst du wohl verstehen, warum man Caoba nicht auf dem Felde einer Finca ernten kann. Ich habe ja auch Kaffee gepflanzt in Soconusco. Auch in einer Art von Selva, einer Art von Dschungel. Aber, siehst du, Kaffee, der wird doch gepflanzt gerade so wie in einem Garten. So viel Unterschied ist das nicht. Aber hier so ein Caobo. Junge, mein Junge, das ist doch ein ganz anderes Ding. Und nun, glaubst du es oder nicht. Verflucht noch mal, nun ich erst einmal wieder hier bin und Caoba rieche, ich glaube wirklich, und die Santisima soll mich notzüchtigen dafür, ich glaube wirklich, ich könnte nirgends anderswo mehr leben. Ich glaube beinahe, ich hatte Heimweh nach der Caoba. Gottverflucht noch mal, was rede ich für Bohnen. Aber kannst es mir glauben oder nicht, ich glaube, ich bin schon selber ein Stück Caoba geworden.“

Und das ist es, warum ich Heimweh nach der Caoba hatte. Ich fange an, mich wohl zu fühlen, und ich könnte, weiß der Teufel, jetzt so einen Caobo umarmen und küssen, wenn du auch denken magst, ich bin verrückt geworden von der Hitze und von dem unsinnigen Marschieren. Es ist ja doch alles Schitt und in der Schitt. Frau und fünfzehn Kinder und Hühner und Schweine und zum Markt traben. Auch das kann einem zum Ekel werden. Ich bin verdorben, und ich gehöre hierher. Sieh dich vor, Andrucho, daß dir das nicht auch eines Tages so geht. Dann wird niemals etwas mit dir und deinem, he, wie war der Name, deiner Estrella, deinem Sternchen.“

Das ging so Stunden dahin. Es war, als habe eine völlig neue Welt begonnen und als wäre die alte bekannte Welt versunken. Eine neue Welt hatte sich aufgetan, und diese Welt war nichts als eine unentwirrbare Pflanzenmasse. Man verlor die Fähigkeit, einzelne Pflanzen zu unterscheiden. Es war nur Grün umher, Dichtigkeit, Verwirrung, goldene Sonnenmännlein, die auf den Palmenwedeln und Zweigen hüpfen. Es war, als läge über dieser Welt kompakter Pflanzen ein brünstiger Schrei, der noch in dieser Sekunde losbrechen und eine neue Welt gebären würde, eine phantastische Welt, in der nicht Mensch oder Tier herrsche, sondern die Pflanze. Wie eine Erlösung aus unbestimmter und unerklärbarer Erdrückung der Seele wäre ein solcher Schrei gewesen. Man fühlte sich verlassen und einsam, getrennt von allen übrigen Welten, trotzdem die Reihen der Peones und die knurrenden Packtiere maschinenmäßig dahinmarschierten. Die Marschierenden, Mensch und Tier, erschienen, als marschierten sie dieser Welt kompakter Pflanzen willenlos entgegen, um von ihr

verschluckt zu werden.

Und da schrie Andreu auf: „Dios mio, was ist – aber das ist ja – “ Mit einem Ruck blieb er stehen und ließ den Packen fallen.

„Was ist denn das?“ fragte er mit hartem Atem.

Vor ihm hatte sich der Dschungel plötzlich weit geöffnet. So weit, daß er alle Horizonte weltenlang ausbreitete. Zu Füßen der beiden lag tief unten der Strom, der gewaltige, mächtige, geheimnisvolle Ushumacintla-Strom. Er war der Gott, ohne dessen Hilfe kein Mahagoni aus diesen Regionen zur zivilisierten Welt gebracht werden könnte. Er war der Gott, der verantwortlich war für die Indianer, die von der Caoba aufgefressen wurden. Ohne diesen majestätischen Urwaldstrom wäre die Caoba hier so wertlos wie ein morscher Knüppel in einem Wald in Dakota. Und weil dann die Caoba wertlos wäre, würde niemand Indianer verkaufen, damit sie in den Monterias arbeiten.

Trotz alledem, unvergleichlich in seiner Weite und in

seiner Erhabenheit, war der Anblick von hier, hoch über den Ufern, von wo aus man den Strom in langen Zügen verfolgen konnte.

Es war noch früh. Kaum zwei Stunden in den Nachmittag hinein. Aber es wurde dennoch Lager befohlen. Von hier aus begann die erste Verteilung der angeworbenen Arbeiter auf die verschiedenen Monterias, die Leute benötigten und angefordert hatten.

Der Haupttrupp marschierte einige Tage weiter in den Dschungel hinein, auf dieser Seite des Stromes bleibend. Kleinere Trupps wurden hier in Canoes über den Strom gesetzt und auf der gegenüberliegenden Seite zu jenen Monterias gebracht, die dort ihre Königreiche hatten.

Die Söhne Mexikos, die von hier auf das gegenüberliegende Ufer gebracht wurden, gelangten in ein fremdes Land, ohne es zu wissen. Sie kamen unter die Oberhoheit einer anderen Regierung, ohne befragt zu werden. Die Mahagonikompanien anerkannten weder Staatsbürgerschaften noch Bürgerrechte, noch den Raub von Landeskindern, noch Landesgrenzen. Sie anerkannten nur das mächtige Reich der Caoba. Wo die Caoba herrschte, da war ihr Land, in dem sie regierten

und wo die Gesetze galten, die sie machten, wo sie die Strafgewalt ausübten, die ihnen recht dünkte. Was kümmerten sie sich hier um Konzessionen und deren Paragraphen, was scherten sie sich hier um Landesgrenzen, Landespräsidenten und Diktatoren. Das war alles so weit, so unendlich weit. Alles das war versunken irgendwohin. Es lag zwei Wochen erbarmungslosen Marsches durch den Dschungel weit hinten. Wer hier ankommt, um nach Gerechtigkeit zu suchen, kommt an, so winzig und klein, daß der Verwalter der ersten Monteria, wo er zu Gaste ist, ihm mit der Fliegenklatsche eins auf die Nase gibt, und er steht nicht mehr auf und weiß nicht mehr, warum er gekommen ist. Denn die Caoba kennt ihren Wert und ihre Macht.

Die Kameraden der Gruppe des Celso hatten sich hingehockt. Sie dachten vorläufig nicht daran, ein Feuer anzuzünden. Es war so viel Zeit dazu. Der Tag war noch lang.

Sie saßen da, behaglich und zufrieden, daß sie Ruhe hatten.

Dicht an das hohe Ufer des Stromes hatten sie sich hingehockt.

„Wie schön der Strom ist“, sagte Celso. „Der allein ist es wert, daß man in die Monteria geht und hier verfault. Unten hat er an einigen Stellen wunderschöne sandige Ufer. Da wollen wir später schwimmen gehen.“

„Was sind das für Hütten da hinten, auf der anderen Seite des Stromes?“ fragte Andreu.

„Das ist bereits eine Monteria. Die Verwaltungsgebäude“, erklärte Celso. „Die eigentliche Monteria liegt weiter drin im Dschungel.“

Er rückte seinen Packen dicht heran, suchte sich rohen Tabak heraus und wickelte sich eine Zigarre.

Er ging zu einem Feuer, das einige Burschen angezündet hatten, und rauchte sein Zigarre an.

Dann kam er wieder zurück zu einer Gruppe.

Nach einer Weile sagte er: „Ja, also, da sind die Krieger nun angekommen. Hier beginnt das Schlachtfeld. Hier war früher auch einmal eine Monteria. He“, unterbrach er sich, „da fällt mir etwas ein. Wollt ihr etwas sehen, ihr Rekruten, ihr Neulinge hier? Kommt mal mit.“

Er führte sie ein Stück den Strom abwärts und ging dann links in das Dickicht hinein.

Ein weites Feld von Hügelchen und darauf gesteckten rohen Kreuzchen breitete sich vor ihnen aus. Das Feld war überwuchert von Gras und Gestrüpp. Aber Hunderte und Hunderte von Hügelchen und Kreuzchen waren zu sehen. Die Kreuzchen zum großen Teil verwittert und zerbrochen, die Hügelchen verweht, verscharrt, ausgekratzt.

„Was ist denn das hier? Fragte Santiago erschreckt, „das sieht ja aus wie ein – . Aber hier, in dieser Einsamkeit?“

„Ja, hier in dieser Einsamkeit, wo einst eine Monteria war“, sagte Celso gleichmütig. „Hier ist es, wo die Gefallenen jener Monteria ihren letzten Lagerplatz haben. Kommt nur weiter herein in das Reich der Caoba, da werdet ihr noch ganz andere Dinge zu sehen bekommen, ihr jungen unschuldigen Lämmchen. Und das sage ich euch gleich hier und jetzt: Wenn ihr nicht werdet wie die Caoba, stahlhart und roten Blutes, dann rastet auch ihr bald auf eurem letzten Lagerplatz. Wer hierherkommt, muß beißen und beißen können, oder er wird verschluckt wie eine lahme Fliege von einem fetten Frosch. Schitt. Los, kommt schon und laßt das Nachdenken sein. Hat keinen Zweck, zu grübeln. Die da unter den verwehten Hügeln liegen, husten nicht mehr. Aber ich habe Hunger. Wollen uns unsere Bohnen kochen, mit Pfefferschoten, damit wir etwas in den hohlen Magen kriegen. Los und frisch gehüpft. Sucht Holz für das Feuer.“

Sie gingen zurück zum Lager und fachten ihr Feuer an.

Rosenrote Vögel flogen über ihnen hin, kreisten in einem weiten Bogen hinunter zu den Ufern des majestätischen Stromes, stelzten auf hohen dünnen Beinen bedächtig in das gemächlich dahinfließende Wasser und begannen zu fischen.

ENDE

Endredaktion

der PDF des gescannten Buches, mit Absicht ohne jegliche textliche Änderung, am 13.10.2016